This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

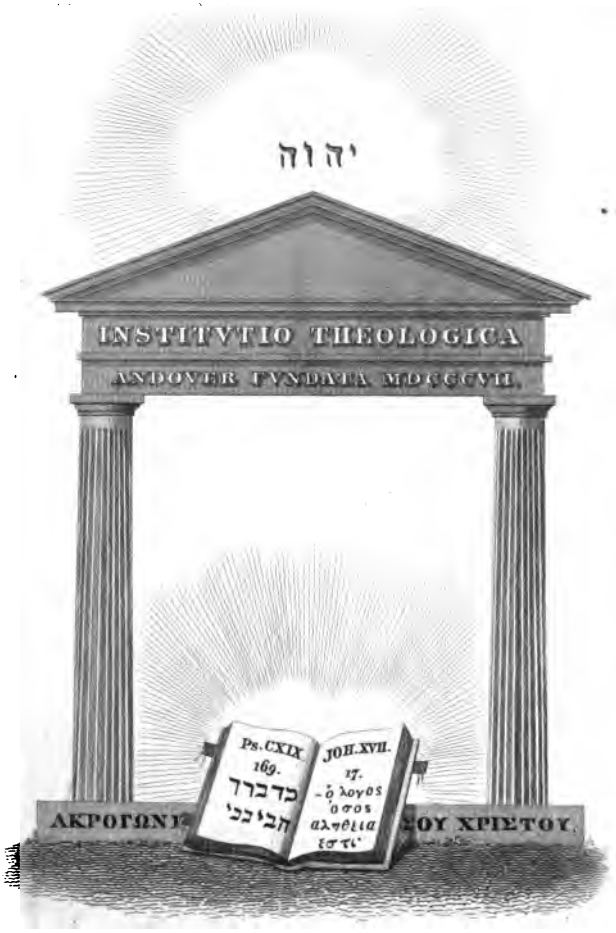
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 5RSY Z

817.47


יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX.
169.
כדברך
הביבני
JOH. XVII.
17.
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
εστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.

Die

Missionen

der

evangelischen Kirche.

Ein Volksbuch

von

J. C. Wallmann,
Inspector der rhein. Missionsanstalt.

Zweite veränderte Auflage.

Quedlinburg, 1848.
Verlag und Druck von Ludwig L. Franke.

Recd May 5, 1877.

25,774

Vorrede.

Es wird jetzt im Volke viel von der Missionssache geredet. Bei Weitem die Mehrzahl ist ihr abgeneigt. Nur der kleinere Theil ist für dieselbe.

Beiden Theilen möchte ich mit diesem Büchlein einen geringen Dienst erweisen. Zunächst den Abgeneigten. Ich finde, daß sie meistens von der Sache reden, wie die Blinden von der Farbe. Es fehlt eben an Aufklärung. Sodann den Wohlgesinnten. Ich finde, daß viele von ihnen so ganz unvorbereitet an die Notizen ihrer Missionsblätter kommen, dann immerzu lesen und zuletzt den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Es fehlt eben an Uebersicht.

Zu beiden nun, zur Aufklärung wie zur Uebersicht über die Sache, möchte diese kleine Schrift ihr Scherflein beitragen. Sie wird für das Volk kurz und einfach berichten, wie es um die Missionen der evangelischen Kirche steht.

Ich sage auch gleich, wie ich dieselbe eingerichtet habe. Ich habe drei Theile gemacht. Der erste Theil handelt von dem religiössittlichen Zustande derjenigen Völker, die das Evangelium nicht haben; der zweite von den Anstalten, Gesellschaften und Vereinen, die die evangelische Kirche gemacht hat, um jenen

Völkern das Evangelium zu bringen; und der dritte von den Erfolgen, welche das bisher gehabt hat.

Und nun sei des Herrn reicher Gnade dies arme Büchlein befohlen.

Quedlinburg, am 27. April 1843.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Seit fünf Jahren sind etliche tüchtige Bücher über die Missionen erschienen. Sie sind mehr oder weniger gelehrt, vollständig, zum Nachschlagen gut. An solchen Ruhm denkt dies arme Büchlein nicht. Es hat von Anfang an nichts weiter als ein Lesebuch fürs Volk sein wollen, ist's in dieser neuen Auflage geblieben und nun erst recht ohne allen Umschweif auf kurzweiliges Lesen eingerichtet. Darin hat es sein Recht zu existiren. Es müssen Reiche, es müssen Arme sein. „Gar heimlich führt' er sein Gewalt, er ging in einer armen Gestalt; den Teufel wollt er fangen."

Barmen, am Himmelfahrtstage 1848.

Erſter Theil.

Siehe Finſterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker!

Jeſ. 60, 2.

Das Evangelium ist das Licht der Welt. Die Mission ist die Leuchte, welche dies Licht in alle Welt hinausträgt. Wollen wir also den Werth und Segen der Mission erkennen, so müssen wir vor allem die Finsterniß ansehen, welche die Völker auf Erden bedeckt. Wir wollen zu dem Ende Volk für Volk durchwandern und fangen unsre Wanderung in

Europa

an. Das ist seinem größten Theile nach von christlichen Völkern bewohnt. Das weiß ein Jeder. Aber die sind nicht alle evangelische Völker. Das Wort Gottes, wie es in den heiligen Schriften alten und neuen Testaments verkündigt wird, sieht nur die evangelische Kirche, die sich in dem mittlern und nördlichen Theile Europas in größern und kleinern Gemeinschaften mit etwa 60 Millionen Seelen ausgebreitet hat, als den einzigen Grund ihrer Seligkeit an. Sie unterscheidet sich eben dadurch von den beiden andern Kirchen, welchen die übrigen christlichen Völker Europas zugethan sind, von der römisch-katholischen und der griechisch-katholischen. Die Erstere hat mehr oder weniger in allen Ländern ihre Glieder, an 130 Millionen; die andern nur in den Ländern, die gen Morgen liegen, in Griechenland, der Türkei und Ruß-

Juden. Diese bilden den eigentlichen Kern, die Masse der Judenschaft. Man nennt sie darum so, weil sie neben dem alten Testamente und noch mehr als dieses den Talmud als die Grundlage ihres Glaubens ansehen. Der Talmud ist ein Buch in 12 dicken Bänden. Darin sind die mündlichen Ueberlieferungen aufgeschrieben, die von Mosis und der Propheten Zeiten herrühren. So sagen diese Juden. Aber das Meiste, was darin steht, ist weder Moses noch den Propheten eingefallen, sondern rührt von den spätern Rabbinen her. Unter manchem Ernsten findet sich darin viel Unsinn, Feindschaft wider Christum und schmutziges Zeug. Unser Vater Abraham, steht da geschrieben, war der Größte unter den Riesen. Er war so groß als 74 Personen und trank so viel als 74 Personen und war so stark als 74 Personen. Eleaser, der Nämliche, der auch Og heißt, König von Basan, war auch ein Riese. Aber Abraham pflegte ihn auf seine flache Hand zu stellen, wenn er mit ihm reden wollte. Einmal geschah es, daß Abraham zornig auf ihn war und ihn schalt. Da erschrak Eleaser so sehr, daß ihm ein Zahn aus dem Munde fiel. Den nahm Abraham und machte sich ein Bett daraus, in welchem er schlief; andere sagen, er habe sich einen Stuhl daraus gemacht und sich darauf gesetzt. — Jesus heißt im Talmud der Galiläer, ein Hurensohn, Zauberer, Gaukler, Ketzer, der Gehenkte, und sein hochgelobter Name wird so geschrieben, daß man statt seiner lesen soll: „vertilgt werde sein Name.“ — Es steht auch im Talmud: „Der Rabbi hat gesagt: der Mensch ist schuldig, sich auf dem Feste Purim so trunken zu trinken, daß er nicht mehr zu unterscheiden weiß zwischen „verflucht sei Haman!“ und gesegnet sei

Mardochai!“ Das ist das Buch, welches für die meisten Juden Europas namentlich in Polen, Galizien, Ungarn und der Türkei das Ein und Alles ihres Glaubens und ihrer Gelehrsamkeit ist, dem man unbedingt Glauben schenkt, denn „wer die Worte der Schriftgelehrten übertritt, ist des Todes schuldig,“ sagt der Talmud selber. Der Einfluß, welchen die Rabbinen dadurch ausüben, ist an vielen Orten sehr groß. Das arme Volk wird auf die Weise schwer mit Aberglauben, Verkehrtheit und Bitterkeit gegen das Evangelium geschlagen. Ein polnischer Rabbi gestand nach seiner Bekehrung: „durch die väterlichen Ueberliefrungen wurde das Vorurtheil gegen den Namen Jesus mit der tiefsten Verachtung und Gotteslästerung meinem jugendlichen Gemüthe eingeprägt.“ Eine besonders strenge Seete der Talmudistischen Juden sind die Chasidim, die Pharisäer der neuen Zeit. Doch beginnt seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Herrschaft des Talmud immer mehr zu wanken und es ist aus den Abtrünnigen die dritte große Partei entstanden, die wir schlechtweg die aufgeklärten Juden nennen wollen. Die nehmen vom alten Testamente und Talmud soviel an, als sie mit ihrer Vernunft reimen können. So wird man sie wohl am Besten und Kürzesten beschreiben. Sie sind ein bunter Haufen, in dem einer immer weniger als der Andere von dem Glauben und den Gebräuchen der Väter behält; noch zu jung, als daß man sagen könnte, wohin es am Ende mit ihnen kommen werde. Dergleichen Juden findet man in Deutschland viele, die auch schon besondere Gemeinden bilden, wie z. B. in Frankfurt a. M. Auch in Galizien nehmen sie immer mehr überhand. „In 100

Jahren," sagen sie, „wird kein einziger Jude in Galizien mehr sein!" Die bilden dort geheime Gesellschaften und sind überaus thätig, unter den Talmudisten besonders durch Jugendunterricht etwas Neues zu schaffen, wogegen sich aber die Rabbinen aufs heftigste wehren. Was wird es auch weiter sein, als neue Flicken auf ein altes Kleid. Die Flicken werden reißen und der Riß wird ärger werden. „Suchet Jesum und sein Licht, alles Andere hilft euch nicht!"

Wir waren eben in Galizien. Von da hat man nicht weit bis zur Moldau, Siebenbürgen und Ungarn hinein. In diesen Ländern müssen wir doch auch noch bei einem Volke vorsprechen, welches gleich den Juden in der Zerstreuung als Fremdlinge mitten unter christlichen Völkern ohne das Evangelium lebt. Das sind die Zigeuner. Sie mögen etwa 450 Jahre in Europa sein. Woher sie kommen und was sie aus ihrer Heimath getrieben hat, das weiß man nicht genau. Sie selber fabeln gar vielerlei davon. Am Wahrscheinlichsten ist, daß sie bei oder in Ostindien zu Hause gehören und durch Krieg vertrieben wurden. Sie haben sich hordenweise durch ganz Europa verbreitet; weil sie aber meist üble Gäste waren, hat man sie viel verfolgt. Noch vor 100 Jahren waren sie in manchem deutschen Lande vogelfrei. Jetzt mögen in Europa etwa 7—800000 sein. In Deutschland, Frankreich und England sind sie nur einzeln. Spanien ausgenommen leben die meisten Zigeuner da, wo die meisten Juden leben, in Ungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Türkei.

In Holland heißt das Volk schlechtweg „die Heiden". Und etwas Anderes sind sie auch nicht, räthselhafte,

geistig gebundene Naturen, beherrscht von einem dunkeln Banne, dessen Ahnung selbst ihre Fröhlichkeit mit einem tiefen Zuge von Schwermuth durchdringt. Ihre Religion scheint durchaus sinnlos zu sein und sich auf die unbestimmte Furcht vor unerklärlichen Mächten „jenseits des Sonnenlichtes“, wie einer sich ausdrückte, zu beschränken, gegen deren Einwirkungen sie sich durch allerlei magische Mittel und Zaubereien zu schützen suchen. In der Türkei geben sie sich für Muselmänner, in Ungarn für Katholiken, in Siebenbürgen für Evangelische aus, wie es ihnen grade commod ist. Sie lassen auch wohl ihre Kinder taufen, oft mehr als ein Mal, um des Pathengeldes willen und machen mancherlei christliche Gebräuche mit; aber von christlicher Erkenntniß ist bei ihnen nicht die Rede. So leben sie in ihrer Finsterniß in die Welt hinein in großer Masse Gauner, Diebe, Wahrsager, Zauberer, bis zum Ekel schmutziges Volk, ohne Ehe, ohne Erziehung, ohne Haus und Hof, ohne Gott.

Das sind die beiden Fremdlinge mitten unter den christlichen Völkern Europas, die Juden und die Zigeuner. Von nun an aber wendet sich das Blatt. Nun werden wir, ehe wir nach Amerika kommen, weite Strecken durchwandern müssen, in welchen wir die Christen als Fremdlinge mitten unter nichtchristlichen Völkern finden. Wir brauchen Europa noch nicht einmal zu verlassen, so stoßen wir schon auf Erzheiden und Muselmänner.

Im europäischen Rußland an dem linken Ufer der Wolga wohnen die Kalmükken. Die sind Erzheiden. Sie verehren den Dalai Lama. Wer das ist, will ich jetzt noch nicht sagen. Wenn wir nach Asien hinein

kommen, werden wir mehr von ihm hören. — Zu vielen Tausenden wohnen die Muselmänner in den europäischen Ländern, die an die Küsten des caspischen, schwarzen und griechischen Meeres stoßen, im südlichen Rußland und der Türkei. Bekanntlich ist der Stifter ihrer Religion der arabische Kaufmann Mohammed aus Mekka vor etwa 1200 Jahren gewesen. Er war ein Lügenprophet. Das ist gewiß. „Seit 610 gab er Umgang mit dem Engel Gabriel vor, mit dessen Hilfe er einen Luftritt auf dem Grauschimmel Alborak von Mekka nach Jerusalem gemacht haben und da auf einer Leiter bis in den siebenten Himmel gestiegen sein wollte, wiewohl jeder Himmel 500 Jahrreisen vom Andern entfernt sei. Und in diesen Himmeln war er von Adam, Abraham, Moses, Jesus ꝛc. ehrerbietig bewillkommt, als Liebling Gottes und größter Prophet erkannt worden. Im siebenten Himmel hörte er schon Gott mit einem Engel zu seinem Lobe und von seiner Sendung reden. Einen Engel sah er, der 7000 Köpfe, jeder Kopf 7000 Gesichter, jedes Gesicht 7000 Mäuler, jedes Maul 7000 Zungen hatte, jede Zunge 7000 Sprachen sprach ꝛc.“ Die Offenbarungen, welche Mohammed auf diese Weise empfangen haben wollte, wurden nur stückweise und bei Gelegenheit von ihm mitgetheilt. Seine Anhänger bewahrten sie größtentheils im Gedächtniß. Doch wurden sie auch gleich, so wie man sie von Mohammed hörte, auf Palmblätter oder Stücke Leder geschrieben. Nach seinem Tode sammelte man alles in einem Buche. Das ist der Koran, ihre Bibel. Er soll eine Abschrift des Buches der Rathschlüsse Gottes sein, welches im siebenten Himmel aufbewahrt wird und die Gott selber dem Mohammed zu

einer Richtschnur des Glaubens und Lebens gegeben hat. Darnach heißt Mohammeds Religion Islam, d. h. Gottergebenheit und seine Anhänger Moslemin, d. h. Gottergebene, woraus wir „Muselmänner“ gemacht haben. Gänzliche Ergebenheit in Gottes Willen sollte nämlich die erste Eigenschaft aller Anhänger Mohammeds sein. Und das wäre so unrecht nicht, wenn sie nur den Willen Gottes und die vor ihm allein gültige Ergebenheit kennten. Aber so steht in ihrem Koran oben an: Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet, d. h. sein letzter und größter Prophet. Und diesem Propheten ist das im Großen gelungen, was die Zigeuner im Kleinen noch immer versuchen. In seine Religion hat er von allen Religionen, mit denen er in Verbindung kam, etwas aufgenommen, um sich allen zu empfehlen. Von seinen heidnischen Volksgenossen behielt er viele Ceremonien und Rechte; von den Juden nahm er etwas aus Mosis Gesetz, aus Davids Psalter und aus den Fabeln des Talmud; für die Christen redete er mit großem Respecte von Jesu als dem „von der Jungfrau geborenen Worte Gottes.“ Und zu dem Allen fügte er seine eigenen angeblichen Offenbarungen. So ist Mohammeds Religion ein buntes Gemisch von Wahrheit und Lüge geworden. Das Licht wahrer Erkenntniß ist in ihr dermaßen mit Irrthum umgeben, daß es unmöglich auf den Weg des Heils bringen kann. Die Effendis und Imans, Priester und Schriftgelehrte, predigen den Muselmännern von Jugend auf, daß Gottes gutes, aber unabänderliches Geschick über ihnen walte, welchem sie sich blind zu unterwerfen hätten. Und das thun sie auch. Daß aber auch ein heiliges Gesetz Gottes über ihnen

walte, dem sie in Liebe und Gehorsam sich ergeben müßten, davon hört man nicht viel. Sie wissen zwar so etwas von Sünden, aber die Priester verordnen dagegen eine gewisse Anzahl Kniebeugungen, Fasten, Almosen, Waschungen, Lesen des Koran, eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt Mekka; dann ist alles wieder gut. Solchen Dingen sind denn auch die Muselmänner sehr ergeben. „Wir folgen unsern Priestern darin, wie Thiere," sagte ein Türke. Tag aus Tag ein sind ihre Moscheen, d. h. Bethäuser, von Knieenden angefüllt. Almosen geben, Fasten, heilige Waschungen verrichten — es ist keiner eifriger darin, als sie. Wer das thut und wenn es hoch kommt, etwa noch einer groben sündlichen Gewohnheit entsagt, dann ist nach dem Tode das Paradies sein. „Dort ist die Erde von Weizenmehl; der Baum Tuba hängt voll Granaten und Trauben. Wenn den Seligen nach Fleisch gelüstet, stehen alsbald gebratene Vögel vor ihm. Bei der Bewirthung der Auserwählten wird der Fisch Nun verzehrt, dessen Leber allein für 70000 hinreicht. Die Aeste des erwähnten Baumes beugen sich zu dem, der pflücken will und aus seinen Früchten brechen gesattelte und gezäumte, mit köstlichen Schabracken und Geschirr gezierte Rosse und Kameele hervor u. s. w. Das ist die Religion der großen Masse. Daß also die Sünde mit all ihrem bittern Solde unter ihnen herrscht, versteht sich danach von selbst. Am türkischen Hofe ist es Gesetz, daß alle Kinder der Schwestern des Sultans gleich nach der Geburt erdrosselt werden. Noch vor einem Paar Jahren verfuhr man danach. Uebrigens sind die Muselmänner unter sich durch eine Menge Secten zerspalten. Einige derselben machen sichtliche Anläufe

zu einer Reformation. Es wird aber sehr schwer halten, etwas Neues aufzubringen; denn die Priester wachen eifrig darüber, daß sich keiner zu einem andern Glauben bekehrt. Wer es thut, ist sammt dem, der ihn dazu beredet, des Todes schuldig. So bestimmt der Koran. Der herrscht denn nun auch weit nach

Asien

hinein. Wenn man auf der Landkarte dieses Erdtheils die Länder am Kaukasus, Kleinasien, Armenien, Syrien, Arabien, Persien, Beludschistan, Afghanistan, Turkestan und die Länder im Norden des Aralsees bis nach Sibirien hinein übersieht, so hat man eine Landstrecke vor sich, die recht gut eben so groß ist, als ganz Europa. In allen diesen Ländern herrscht die Lehre Mohammeds. Und geht man weiter nach Ostindien, in das Innere Asiens bis an die Gränzen Chinas und in den indischen Ocean bis nahe an Neuholland, überall sind viele 1000 Muselmänner zu finden und werden durch eine sehr betriebsame Mission täglich mehr. Es sind dies freilich solche Muselmänner, die in Hinterasien. Sie haben ein Paar Satzungen des Koran und den Namen angenommen, sonst sinds die Heiden in der alten Haut. Es findet sich nämlich dort eine mächtige heidnische Religion, die wohl die zahlreichsten Anhänger unter allen Religionen auf Erden hat. Das ist die Brahma-Budhareligion. Ehe wir aber genauer von der reden, müssen wir doch noch etwas in den Ländern Asiens verweilen, in welchen Mohammeds Name herrscht.

Die Meisten von ihnen waren vormals mit reichgesegneten Gemeinden Christi erfüllt. Die Länder am

Mittelmeere sind ja die Wiege der christlichen Kirche. Aber schon lange ist dort der Leuchter von seiner Stätte gestoßen und man trifft nur noch hie und da auf Trümmer der Stadt, die einst so hoch auf dem Berge lag. Griechisch- und römisch-katholische und koptische Christen, Nestorianer, Armenier und Maroniten leben in den Ländern zwischen dem caspischen und Mittelmeere in größern und kleinern Gemeinden. Sie haben sich durch Menschensatzungen um das reine Evangelium bringen lassen und sind deshalb fast ganz verkommen unter dem Drucke der Muselmänner und der eigenen geistlich-todten, herrschsüchtigen und fanatischen Priesterschaft. Und wenn sie diese Letztere verachten, fallen sie in den trostlosesten Unglauben, den man häufig unter ihnen trifft. Am besten steht es immer noch bei den Nestorianern in Persien und an dessen Gränzen nach Kurdistan hin. Man hat sie für die Nachkommen der 10 Stämme Israels gehalten, die früher in die Gefangenschaft geführt und nachher Christen wurden. Sie waren ehemals ein großes Volk, welches seit dem 5. Jahrhundert das Evangelium tief nach Asien hinein verbreitete. Jetzt ist es ein kleiner Haufen von etwa 200000 Seelen, mit ziemlich reiner Lehre, aber doch sehr erstorbenem geistlichen Leben.

Hier in Vorderasien ist auch die Heimath der Juden, das gelobte Land. Sie haben aber gegenwärtig daselbst sauer Leben und es sind ihrer nur wenige im Lande. In Constantinopel allein wohnen mehr als in ganz Palästina. Man findet sie besonders noch in den 4 heiligen Städten Jerusalem, Hebron, Safet und Tiberias. Sie sind, wenig ausgenommen, durchweg Talmudisten, wandern häufig aus andern Ländern

ein, um hier zu ſterben und im Thale Joſaphat begraben zu werden. In Jeruſalem zahlen ſie dem Türken ſchwere Steuer, um an der weſtlichen Mauer des ehemaligen Tempelberges ein elendes Plätzchen zu bekommen. Da ſitzen denn die Söhne Abrahams, meiſt armes, zerlumptes Volk, aber die ſtrengſten Juden der Welt, im Staube und ſingen immer: „Da ſitzen wir einſam und weinen!“ Sonſt finden ſich die Juden überall in Aſien zerſtreut vom Mittelmeere an bis gen Morgen nach Perſien, Arabien nach Oſtindien hinein, wo es auch ſchwarze Juden giebt, welche von Sclaven abſtammen ſollen, die den jüdiſchen Glauben annahmen.

Mit Islam, Chriſtenthum und Judenthum ſind indeß noch keineswegs alle Religionen dieſer weſtlichen Länder Aſiens genannt. Wir wollen uns aber nicht weiter bei ihnen aufhalten. Es iſt ein mühſelig Ding, ſich durch die chriſtlichen, jüdiſchen, muſelmänniſchen und abgöttiſchen Trümmer hindurchzuſchlagen, woraus beſonders die vielen kleinen Stämme, namentlich der Gebirgsbewohner jener Gegenden, der Eine immer jämmerlicher und confuſer als der Andere, ihren Aberglauben zuſammengeflickt haben. Doch können wir ein Paar von dieſen kleinen Völkerſchaften nicht ganz unberührt laſſen. Die Eine iſt ſchon von ſehr alten Zeiten her bekannt; auf die Andere iſt man erſt in neueſter Zeit mehr aufmerkſam geworden. Die Letztern ſind die Druſen, ein Gebirgsvolk auf und an dem Libanon, über 100000 Köpfe ſtark. Die große Maſſe lebt wie die Zigeuner ohne alle Religion und giebt ſich bald für Chriſten, bald für Muſelmänner aus. Nur ein kleiner Theil des Volks iſt in eine beſondere Religion eingeweihet, hat Tempel und heilige Bücher und treibt viel

Geheimthuerei mit seinem Glauben. Daß sie Götzenbilder anbeten, wird wohl nicht gegründet sein. Was man aus ihren heiligen Büchern hat erfahren können, zeigt ein unsinniges Gemenge muselmänischer, christlicher und heidnischer Vorstellungen, welches in dem Kopfe eines wahnsinnigen Tyrannen entstand und nicht werth ist, daß man weiter ein Wort darüber verliere. Die Druſen sind äußerst wild, blutgierig und rachsüchtig; sonst ein höflich, gastfreundlich, tapfer Volk, streng sittlich, Männer von Wort; gegen Christen wohlgesinnt. — Mit ihnen leben fast in derselben Gegend die Ansärieas, Ismajeliejehs und Kedamezers, an 200000 Menschen. Besonders die Ersten haben in ihrer Religion viel Aehnlichkeit mit den Druſen, nur daß noch tollerer heidnischer Aberglauben sich bei ihnen eingenistet hat. Man findet z. B. den Glauben an die Seelenwanderung bei ihnen. Wer nicht an ihren Gott geglaubt hat, wird nach dem Tode in einen Hund, Esel, Schwein verwandelt; wer die Geheimnisse des Glaubens nicht treu bewahrt hat, dessen Seele geht in einen Juden, Christen oder Muselmann; wer aber treu geblieben, erscheint nach dem Tode in einer immer vollkommneren menschlichen Gestalt, bis er endlich in einen hellen Stern am Himmel verwandelt wird. Die Ismajeliejehs treiben einen schamlosen Götzendienst mit einem jungen Mädchen und sind überhaupt ein freches, zügelloses Volk, unter dem die Väter mit den Töchtern und die Söhne mit den Müttern offene Blutschande treiben. Die Kedamezers beten den Teufel in schwarzen Waldschlangen an, welche sie für seine Lieblinge halten, die ihm von allen Handlungen der Menschen Bericht erstatten.

Die andere Völkerschaft, von der ich noch kurz reden will, sind die Parsen oder Guebern oder, wie sie sich selbst nennen, Musdyasni. Sie waren die ursprünglichen Bewohner Persiens, wohnen auch noch jetzt hin und wieder daselbst; größtentheils sind sie aber, als Christenthum und Islam in das Land drang, nach Ostindien ausgewandert, wo man sie gegenwärtig vorzüglich in und bei Bombai, in der Stadt allein 10000, findet. Sie beteten in uralten Zeiten das Feuer als eine Offenbarung Gottes an. Aber ein Mann, Namens Zoroaster, hat etwa 500 Jahre v. Chr. G. ihren Glauben gereinigt. Seine Lehren sind in dem Buche Zendaveſta enthalten. Danach glauben sie an ein einziges, ewiges Urwesen, aus welchem Ormuzd, der Schöpfer und Erhalter alles Guten und Ahriman, der Schöpfer und Erhalter alles Bösen, hervorgingen. Diese beiden haben ein Jeder seine Engel und liegen mit einander im Weltall in stetem Kampfe. Die Menschen schafft zwar Ormuzd und dienen sie ihm im Leben, so werden sie nach dem Tode selig. Dienen sie aber Ahriman, so kommen sie in die Hölle. Am Ende aller Dinge siegt doch der gute Geist über den Bösen; alle Leiber der Menschen werden dann auferstehen und alle Dinge erneuert werden. Dazu findet man im Zendaveſta eine ernste Sittenlehre, die Gutes und Böses streng scheidet und die Sünde, namentlich den Götzendienst entschieden verwirft. Die Anbetung des Feuers haben sie bis auf diesen Tag behalten. Die Priester unterhalten das heilige Feuer in besondern Tempeln. Vor dem knieen sie und beten. Aber auch jedes Haus ist ein Tempel. Jeder Familienvater unterhält einen Feuerherd als

Altar, auf welchem von köstlichem wohlriechenden Holze beständig die heilige Flamme brennt. Kein Parse lösch ein Feuer oder Licht aus. Entsteht ein Brand, so bekämpft man ihn dadurch, daß man das brennende Haus von den Uebrigen absondert. Es ist ein seltsamer Anblick, auf den Wällen von Bombai die Parsen in ihren weißen Gewändern und farbigen Turbanen auf den Sonnenaufgang warten zu sehen. Wie die Sonne erscheint, erheben sie einen langen Freudenruf. Abends kommen sie wieder und liegen auf den Knieen, bis das letzte Abendroth erloschen ist. Dabei sind sie in Ostindien ein unternehmendes, wohlhabendes, eng zusammenhaltendes Volk, reiche Kaufleute, geschickte Handwerker, sehr häufig in ehrenvollen Diensten der Europäer und unterscheiden sich leiblich und geistlich sehr vortheilhaft von dem abgöttischen Volke, unter welchem sie wohnen, von den Hindu, den Bewohnern Ostindiens, deren Religion wir nun etwas genauer betrachten müssen.

Man nennt dieselbe die Brahmareligion. Sie ist durch die ganze große Halbinsel Ostindien verbreitet und hat ihren Ursprung in sehr alten Zeiten. Einige ihrer heiligen Bücher sind fast so alt, als die fünf Bücher Mosis, welches die ältesten Bücher auf Erden sind. In diesen Büchern, namentlich den ältesten, finden sich etliche Spuren von wahrer Erkenntniß Gottes. So lehren sie ein höchstes, ewiges, unerschaffenes Wesen, welches Brahm heißt. Der schläft indessen in Einem fort; darum kümmert man sich nicht viel um ihn; man läßt ihn schlafen. Doch einmal ist er aufgewacht; da hat er ein großes Ei gelegt, aus dem Ei ist alles entsprungen. Zuerst diese drei: Brahma, Wischnu

und Schiwa, die obersten Götter. Von denen kommen dann wieder 330, sage dreihundert und dreißig, Millionen Götter und Göttinnen her. Es versteht sich von selbst, daß man nicht allen Gottesdienst erweist; aber die heiligen Schriften führen die ganze Schaar auf und die Schriftgelehrten gehen zu zwei und zwei von Ort zu Ort, nehmen unter dem Schatten eines Baumes Platz oder in der Halle eines Tempels oder in einer Bude auf den zahlreich besuchten Jahrmärkten, pflanzen vor sich Flaggen an hohen Bambusstäben mit Bildern aus den Geschichten ihrer viel 1000 Götzen auf und lesen und erklären dem umherstehenden Volke in schmeichelnden Gesängen und Strömen der Beredsamkeit diese Fabeln, von denen die meisten so greuliche Schand- und Lastergeschichten sind, daß schwerlich noch ein Volk auf Erden gefunden wird, was derlei von seinen Götzen erzählt. Die Götzen, denen am meisten in Ostindien gedient wird, sind Wischnu, in zwei Erscheinungen auf Erden, als Ram und als Krischna, sodann Schiwa (Linga) und sein Weib die Göttin Gali oder Durga und Dschuggernath. Von allen werden Bilder gemacht. Schiwas Bild ist eine Menschengestalt, silberweiß, mit 5 Gesichtern, 3 Augen, einen Halbmond auf der Stirn, 4 Armen, in einer Hand hält er eine Waffe, in der andern ein Reh, mit der dritten segnet er, mit der vierten gebietet er, nichts zu fürchten. Oft auch ist es nichts weiter als ein schwarzer Stein oder Erdklumpen in der Form eines kleinen Zuckerhutes. In jedem Dorfe wohnt ein Götzenmacher. Soll ein Fest gefeiert werden, an welchem man das Götzenbild herumträgt, so befestigt der Meister an einem Brette, etliche Bambusstäbe, um diese bindet er

Stroh und formt es. Dann knetet er Kuhmist mit Thon und Spreu zu einem Teige, überzieht den Strohmann damit, malt ihn an und giebt ihm an Hals und Arm die nöthigen Abzeichen seiner Gottheit. Ist das Bild vollendet, so kömmt des Morgens der Priester, berührt mit den beiden Vorderfingern seiner Hand Brust, Augen und Stirn des Bildes und spricht jedesmal die Worte: „der Geist Schiwas oder Durgas steige herab und nehme Besitz von diesem Bilde!“ dann ist der Götze fertig; von nun an glaubt der Hindu, daß der Gott in dem Bilde wohne und betet an. Gewöhnlich werden nach dem Feste solche Bilder zerbrochen und in das Wasser geworfen. Die Bilder, welche in den viel 1000 Tempeln im Lande umher oder auch in den Häusern und Gärten reicher Leute aufgestellt sind, sind von dauerhafterm und köstlicherm Material, Stein oder Metall. Die Tempel sind in der Regel nicht sonderlich stattliche Gebäude. Doch giebt es auch in großen Städten und berühmten Wallfahrtsplätzen wahre Meisterstücke der Baukunst darunter, die mit dem schönsten, aber schändlichsten, Bildwerk bedeckt und von den Reichen mit ungeheuren Schätzen ausgestattet sind. In Benares, der heiligsten Stadt, finden sich allein 900 Schiwatempel. Des Morgens kömmt ein Priester und fällt vor dem Bilde nieder, wäscht es sodann mit Wasser, reibt es mit Milch, Schmalz oder Butter ein, murmelt seine Gebetsformel und setzt Reis, Zuckerwaaren und Früchte vor dem Götzen nieder, streut ihm auch Blumen hin. Während dessen kommt das Volk zum Tempel; ein jeder macht eine tiefe Verbeugung und entfernt sich dann. Des Abends geht es eben so. Wenn es im Sommer heiß ist, breitet man

auch ein Netz über das Bild, damit den Götzen die Fliegen nicht plagen, und wenn es kalt ist, werden ihm ein Paar Hosen angezogen, daß er nicht friere. Ist er einigermaßen zu handthieren, so legt ihn auch der Priester des Abends sanft zum Schlafen nieder. Nicht immer sind indessen die Opfer von so harmloser Natur. Besonders der furchtbaren Göttin Cali werden auch Opfer von Büffelochsen und Ziegenböcken gebracht, die man vor ihrem Bilde schlachtet, um ihre Gunst zu erlangen. Man erzählt auch, daß heimlich noch Menschen dieser Göttin zur Ehre geschlachtet werden. Früher war es allgemein; jetzt ist es von der englischen Landesregierung streng verboten. Ein Vers in den heiligen Büchern lautet also: „Fürsten, Staatsminister, Räthe und Branntweinwirthe sollen Menschenopfer bringen, so werden sie mächtig und reich.“ Die meisten Opfer werden an den großen Götzenfesten gebracht. Es ist unglaublich, welche Menge Geld an solchen Tagen beim Tempel eingenommen wird. Man hat es erlebt, daß in Benares, wo 40000 Priester wohnen, in dem Schatzkasten eines einzigen Tempels an einem Tage 100000 Thlr. eingelegt wurden. Eines reichen Mannes Opfer bestand bei einem einzigen Feste aus 80000 Pfd. Zuckerwerk, 80000 Pfd. Zucker, 1000 vollständigen baumwollenen, 1000 seidenen Anzügen und 1000 Opfern von Reis und andern Früchten. In der Stadt Calcutta, hat man berechnet, werden jedes Jahr zum Wenigsten 4 Millionen Thaler zur Festfeier einer einzigen Göttin verwendet. Diese Feste sind aber auch die Krone des Götzendienstes im Lande. Besuchen wir einmal das Fest des Dschuggernath bei der Stadt Puri, das

berühmteſte unter allen, zu welchem alle Jahre hunderttauſend Hindu wallfahrten.

An einem der letzten Tage des Juni oder der erſten des Juli — es richtet ſich das nach dem Monde — gehen wir aus dem Thore der Stadt hinaus durch einen langen ſchönen Baumgang zu dem Tempel des Götzen. Es ſoll heute das Wagenfeſt beginnen. Das Gedränge des Volks nach dem Tempel hin iſt ganz ungeheuer. Sieh, da ſteht der weitberühmte Tempel, der etwa vor 700 Jahren erbaut ſein ſoll. Er iſt von einer 20 Fuß hohen Mauer im Viereck umgeben; jede Seite der Mauer mag etwa 650 Fuß lang ſein und durch jede führt ein Thor in den innern Tempelhof. Vor dem Thore gegen Morgen ſteht eine ſchöne hohe Säule, die oben ein Götzenbild mit einem Affenkopfe trägt. Dies Thor iſt der Haupteingang; die andern drei werden wenig benutzt. Innerhalb der Mauer befinden ſich 50 kleinere Tempel, die verſchiedenen Götzen Oſtindiens gewidmet ſind. Auf und unter den Bäumen im Tempelhofe lebt alles von heiligen Affen und heiligen Kühen und Ochſen. Ueber allen aber ragt ein Thurm von 184 Fuß Höhe und 28 Fuß unterer Weite hervor. Das iſt der Tempel des Dſchuggernath. Sein Bau iſt ſchwer zu beſchreiben; aber das kann ich ſagen, ein Kirchthurm bei uns zu Lande ſieht nicht von Weitem ſo aus, wie er. Und wenn man ihn gar in der Nähe betrachtet, ſo iſt er mit ſo abſcheulichen und ſchamloſen Figuren in maſſivem Bildwerk bedeckt, daß man ihn ohne Erröthen nicht anſehen kann. Das iſt mit den meiſten Tempeln im Lande der Fall. Neben dem Tempel ſtehen noch andere große Gebäude, in welchen 120 zuchtloſe Weibsbilder, die

zur Ehre der Götzen tanzen, und 400 Familien von Köchen der Götzen wohnen. Diese letzteren gebrauchen jeden Morgen zur Mahlzeit der Götzen 220 Pfd. Reis, 198 Pfd. Butter, 32 Pfd. Gemüse, 97 Pfd. Hülsenfrüchte, 24 Pfd. Getreide. 10 Pfd. saure Milch, 20 Pfd. Salz, 2½ Pfd. Gewürz, für 3 Thaler Holz und über 22 Pfd. Oel zum Verbrennen die Nacht über. Das wird alles durch die Einkünfte des Tempels von seinen Ländereien bestritten, die sich jährlich auf 70000 Thlr. belaufen sollen. Natürlich verzehren die Priester das Mahl der Götzen. Zur Zeit des Festes sind die Köche obenein noch geschäftig, heilige Speisen für die Pilger zu bereiten, die ihnen die Priester um schweres Geld verkaufen. Man sieht sie damit unter dem Haufen herumrennen. Will man ihnen nichts abkaufen, so schimpfen und fluchen sie, daß man es gar nicht widersagen kann, und stopfen die Speisen den Leuten mit Gewalt in den Mund.

Am Hauptthore ist das größte Gedränge des Volks. Sie möchten gern hinein, um in dem Tempel den Dschuggernath in der Nähe anbeten zu können. Aber die geldgierigen Priester haben das Thor besetzt. Mit langen Stöcken hauen sie unter das arme Volk, dem sie's ansehen, daß es ihnen keine Geschenke machen kann. Da kommen aber anständige Pilger an. Gleich ist ein Haufe Priester um sie her, streicheln ihnen das Haupt und sprechen: „Siehe da im Tempel den sichtbaren Gott verherrlicht! Bringt ihm ein Opfer von 16 Thalern, macht uns ein Geschenk von 6 Thlrn.!“ Haben sie das Geld empfangen, so führen sie in den Tempel hinein. Oft aber kommt der Gang dem Pilger theuer zu stehen. Unter den Augen des blinden

Götzen reißen die Prieſter ihm den Schmuck an Ohren und Naſe ab, ja ſie nehmen ihm Kleider und Geld. Wehrt ſich einer, ſo entſteht ein Handgemeng, die Prieſter laufen zu und ſchlagen ſo lange drauf los, bis der Geplünderte zum Tempel hinaus läuft. Nicht ſelten locken ſie Frauen hinein und ſchänden ſie. Laſſen wir dieſe Buben! Was für ſeltſame Wagen ſtehen denn aber vor dem Hauptthore, um welche ſich die gaffende Menge drängt? Die ſollen das eigentliche Wagenfeſt machen. Es ſind ihrer drei und werden alle Jahre von den Prieſtern neu gebaut. Einer iſt für Dſchuggernaths Bruder, der andere für ſeine Schweſter, der dritte für ihn ſelber. Sie ſehen ſich alle drei ſo ziemlich gleich. Dſchuggernaths Wagen iſt 41 Fuß hoch und hat 14 Räder. Die obern Theile ſind mit grünen, blauen, gelben und andern Tüchern bedeckt, die mit Silberflittern verziert wie Fahnen herunter hängen. Auf der Thurmſpitze des Wagens iſt eine Kugel mit einer Fahne und zwiſchen den Tüchern ſehen Bilder von allerhand Ungeheuren hervor. Die Sitze für die Götzen ſind 10—12 Fuß hoch und mit bunten Shwals und Bildern geziert. Vor Dſchuggernaths Wagen ſitzt vorn eine Figur, wie ein Kutſcher auf dem Bocke und hält die Zügel für mehrere hölzerne Pferde, die vor dem Wagen ſchweben. An jedem Wagen ſind 6 Seile befeſtigt, jedes 79 Ellen lang; 1000 Männer ſollen jeden Wagen ziehen. Die Räder ſind ungeheuer maſſiv und ſchwer und die Speichen ragen an 2 Zoll über die Felgen hinaus. Tags zuvor haben die Prieſter die Wagen durch allerhand Zaubereien eingeweihet. Um dieſe Wagen drängt ſich das Volk den ganzen Tag. Schon iſt die Sonne dem

Untergange nah, da machen sich auf einmal zwei ledige Elephanten und ein Trommelschläger zu Pferde Bahn. Hinter ihnen her wird eine prächtige Sänfte getragen. In der sitzt der Oberpriester Dschuggernaths, der Fürst von Kurdah; seine Leute folgen ihm auf Elephanten und Pferden. Vor dem Wagen steigt der Fürst aus, seine Begleiter waschen ihm die Füße und er geht baarfuß in den Tempel. Alles richtet nun die Blicke unverwandt auf das große Tempelthor. „Wer Dschuggernath in der ersten Stunde sieht,“ sagt das Volk, „dem werden alle Sündenstrafen von 10000 Geburten erlassen.“ Still! jetzt kommen die Priester mit den drei Götzenbildern. Sie stoßen und zerren sie, sie tractiren sie wie todte Hunde, aber alles Volk jauchzt laut auf und klatscht mit den Händen. Unter diesem Jubel werden sie zu den Wagen gebracht. Und da winden sie dem großen Dschuggernath einen Strick um den Hals, etliche ziehen oben, andere schieben unten nach und so steigt der „Herr der Welt“ auf seinen Karren. Da sitzt der schwarze Holzblock oben, denn mehr als das ist er eigentlich nicht. Von Menschengestalt hat er nichts weiter als den Kopf, d. h. oben ist es wie eine Kugel zugehauen mit rothem Maul und rothen und weißen Ringen statt der Augen. Acht Männer bringen, keuchend unter der Last, noch 4 Arme und 4 Beine von Gold nachgeschleppt, die werden ihm nothdürftig angesetzt, worauf er mit köstlichen Seidenstoffen, Shawls und Blumenkränzen geschmückt wird. So wie er oben sitzt, werfen sich die Priester mit der Menge anbetend in den Staub mit der Stirn und aus vielen tausend Kehlen ruft es: „Heil dem Dschuggernath, unserm Herrn!“ Während dessen nahet

ſich der Fürſt von Kurdah den Wagen, wäſcht ſie mit wohlriechendem Waſſer und unter Trompeten- und Paukenſchall liegt er vor jedem Götzenbilde auf den Knieen und betet an. Wenn er von dem letzten Wagen geſtiegen iſt, nehmen die Prieſter einen Kranz von dem Götzen und winden ihn um den Hals des Fürſten. Sodann giebt er Dſchuggernaths Wagen mit der Achſel einen Stoß, als wollte er ihn fortſchieben und ſogleich ſtrömen mehrere tauſend Männer an die Seile. Sie ſind mit grünen Zweigen geſchmückt, hüpfen und jauchzen wie beſeſſen; ſollte etwa einer etwas zaudern, ſo jagen ihn die Prieſter mit Hieben an ſeinen Poſten. Es beginnt bereits zu dunkeln, als die Wagen ihre Fahrt nach dem Orte hin beginnen, wo die Bilder verfertigt wurden. Die frommen Pilger drängen ſich an die Seile und Räder, um mit zu ziehen oder zu ſchieben. Man wirft Gold und Cacaobohnen nach den Götzen. Das Geld behalten die Prieſter, die Bohnen geben ſie geweihet zurück. Die Frauen ſuchen den Wagen zu küſſen und heben ihre Kinder zum Götzen empor, daß er ſie ſehe und ſegne. So brechen ſich unter rauſchender Götzenmuſik und unter den Geſängen der Pilger, unter all dem Toben und Lärmen einer unabſehbaren Menge und unter dem Wehen der Fahnen von den Dächern und Häuſern in allen Straßen der Stadt die Wagen Bahn. Sonſt warfen ſich Pilger unter die Räder der Götzenkarren und waren auf der Stelle verloren. Das geſchieht zwar jetzt nicht mehr, aber mancher wird von den Männern an den Seilen, von den Reitern auf Elephanten und Pferden über den Haufen geworfen und alles geht ohne Erbarmen über ihn weg. Am nächſten Morgen ſieht man

die Hunde an den entstellten Leichen nagen. Das Alles giebt ein Schauspiel, welches ein Zuschauer den „Sieg der Hölle über die gefallene Menschenseele und den Höhepunkt der Lästerung Satans gegen die Majestät Gottes“ nannte. So geht es 4 Tage lang. Dann fährt man zum Tempel zurück und unter dem Jubel des Volks werden die Götzen wieder hinein geschleppt. Die Priester brechen die Wagen ab und verkaufen alles um hohe Preise. Für ein einzig Rad muß man 4—5 Thaler zahlen. Mit einem Fetzen Tuch von den Fahnen, oder mit einem Bischen Reis oder Zuckerwerk aus Dschuggernaths Tempel machen sich die armen Pilger auf die Heimreise. „Sie haben Dschuggernath gesehen und ihre Sünden sind ihnen vergeben.“ Die Meisten müssen sich durchbetteln und noch mancher bleibt an der Straße liegen und sieht die Heimath nicht wieder.

Nun kannst du denken, was die Braminen, das sind die Priester der Hindu, für Macht über das Volk haben. Es wimmelt aber auch alles von Braminen und so viel faule Priesterbäuche, wie in Ostindien, giebts nirgends in der Welt weiter. Sie saugen Stadt und Land aus, überall in ihrer Art Seelsorger, Hausfreunde und hat der geistliche Herr sich satt gegessen und geht heim, nimmt das Beichtkind das Waschbecken, in welchem jener sich die Füße gewaschen hat und trinkt es aus, als wär es eitel Malvasier. Und sind sie nun vollends Heilige, Fakirs, wie man sie nennt, so sieht man sie für halbe Götter an. Man denke sich unter ihnen Menschen mit langen klunkrigen Haaren, am Leibe mit Koth und Kuhmist beschmiert, ein Paar Lumpen oder Stricke um den Leib als Kleider, oder wenn sie recht

heilig sind, splitternackt, dabei meist wohlgenährt und in den besten Jahren, vollständige Tagediebe, die weiter nichts thun, als daß sie auf den öffentlichen Plätzen sitzen, neben sich ein kleines Zelt, in welchem das Bild eines Götzen steht, vor dem sie sich beständig unter wunderlichen Gebehrden nieder werfen oder regungslos liegen. Männer und Frauen schmücken sie mit Blumenkränzen, verbeugen sich aufs Tiefste vor ihnen und machen ihnen Geschenke. Und je weiter diese Heiligen es in der Abhärtung gegen allen leiblichen Schmerz und Qual, angeblich durch ihr Versenken in das Anschauen des Bram, gebracht haben, desto verdienstlicher ist es, sie zu verehren. Man sieht welche, die Jahre lang in einem eisernen Käfig mit wenig Speise zubringen, oder sich mit schweren Ketten schleppen. Einer hat die Hand immer geschlossen, daß ihm die Nägel durch das Fleisch wachsen; ein Anderer hängt sich so lange an einen Baum, bis seine Arme absterben und verdorren; wieder Andere legen das Gelübde ab, stets aufrecht zu stehen oder auf den Spitzen der Nägel in ihren Schuhen zu wallfahrten oder sich auf ein Lager von eisernen Stacheln zu legen. Einige sehen so lange in die Sonne, bis sie völlig blind werden, oder lassen sich bis an den Hals in die Erde graben, schneiden sich die Zunge aus, lassen sich eiserne Haken durch den Rücken schlagen und so an hohen Bäumen aufgehängt schwingen, laufen barfuß über glühende Kohlen und werfen sich unter die Räder der Götzenwagen. Gaben, die man diesen mehr als wunderlichen Heiligen darbringt, schaffen reichlich Vergebung der Sünden. Aber nichts geht doch, um von Sünden rein zu werden, über den Ganges. Das ist ein großer Fluß in dem obern Theile Ostindiens. Wer im Ganges

zu gewissen Zeiten, die die Braminen genau ausrechnen, badet, kann sich dadurch und noch dazu 3 Millionen seiner Vorfahren von den Höllenstrafen befreien. Bei Sonnen- und Mondfinsterniſſen stehen oft an heiligen Orten 100000 Menschen am Ufer des Stromes. So wie die erste Spur von Schatten an Sonne oder Mond wahrzunehmen ist, und das wissen die Braminen nach uralter Weisheit, die sie ererbt haben, auf die Secunde auszurechnen, stürzt sich diese Menschenmasse auf ein Zeichen in den Strom hinein; eine hohe Welle rollt an das jenseitige Ufer und schlägt oft drüben die Boote um. Es sind glückliche Leute, die am Ganges wohnen. In der Frühstunde kömmt der Bramine gegangen und tritt bis an die Hüften ins Wasser. Er will seine Morgenandacht halten. Er macht allerhand Verbeugungen und Grimassen, schöpft eine Hand voll Wasser und hält es gegen die Sonne hinauf; dann beschreibt er mit dem Zeigefinger wunderliche Kreise im Wasser, reibt seine Stirn mit dem Wasser und murmelt seine Gebete her. Nicht weit von ihm stehen Männer und Weiber auch im Ganges, machen ein unfläthiges Götzenbild aus Schlamm, treiben Schändlichkeiten, werfen Kränze und Blumen in den Strom zum Opfer und dann ziehen sie mit einem Topfe voll Gangeswasser nach Hause mit dem Troste, daß sie rein wie Engel seien. Und was sie heute wieder sündigen, morgen kommen sie wieder und waschen es herunter.

Dieser heilige Strom ist nun auch das seligste Sterbebett und heiligste Grab, das ein Hindu sich denken kann. Da kommen ein Paar Söhne und bringen ihren alten sterbenden Vater getragen. Es ist noch früh am Morgen und ein kalter Nordwind weht; aber der Alte

muß aus seinem schauern Gemach, wo er ruhig sterben konnte, in die fröstelnde Morgenluft. Die Söhne gießen eine Schaale Gangeswasser nach der andern über ihn aus, setzen ihn dann ganz ins Wasser hinein und reiben seinen Oberleib mit Schlamm, während sie ihm die Namen ihrer Götzen in die Ohren schreien. Es ist ein jammervoller Anblick, aber wer so stirbt, sagen die Priester, der stirbt wohl; der wird gewiß in den Himmel kommen und selber als die Sonne glänzen; Millionen Jungfrauen stehen dort zu seinem Dienst bereit und Kutschen und Sänften ohne Zahl. Und die Seligkeit ist nun vollends gar nicht zu beschreiben, die der bekömmt, der sich in diesem Strome ersäuft. Es geschieht das mit allem möglichen Anstand, vor den Augen der Leute, am hellen lichten Tage. Solche Selbstmörder binden zwei große runde Töpfe an ihre Seiten, gehen in den Strom hinein und füllen nach gerade mit einem Löffel von Kokosnußschaale die Töpfe mit Wasser, bis dieselben voll sind und sie mit ihnen in die Tiefe sinken. Besonders sterben auf priesterlichem Rath viele Wittwen auf diese Weise, seit das Verbrennen derselben verboten ist, was indeß da, wo die Engländer nichts zu befehlen haben, immer noch im Schwange geht.

Man mag es nun aber anfangen, wie man will, an dem Ganges sterben oder nicht, Dschuggernath sehen oder nicht, einen Heiligen füttern oder ihn hungern lassen, es ist alles einerlei. Wenn die Seelen eine Zeit lang im Himmel oder in der Hölle geblieben sind, werden sie doch wieder auf Erden geboren und müssen so immer aus einem Leibe in den andern wandern. Wer nun aber Sünden gethan und keine Vergebung gefunden hat, der hat schlecht Wandern. Wer

z. B. Reis ſtiehlt, geht zuerſt in die Hölle; dann wird er bei ſeiner nächſten Geburt 18 Jahre ein Rabe, darauf 12 Jahre ein Kranich und nach dieſem ein kränklicher Mann. Wer ein Thier umbringt oder beim Leſen der heiligen Bücher lacht, leidet zuerſt Höllenpein, wird darauf als Schlange jung, dann als Tieger, in der dritten Seelenwanderung fährt er in eine Kuh, in der vierten in einen weißen Kranich und endlich wird er als ein engbrüſtiger Menſch geboren. So iſt für den Hindu alles, was ihm begegnet, ein unabänderliches Geſchick, dem er nicht entgehen kann. Wird einer reich und glückt ihm alles, ſo ſagen die Leute: „Er muß in einer früheren Geburt ungemein viel verdienſtliche Thaten gethan haben.“ Sehen ſie eine Kuh oder ein anderes Thier hart behandeln, ſo rufen ſie: „Ach, wie viele Sünden muß das arme Geſchöpf in ſeinem frühern Daſein begangen haben!“ Ein Bramine war von der engliſchen Regierung wegen Mordes zum Tode verurtheilt. „Ich habe nichts Unrechts begangen,“ ſagte er; „was ich leiden muß, iſt durch Sünden vor meiner Geburt verſchuldet. Wenn mein Schickſal auf heute oder morgen mir beſtimmt iſt, wer kann es hindern?“

Die Folge von all dem iſt nun, daß der Character des ganzen Volkes ſo in Sünden und Laſtern verderbt iſt, daß viele es für eine Thorheit gehalten haben, auch nur einen Verſuch zu ihrer Bekehrung zu machen. Bei einem äußerlich geſitteten und ganz artigen Benehmen iſt Heuchelei, Lügen, Stehlen, Huren und Ehebrechen Landesart. Für Dankbarkeit haben ſie nicht einmal ein Wort und von Mitleid wiſſen ſie nichts. Kein Hindu bauet ein Krankenhaus für Menſchen oder hilft

löschen, wenn es brennt. Sie suchen nur das Ihre; es müßte denn einer einmal eine besondere Buße über sich genommen haben. Die Weiber gelten für viel geringere Wesen als die Männer. Die Geburt eines Mädchens sieht der Hindu für ein Unglück an. Sie ist auch ihr Lebenlang nichts weiter, als die Sclavin ihres Vaters und Mannes. Zu dem allen kommt nun gegenwärtig noch an vielen Orten die Gleichgiltigkeit gegen die Religion und completter Unglaube, der gewiß noch größere Fortschritte gemacht hätte, wenn die Kasten nicht wären. Die sind eine uralte Einrichtung der Priester, die denselben die gewaltigste Herrschaft über das Volk giebt. Das Volk ist nämlich in viele Klassen oder Kasten eingetheilt, von denen die Bramimen die Erste bilden. In seine Kaste kommt jeder durch seine Geburt. Was der Vater ist, das ist der Sohn auch und darf nie zu einer andern Kaste übertreten. So werden Priester, Krieger, Kaufleute, allerhand Handwerker, Diener geboren. Man mag nun wollen oder nicht, es muß sich jeder dem ihm angeborenen Berufe fügen und ihm auf das Aengstlichste treu bleiben. Ein Lastträger, der nach der Sitte seiner Klasse die Last auf dem Kopfe trägt, würde sie durchaus nicht auf die Schulter nehmen; wer mit Getreide handelt, darf kein Oel verkaufen; der Kellner würde keinen Wasserkrug anrühren, und der Koch kein Geflügel rupfen. Alles Heirathen zwischen den Kasten ist verboten. Wer sich dieser Ordnung nicht fügt, wird aus seiner Kaste gestoßen und es nimmt ihn keine andere auf. Der muß ein Paria werden. Davon rettet ihn nichts und muß es bleiben in Kind und Kindeskind. Diese Paria bilden keine Kaste, treiben die gemeinsten

und niedrigsten Geschäfte und sind mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt. So verachtet sind sie, daß wenn Jemand aus einer Kaste einen von ihnen nur berührt, er selber aus seiner Kaste unter die Paria gestoßen wird. Mit dem darf Niemand mehr essen, trinken oder rauchen und Weib nnd Kind und Freund müssen ihn von sich stoßen. Dieser Bann trifft nun auch einen Jeden, der sich den von den Braminen vorgeschriebenen Religionsgebräuchen nicht unterwirft oder gar den Glauben wechselt. Und so ist das Kastengesetz ein furchtbares Mittel in den Händen der Priester, ihren Einfluß aufrecht zu erhalten.

Man rechnet in Ostindien 114 Millionen Menschen, die diesem Aberglauben ergeben sind. Die übrigen nicht sehr zahlreichen Bewohner des Landes sind theils Christen, theils Muselmänner, theils Parsen, größtentheils früher oder später eingewandert. Doch finden sich auch hin und her im Lande viele kleine Secten der Brahmareligion, welche keine Götzenbilder anbeten und in ihrer Art einen Gott verehren. Und in den Gebirgen giebt es kleine Völkerschaften, welche man für Ueberreste der Ureinwohner Ostindiens hält und die auch nicht unter den Braminen stehen; sie sind aber noch tiefer gesunken, beten die Teufel in scheußlichen Gestalten an und opfern ihnen zur Zeit großer Noth schwangere Frauen und kleine Kinder. In dem nördlichen Gebirge ist gar die Vielmännerei bei den Weibern Sitte; 2—5 Brüder haben oft nur eine Frau.

In grauen Zeiten hat die Brahmareligion eine gar lebendige Mission unterhalten. Lange vor unseres Herrn Jesu Geburt lebte in Ostindien ein weiser Mann

mit Namen Buddha, der wollte die Landesreligion reformiren. Er war ein Philoſoph und wollte alle Gottheit abſchaffen. Das ließ man ſich denn aber doch nicht gefallen und ſeine Leute mußten das Land verlaſſen. Sie haben aber ihres Meiſters Glauben in der Nachbarſchaft überall hin verſchleppt, nach Ceilon und Java, nach Birma und Siam, nach China und Japan, bis tief in das Innere Aſiens hinein. In dieſen verſchiedenen Ländern führt zwar der Stifter dieſer Religion nicht ein und denſelben Namen; bald heißt er Buddha, bald Gaudma, bald Fo, bald Amida, bald Schigimuni; es iſt aber doch überall ein und dieſelbe Religion, die mit der in Oſtindien gar vieles gemein hat. Wir wollen ſie nur kurz und gut Buddhareligion nennen. Man weiß nichts von einer höchſten ewigen Gottheit. Dagegen glaubt man allgemein, daß die Welt von Ewigkeit her wäre, hätte ſich ſelbſt erzeugt, erhielte ſich ſelbſt und würde einmal mit allem, was darin iſt, untergehen. Die Weſen in der Welt ſind in zahlloſe Klaſſen und Stufen eingetheilt. Ihre Leiber vergehen, aber die Seelen gehen von Stufe zu Stufe zu einer immer größeren Vollkommenheit fort. Die am höchſten Gekommenen ſind gute Geiſter, Selige, Götter; die auf den niedern Stufen ſind unvollkommene und böſe Geiſter. Dieſe wandern, wenn die Leiber vergehen von Leib zu Leib der Menſchen oder Thiere. Die böſen Geiſter fechten die beſſern beſtändig an. Aber auch die ſchon ſeligen Geiſter können wieder Menſchen werden und den Menſchen beiſtehen. Ein ſolcher ſeliger Geiſt iſt Buddha, Gaudma, Fo, der Dalai Lama, welcher die Menſchen lehrte, wie ſie könnten ſelig werden. Und ſelig wird der Menſch, ſagen ſie mit den

Braminen, „der nichts thut, nichts denkt, und in eine gänzliche Unempfindlichkeit versunken ist.“ Diese Seligkeit überlassen sie aber, wie die Hindu, ihren Priestern. Die sind denn auch ein überaus heiliger und geehrter Stand. In Birma und Siam heißen sie Talapoinen, in China und Japan Bonzen, in Tibet und dem innern Asien Lama. Sie leben mehr als die Braminen wie Mönche, oft einsam in Klöstern, heirathen nicht, essen kein Fleisch, sind nur dem Dienste der Tempel ergeben, leben nur von Almosen, streben einer gänzlichen Vernichtung alles Gedankes und Gefühls nach, kurz zeigen überall, daß sie keine Menschen vom gewöhnlichen Schlage sind. Das Kastenwesen hat sich in der Buddhareligion zwar nicht fortgepflanzt; aber die Priester haben doch großen Einfluß, den Meisten, wo der Dalai Lama herrscht. Man kann sich keine mächtigere Priesterschaft denken, als die dortige. Da glaubt man, daß im Dalai Lama ein Gott leibhaftig unter den Menschen wohne. Stirbt der Dalai Lama, so wandert der Gott sogleich in einen andern Menschenkörper, der dann Dalai Lama wird. Auch die gemeinen Lama rühmen sich wohl, daß in ihnen ein Gott wohne. Ueberdem sind Tempel, Götzenbilder und Opfer bei den Anhängern Buddhas eben so zahlreich, als bei denen des Brahma, wo möglich in einigen Ländern noch zahlreicher.

So ist denn der ganze religiös-sittliche Zustand dieser Völker eigentlich noch kläglicher und finsterer als der der Hindu. „Nach dem Glaubensbekenntniß, welches einer der siamesischen Oberpriester bei mir ablegte,“ erzählt ein Missionar, „ist die Buddhareligion so viel als Gottesleugnung. Der höchste Grad von Glück-

seligkeit besteht in der Vernichtung. Das größte Wohlsein ist Nichtsthun. Ihre einzige Hoffnung stützt sich auf eine endlose Seelenwanderung. Es ist leicht zu schließen, was für Einfluß diese Lehren auf den sittlichen Charakter der Priester und Laien haben müssen, wenn wir bedenken, daß diese Lehren jedem sorgfältig eingeprägt werden und daß fast jede Mannsperson in Siam für eine gewisse Zeit Priester werden muß, um sich mit diesen Lehren bekannt zu machen. Vom Könige an bis herab zu dem Geringsten seiner Unterthanen ist Selbstgenügsamkeit ein Hauptcharakterzug. Der Erstere ist stolz darauf, daß er durch seine Verdienste im frühern Leben eine so hohe Würde erlangt hat; der Letztere ist fest überzeugt, daß er nach und nach im Laufe von mehrern Jahrtausenden zu derselben Ehrenstelle kommen wird. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß ich kaum einen redlichen Mann gefunden habe. Viele haben den Ruf, es zu sein; aber bei näherer Untersuchung findet man, daß sie von dieser Haupttugend weit entfernt sind. Schmutzige Ungerechtigkeit, Pfaffenbetrug, Gemeinheit und Geiz trifft man überall an.“

In China ist es ebenso. Man kann zwar nicht sagen, daß es dem Chinesen mit seinem Götzendienste ein sonderlicher Ernst wäre; man würde ihn für einen Schwachkopf halten, wollte er das thun; aber dennoch legt jedermann in seinem Betragen an den Tag, daß er der Religion eine gewisse Aufmerksamkeit schenke; wollte er sich nicht so zeigen, würde man ihn ansehen, wie etwa bei uns einen, der vor einem ihm bekannten vornehmen Manne seinen Hut nicht abzöge. Ueberall Schaaren von Priestern; und der Götter sind so viele, „als Sand am Ufer des Hoango“, sagen die Leute.

Es giebt keine Gegend, kein Geschäft, kein Handwerk, es hat seinen besondern Götzen; jeder Acker, jede Straße, jede Stube, jeder Winkel, jedes Fenster, jeder Stuhl des Chinesen hat seinen besondern Götzen und ist mit dessen Bilde beklebt. Ueberall stehen zahllose Pagoden oder Tempel mit ihren Bildern, besonders der drei vortrefflichen Buddha, nämlich des vergangenen, des gegenwärtigen und des zukünftigen. Diese drei werden in der Regel halbnackt, mit wolligen Haaren, in sitzender Stellung dargestellt; der eine trägt das Weltei in seinem Schooße, der andere ist mit der heiligen Schnur geschmückt und der dritte hält den Finger wie zur Lehre empor. Zu Honau, der Stadt Canton gegenüber, ist der berühmteste Buddhatempel Chinas; seine drei Bilder sind von Porcellan mit polirtem Gold bedeckt, jedes 20 Fuß hoch. Das Erste, was man beim Eintritt in jedes, auch das ärmste, chinesische Haus erblickt, sind ein oder ein Paar mit Goldpapier überzogene ungestaltete kleine Götzenbilder mit brennenden Lampen und Weihrauch davor; dann und wann brennt man dem Bilde zu Ehren eine Rakete oder etwas Goldpapier ab, alles ganz mechanisch und gedankenlos. Man fand einmal ein Portrait Napoleons im Allerheiligsten eines chinesischen Hauses; wahrscheinlich hatte der dicke Kopf des Kaisers so angezogen. Es ist unglaublich, wie viel Geld auch die armen Leute auf den Haus- und öffentlichen Götzendienst verwenden. Ein Tagelöhner, der etwa 500 Gulden jährlich verdient, kann sicher darauf rechnen, daß ihn der Götzendienst des Jahres baare 50 Gulden koste. Es reisten einmal zwei Missionare auf einem chinesischen Handelsschiffe. Ehe sie aus dem Hafen fuhren, trug das Schiffsvolk das Bild

der Meeresgöttin Madschapo, das auf jedem chinesischen Schiffe sich findet, feierlichst zu einem Tempel. Der Schiffspriester, der zugleich Barbier und Kajütenjunge war, opferte der Göttin, warf sich vor ihr mit der Stirn zu Boden, dann wurde das Opfer von dem Schiffsvolke verzehrt und das Götzenbild wieder zum Schiffe gebracht und in einen Schrank gestellt, in welchem sich noch mehrere scheußliche Götzenbilder als der Göttin Trabanten befanden. Als man den Anker lichtete, wurde dem Compaß das Opfer gebracht. Man präsentirte ihm Taback, eine Pfeife und eine brennende Lampe und verbrannte eine Menge goldpapierner Schiffchen vor ihm; auch das Steuerruder und das Ankertau ward mit einem Opfer von rothem Tuch behängt und so gings in See. Die Fahrt ging bald schlecht. Mitten in der stürmischen Nacht wollte der Schiffspriester gar nicht aufhören, mit einer Glocke vor dem Schranke der Götzen zu läuten, um sie aus dem Schlafe zu wecken; zwei Matrosen waren stets beschäftigt, Papierstücke vor ihnen zu verbrennen, um sie durch den Wohlgeruch munter zu machen; es war aber alles umsonst; die Götzen schliefen fort und das Wetter war gräulich. Am achten Tage endlich wurde der Madschapo ein großes Opfer gebracht. Unter vielen Kniebeugungen legte der Kajütenjunge etwas Thee mit einigen Leckereien vor ihrem Schranke nieder; darauf wurde ein kleines Becken mit Reis, Rosinen und Candis gebracht, die Götzen auf das Verdeck gegen den Wind gestellt, alles warf sich vor ihnen nieder und die Glocke blieb keinen Augenblick in Ruhe. Nach kurzer Frist warf sich das ganze Schiffsvolk auf das süße Opfer und im Nu war es verzehrt. Alle Vorstellungen der Missionare halfen nichts.

Noch fünf Tage dauerte der Sturm; die Chineſen waren in Verzweiflung. Endlich legte er ſich und man war in der Nähe des Landes. Ein fürchterlicher Freudenlärm und wildes Glockenläuten erſcholl nun auf dem Fahrzeuge. Alles warf ſich auf den Boden nieder und betete die Winde und die Wellen an und große Büſchel vergoldeten Papiers wurden praſſelnd ins Meer geworfen. Das Goldpapier ſpielt überhaupt eine große Rolle bei den Chineſen und nirgends mehr als bei dem Dienſte, den ſie ihren Todten erweiſen. Ich glaube, es iſt kein Volk auf Erden, das ſo für die Todten ſorgt, wie die Chineſen. Wer irgend kann, bewahrt die Leichname ſeiner Verſtorbenen in dicht verpichten Särgen Monate, ja Jahre lang in den Häuſern auf. Sie brennen die ganze Zeit über Lampen vor ihnen und bringen Weihrauch und Speiſen aller Art zum Unterhalte des Todten dar. Dann wird ein glücklicher Platz für das Grab gekauft und auf demſelben Jahr aus Jahr ein Opfer gebracht. Denn die Geiſter, ſagen ſie, wollen eſſen und trinken und Geld haben und das Leben genießen, wie unſer einer. Und dazu dient denn die ungeheure Menge Goldpapier. Darauf werden nämlich Häuſer, Kleider, Möbel, Wagen, allerhand Geräth, beſonders Geld gemalt und ausgeſchnitten und in ganz gewaltigen Quantitäten auf den Gräbern verbrannt und ſo im Rauch in die andere Welt den Todten zugeſandt. Wer darin von ſeinen Erben vernachläſſigt zu werden fürchtet, ſorgt noch bei Lebenszeiten ſelber für ſich, indem er alles das ſchon vor ſeinem Tode abbrennen und dabei von Zeugen unterzeichnete und verſiegelte Contracte aufnehmen läßt, worin es feſtgeſetzt iſt, daß bei ſeiner Ankunft in der andern Welt das verbrannte Gut ihm ohne

Widerrede ausgeliefert werden müsse. Geht man über die Begräbnißplätze der Chinesen, so sieht man hin und wieder eine Familie vor einem Grabe stehen, sie läßt schallende Musik machen, um den Geist ihres Verstorbenen zu rufen, und dann setzt man gerupfte Hühner, Früchte, Reis, Thee u. s. w. hin, damit sich der daran satt esse. Hat es eine Weile da gestanden, packen sie alles wieder zusammen und nehmens mit nach Hause und verzehren es selber. Viele lachen darüber und thun es doch. Viele aber bleiben steif und fest dabei, daß die Speisen allen Duft und Wohlgeschmack verlieren, denn nur diese zehre der Geist auf. — Der Chinese kennt nur Majestätsverbrechen, Mord, Brandstiftung, Diebstahl, Ehebruch, das Essen von Rindfleisch, das Zertreten der Ameisen, den Mißbrauch des bedruckten Papiers und etwa noch Vernachlässigung der Eltern als Sünde an. Lüge, Hurerei, Spiel, Habsucht, Betrug gelten ihm nicht dafür. Er läßt große Summen für Goldpapier in Rauch aufgehen, denkt aber nicht daran, einem Armen zu helfen. Die Armen nehmen häufig ihre Kinder und blenden sie im zarten Alter, um desto nachdrücklicher mit ihren blinden Kindern betteln zu können. Man sagt, daß in der Hauptstadt Chinas jährlich an 9000 neugeborene Kinder ermordet gefunden werden. Und daß thun nicht bloß die Armen; auch die Wohlhabenden machen sich kein großes Gewissen daraus. Kinder kosten Geld, sagt der Chinese. Und Geld liebt er über alles. Ein Kaufmann erzählte einem Missionar, er habe von seinen drei Kindern zwei nach der Geburt getödtet; sein ältester Bruder sechs; von seinen andern sieben Brüdern hätte einer vier, ein anderer fünf, die Uebrigen jeder zwei oder drei ermordet.

Und wenn ein Chineſe ins Waſſer fällt, ſo ſtehen die Leute wohl und ſehen zu, wie er ertrinken muß; aber es fällt keinem ein, den Unglücklichen zu retten.

Sonſt muß man es ihnen laſſen, daß ſie mit dem Munde die höflichſten Leute auf Erden ſind und ein alter Weiſer Confucius hat dem Volke Sittenregeln gegeben, wie ſie ſich ſonſt unter Heiden wohl nicht weiter finden werden. In ſeinem Katechismus ſteht das Gebot obenan: „du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren“ und er erklärt es wie Luther, „daß wir die Eltern und Herrn nicht verachten.“ Der Kaiſer iſt daher nach chineſiſchem Staatsgeſetz der Landesvater und ſeine Unterthanen haben ihn wie die Kinder ihren Vater zu ehren. Er bringt dem Himmel die großen Opfer für ſein ganzes Reich dar und kein Unterthan darf ſich erkühnen, dergleichen Opfer zu bringen. Seine Beamten haben die Verehrung der jedem Bezirke eigenthümlichen Götter, der Schutzgeiſter der Berge und Flüſſe und der Winde und des Regens, der alten Könige und heiligen Kaiſer, getreuer Miniſter und bewährter Weiſen zu beaufſichtigen und müſſen ſich für ſolche Angelegenheiten durch Faſten, Selbſtverleugnung und Enthaltung jedes Genuſſes bei Strafe, eine Monatsbeſoldung zu verwirken, vorbereiten. Die Verſäumniß, die erforderlichen Thiere und Früchte für das Opfer bereit zu halten, wird mit 100 Streichen beſtraft, und eine abſichtliche Zerſtörung der öffentlichen Altäre mit eben ſo viel und ewiger Verbannung. Wie denn überhaupt Stockprügel das Beſte thun müſſen, um den Confucius mit ſeinen Sittenregeln aufrecht zu erhalten, denn er hat das Einzige, was wahrhaftige Sitte und Zucht halten kann, ausdrücklich widerrathen, da er

sprach: „Achte die Götter, aber halte dich fern von ihnen.“ Es giebt nirgends ein Volk, was so aufstützig ist und immer gestöckt und geblöckt werden muß, als in China. Doch leistet es etwas im Respect gegen die Eltern.

Freilich bleibt Aeußerlichkeit, Dienst ohne Geist und ohne Wahrheit, wie aller Heiden, so ganz besonders dieser ihr bitterer Fluch. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, wie mechanisch die Anhänger des Buddha ihren Gottesdienst treiben. In Sibirien wohnt ein Volk, das heißt die Buriäten. Das ist noch nicht lange durch die Lama aus Tibet und der Tartarei zum Buddhaglauben gekommen. Von dem Gottesdienste dieser Buriäten erzählt ein Reisender: „Der Ort, wo ihre religiösen Versammlungen statt finden, besteht aus 12 hölzernen Hütten von verschiedener Größe, die nahe bei einander stehen. Mit ihrem Gebete aber werden sie mit leichter Mühe fertig. Der Buriäte verschafft sich nämlich ein Gebet, das auf ein Stück Papier geschrieben ist. Dieses hängt er an einer der Hütten auf, wo es vom Winde bewegt wird, oder er heftet dasselbe an einen der vielen kleinen Windfächer, die auf dem Platze stehen, und denjenigen ähnlich sind, welche wir zur Abtreibung der Vögel auf dem Felde machen. Auf diese Weise sind so viele Gebete aufgehängt, daß man nicht hinzu nahen kann, ohne einen Theil derselben in Bewegung zu setzen. Selbst bei ihren Hütten sind für ihre Privatandacht Pfosten errichtet, an denen Gebete aufgehängt sind. Diese werden immer vom Winde in Bewegung gesetzt und steigen so zum Himmel empor. Auf diese Weise erspart sich der Lama die Mühe, selbst zu beten, da sonst seine Pflicht es gebietet, dies allzeit

zu thun. Sonst ist der Lama auch gewohnt, einige Gebete in eine kleine Tonne zu schließen und dieselbe täglich eine Zeitlang umher zu rollen, um so sein Gebet zu verrichten. Auf dem Grabe eines alten Lama, der kurz zuvor begraben worden, waren etwa 100 Stöcke aufgerichtet und an jedem derselben ein kurzes Gebet von 600 Wiederholungen angeheftet, damit, wie die armen Leute wähnen, der heilige Lama bei jedem Windstoße sein Gebet 60000 Mal verrichte.“

Das sei genug von der Buddhareligion, der vom europäischen Rußlande an durch ganz Asien hindurch bis auf die japanischen Inseln über 400 Millionen Menschen zugethan sind. Bei den japanischen Inseln wollen wir uns doch gleich umsehen, was für Religion auf den übrigen Inseln Asiens sich findet. Es kommt da besonders auf die vielen mitunter sehr großen Inseln an, welche in dem indischen Meere nach Australien zu liegen. Es sind ihrer zwar viele, aber was den Glauben ihrer Bewohner betrifft, so ist bald mit ihnen fertig zu werden. Wenn man von Japan aus auf dieses Inselmeer zu fährt, trifft man zuerst auf die philippinischen Inseln. Auf denen ist durch die Spanier der römisch-katholische Glaube eingeführt. Aber schon auf der südlichsten dieser Inseln, Mindano, hört der christliche Glaube auf und es fängt die Religion an, welche in diesem ganzen weiten Inselmeere herrscht. Nämlich der Islam. Er ist auf Sumatra, Borneo, Java, Celebes, den Molukken und den vielen 100 kleinern in der Nähe dieser Sundainseln gelegenen Eilanden. Es mögen etwa 3 bis 400 Jahre her sein, da kamen die Missionare der Muselmänner, unter denen besonders Ibn Mulana berühmt ist, von Arabien

her in diese Gegenden. In Java und Celebes trafen sie die Buddhareligion, auf den übrigen Inseln ein ganz rohes Heidenthum. Wie die Araber sind, Kaufleute, gewandte Menschen, begeisterte Anhänger ihres falschen Propheten, mit ihrem Glauben die Sünde in Ruhe lassend, so ging ihr Bekehrungsgeschäft auf diesen Inseln vortrefflich von statten und ist immer noch im Gange. Besonders gelang es ihnen bei dem Volke der Malaien, welches weit und breit in diesem Meere die Küsten bewohnt. Indessen sind noch manche Völkerschaften, namentlich der in dem Innern einiger großen Inseln überall sich findende Stamm der Alfuren, zu welchem auch die Dajacken auf Borneo gehören, ganz und gar heidnisch. So findet man unter den Dajacken weder einen regelmäßigen Gottesdienst, noch Tempel oder Götzenbilder. Sie glauben an einen Gott, den sie Hatalla nennen und mit einer Frau und 7 Kindern auf einem schwimmenden Berge an einem großen Flusse wohnen lassen. Hatalla herrscht überall und unter ihm stehen mächtige gute und böse Geister, die in der Luft, auf Bäumen, im Wasser und unter der Erde wohnen. Man bringt ihnen Opfer in Schweinen, Ziegen, Reis u. dgl. Wenn ein Dajackenweib unfruchtbar ist, wendet sie sich an den Flußgeist und führt eine Ziege oder noch besser einen Büffel in eine stille ablegene Bucht des Flusses, schlachtet das Thier und wirft dem Flußgeiste einen guten fetten Bissen in sein nasses Maul, während heilige Weiber, die mitgegangen sind, das Lob des Geistes singen. Man hofft, auf solch Opfer werde der Geist bei Hatalla ein gutes Wort einlegen, daß man gesegnet werde. Die bösen Geister bekommen in ähnlicher Weise bei

allerhand Unfällen auch ihre Opfer, damit sie freundlich werden. Das Hauptfest bleibt immer das Todtenfest. 7 Tage lang wird über der Leiche gefeiert und der Priester bringt unter Gesängen und Gebeten dem Geiste Tempon Tallom reiche Opfer für die Seele dar, damit er dieselbe auf seinem eisernen Schiffe in die Wohnstätten der seligen Geister einführe; eisern ist aber sein Schiff, damit dasselbe beim Vorbeisegeln an der Hölle nicht bisweilen anbrenne und die Passagiere Schaden leiden. Die Furcht vor Zauberei, Hexerei und Geisterspuk quält den Dajacken sein Lebelang und wer die viel 1000 Geschichten von ihren Geistern am besten singen kann, der ist Priester oder Priesterin. Die letztern sind liederliche verworfene Geschöpfe, die das Volk verderben. Wahrscheinlich werden auch noch Menschen geopfert, wo das Volk nicht unter christlicher oder muselmännischer Oberhoheit steht. Gefressen werden die Menschen auf Sumatra. Hier lebt ein heidnisches Volk, die Battas. Sie sind gastfrei, ehrlich, gewerbfleißig und doch sind sie Menschenfresser. Ihr Gesetzbuch bestimmt genau die Fälle, in welchen man das Menschenfleisch essen soll. Zur Strafe, lebendig gefressen zu werden, verurtheilt das Gesetz alle, welche die Ehe brechen, des Nachts stehlen, in wichtigen Kriegen gefangen werden, sich mit einer Person aus demselben Stamme verheirathen oder verrätherisch ein Dorf, Haus oder eine Person angreifen. Wer eins dieser Verbrechen begangen hat, muß vor Gericht erscheinen. Sind die Zeugen verhört, so wird das Urtheil gesprochen, worauf die Richter zur Bestätigung desselben ein Glas Branntwein trinken. Wenn das Urtheil vollstreckt werden

soll, führt man den Gefangenen herbei und bindet ihn, die Hände kreuzweis über einander gelegt, an einen Baum oder Pfahl. Der Kläger tritt zu dem Gebundenen und wählt sich das Fleischstückchen, welches er gern mag, gemeiniglich die Ohren; dann langt ein Gast nach dem Andern nach seinem Stande und Geschmacke zu. Ist dieses geschehen, so schneidet der Kläger den Kopf ab, trägt ihn als Siegeszeichen nach Haus, stellt ihn auf demselben auf und verwahrt das Gehirn, welches Zauberkräfte besitzen soll, sorgfältig in einem Becher. Das Fleisch wird bald roh, bald gebraten, stets aber sogleich an Ort und Stelle verzehrt. Man nimmt deshalb Citrone, Salz und Pfeffer als Würze, bisweilen auch Reis mit. Einige Gäste haben Bambusröhre, mit denen sie das Blut aufsaugen. Man erzählt sich, daß besonders die Großen und Vornehmen der Battas so lüstern nach Menschenfleisch sind, daß sie Menschen morden lassen, um sich diesen Genuß zu verschaffen.

Nun noch einen Blick nach Asien. Gen Norden, nach Sibirien. Ein ungeheures Land! Ganz Europa hat bequem Platz darin. Doch zählt man nur etwa 2 Millionen Einwohner. Davon wohnen die Meisten nach dem innersten Asien zu und sind entweder Muselmänner oder gehören dem Aberglauben des Buddha an. Christen sind die Wenigsten. Aber in den weiten Einöden nach dem Eismeere zu wandern noch viele kleine Völkerschaften, die von Jagd, Fischfang oder ihren Heerden leben — Samojeden, Ostjaken, Korjäken, Tschucktschen. Die liegen im finstersten Heidenthum. Bei vielen von ihnen macht sich die Sonne schon rar. Sie beten zu ihr, zum Monde,

zum Nordlichte. Sie wissen von guten und bösen Geistern. Die letztern fürchten sie sehr und darauf geht ihre ganze Religion. Sie schnitzen sich aus Holz kleine Götzenbilder und behängen sie mit Pelzwerk. Die führt ein Jeder in seiner Hütte mit umher. Geht es gut, so halten sie ihre Götzen sehr in Ehren und schmieren ihnen zum Dank und Dienst das Maul mit Fischthran. Wenn es aber schlecht geht, so nehmen sie ihnen die Pelzstücke ab, schimpfen und prügeln sie, werfen sie ins Feuer und schnitzen sich andere. Doch glauben sie ein Leben nach dem Tode und geben dem Verstorbenen alles Mögliche mit ins Grab, damit er im andern Leben keinen Mangel leide. Eigentliche Priester haben sie nicht. Aber es leben unter ihnen Leute, von denen sie glauben, daß sie mehr als andere Macht über die bösen Geister haben. Das sind die Schamanen. Die treiben Zauberei und Wahrsagerkünste und stehen im hohen Ansehen und man nennt nach ihnen wohl die ganze Religion dieser Völker den Schamanenglauben.

Diese selbe kümmerliche Religion, die eigentlich nichts weiter als Furcht vor dem Teufel und sein Dienst ist, den wir so eben im höchsten Norden fanden, finden wir im tiefsten Süden wieder, wenn wir nun aus Asien nach

Afrika

wandern. Dieser Erdtheil ist eigentlich eine große Wildniß. Und wie das Land, so sind auch seine Leute, wild, wüst und finster. Man weiß noch lange nicht genug, wie groß ihre Finsterniß ist; denn es giebt keinen Erdtheil, der uns so unbekannt wäre, wie

dieſer. Man kann eigentlich nur ſagen, daß man ſeine Küſten kenne und auch die nicht alle. In die vielen ungeheuren Länderſtrecken, die im Innern liegen müſſen, hat noch kein weißer Mann ſeinen Fuß geſetzt, doch kriegt man an den Küſten ſchon genug von den Todesſchatten des Landes zu ſehen. Bevor wir aber dieſe genauer betrachten, müſſen wir doch fragen: giebt es denn nichts von Chriſtenthum, oder Judenthum, oder doch wenigſtens von Mohameds Lehre in Afrika?

Ja freilich giebts das. Chriſtliche Europäer hin und wieder in einigen größern Städten des Nordens und in den Kolonien. Auf den Inſeln in Nordweſten Afrika's herrſcht der römiſch-katholiſche Glaube. Ganz chriſtlich iſt ein kleines Gebirgsland, Abyſſinien, Habeſch. Wer es ſuchen will, muß ſich auf ſeiner Karte den Nilſtrom anſehen.. Wo der entſpringt, da ſind die abyſſiniſchen Berge. Das Chriſtenthum iſt ſchon lange in dieſem Lande wohl an 1400 Jahre und wer weiß, ob nicht ſchon der Kämmerer von Mohrenland es hier gepredigt hat. Man nennt die dortigen Chriſten koptiſche Chriſten. Ihr Patriarch wohnt in Egypten; da finden ſich auch noch mehrere ihres Glaubens. Es iſt aber nicht weit her mit ihrem Chriſtenthum und das Volk iſt ſehr verſunken. Das Evangelium iſt unter Menſchenſatzungen ganz verkommen und wenig bekannt. Außerdem hat man ziemlich gewiſſe Nachrichten, daß im Süden und Südweſten von Abyſſinien noch chriſtliche Länder liegen, Sidama, Kaffa, Kambat, und Wolamo, ſo daß alſo der ſüße Name Jeſu, wenn auch wahrſcheinlich verſtümmelt, doch tief hinein in Afrika genannt würde. Doch weiß man nichts

Genaues von diesen Ländern; die Meisten sollen schon seit mehrern Menschenaltern keine Priester mehr haben.

Juden leben außer in Abyssinien und Egypten besonders zahlreich in der Berberei, Tunis, Fez, Marokko. Im Staate Marokko an 300000, in Tunis an 200000; in der Stadt Tunis allein 20,000. Vor fünfthalbhundert Jahren hat einmal ein König von Spanien an 800000 ihrer Väter aus seinem Lande getrieben. Da nahmen die Meisten derselben den kürzesten Weg von Spanien über das Meer nach den afrikanischen Küsten. Ihre jetzigen Söhne sind unter der Tyrannei ihrer Oberrabbinen die eifrigsten Talmudisten von der Welt. Das arme Volk! Und ist so schon fürchterlich genug von den Muselmännern gedrückt. „Es ist für einen Europäer fast unglaublich," schreibt ein Missionar aus Tunis, „wie hart Abrahams Nachkommen hier behandelt werden. Reich sein ist ein Verbrechen und sobald der Bey hört, daß ein Jude unter seinen Unterthanen Geld hat, so läßt er ihn unter irgend einem Vorwande in das Gefängniß werfen und der arme Jude kommt nicht heraus, bis er die geforderte Summe bezahlt hat. Ein Jude darf sich nicht vertheidigen, wenn es einem Muselmann einfällt, ihn zu beleidigen. Still und in der größten Geduld muß er alle, auch die gröbsten Mißhandlungen ertragen. Einmal ging ich durch die Straßen von Tunis; ein alter Jude mit einem schneeweißen Barte ging vor mir her. Der alte Mann strauchelte über etwas und fiel der Länge nach auf die Erde. Mehrere Muselmänner waren zugegen. Anstatt dem armen Manne aufzuhelfen, gab ihm einer derselben einen so harten Schlag mit der Hand an das graue Haupt, daß der Turban und die Mütze davon flogen. Ohne

ein Wort zu sagen, ja ohne eine Miene zu verziehen, raffte der ehrwürdige Israelit sich auf, suchte seine Mütze und seinen Turban zusammen und begab sich in eine Ecke, um seine Kleider in Ordnung zu bringen. Mir aber kochte das Blut in allen Adern. Ich nahte mich einem Muselmanne und sagte: „der Mann, welcher diesen Juden geschlagen hat, ist gewiß ein böser Mensch; es ist eine Sünde und Schande, einen alten Mann so zu schlagen.“ Die Muselmänner sahen mich erstaunt an und sagten: „Warum ist er denn ein böser Mensch? was hat er denn gethan? dies ist ja nur ein Jude.“

Mit den Christen machten es die Muselmänner vor 1200 Jahren nicht besser. Damals bedeckten zahlreiche Christengemeinden diese Gegenden, bis es ihnen so ging, wie den westlichen Ländern Asiens. Die Muselmänner kamen über sie und rotteten die Christen mit Feuer und Schwert aus. Nun ist alles von diesen voll von Egypten an bis Marokko und nirgends wird das Gesetz des Koran so streng gehalten und die Schwärmerei für den falschen Propheten so weit getrieben wie in Nordafrika. Gehen wir am Geburtstage des Propheten auf den Markt von Kairo, der Hauptstadt Egyptens. Das Volk hat einen hohen Festtag und wogt in großer Masse auf dem Platze. Mit Noth wird es aus einander getrieben und eine freie Gasse gebildet. Durch die Gasse kommt ein Haufen Derwische, die strengste und heiligste Secte der Muselmänner, getaumelt; Schaum steht ihnen vor dem Munde, die Augen ganz stier, in Einem fort schreien sie: Allah! Allah! und endlich werfen sie sich an den Boden nieder. Es dauert nicht lange, so ist die Erde

in der Gasse mit einem Teppich von Menschenleibern bedeckt, immer einer dicht an dem andern, die Arme ausgestreckt, quer durch, unmittelbar an den Köpfen und Füßen stehen die dichten Reihen der Zuschauer. Ueber die Leiber hin laufen ein Paar Derwische und legen ihre Gefährten zurecht, murmeln Gebete und schreien „Allah!“ Noch einen und den andern aus den Zuschauern ergreift die heilige Wuth und er streckt sich in die Gasse nieder. Endlich erscheint der Oberste der Derwische. Vor ihm her ziehen mehrere Fahnenträger zu Fuß und schreiten durch die Gasse hin. Ihnen folgt ihr Oberster zu Roß. Eine alte, ehrwürdige Gestalt. Das Pferd von zwei Derwischen geführt scheut sich zuerst, den Fuß auf die Menschenleiber zu setzen; aber nach einigem Widerstreben gelingt es und nun zieht es langsam, gemessenen Schritts, obwohl noch immer widerspenstig, einher; jeder Tritt trifft einen Derwisch, so dicht liegen sie. Die Getretenen springen meist auf und schließen sich der Procession an; einige aber müssen aufgehoben und theils bewußtlos, theils in bitteren Schmerzensschreien fortgetragen werden. Das Volk indessen versichert, es werde keiner verletzt in Folge des Namens Allahs und der Gebete, die die Derwische die Nacht vorher gehalten haben. — Der sittliche Zustand ist in Nordafrika wie in andern Ländern des Islam, nur um ein gut Theil noch barbarischer und roher. Tyrannei und Knechtschaft finden sich überall in Begleitung aller Uebel dieser Geißeln der Menschheit. Und nirgends treiben die Muselmänner ihre Bekehrungen so eifrig wie in Afrika. Schon vor 300 Jahren haben sie die große Wüste Sahara durchwandert und jenseits derselben ganze Negerreiche

bekehrt. Das geht immer noch fort. Wer sich vorhin auf der Karte Abyssinien gesucht hat, der wird nördlich davon das Land Nubien liegen sehen, welches bis an den arabischen Meerbusen stößt. Nubien gegenüber auf der Westküste Afrikas liegt das Land Senegambien. Der ganze ungeheure Landstrich zwischen Nubien und Senegambien steht unter dem Einflusse zweier kleinen mohammedanischen Priesterstaaten, von denen der Eine in Nubien, der Andere in Senegambien liegt. Der in Nubien heißt Damer, eine wahre Universität des Islam für dies innere Afrika von lauter Priestern unter einem Hohenpriester stehend bewohnt. Dahin kommen die Negerjünglinge, um lesen, schreiben und die Gesetze des Koran auswendig zu lernen. Die erlangen dann in ihrer Heimath hohes Ansehen, werden Schreiber und Geschäftsführer der Großen und Prediger des Volks. Die Priester von Damer stehen weit und breit in großem Ansehen. Mit einem solchen an der Spitze ziehen die Karavanen ungefährdet durch die wildesten Räuberhorden. Der räuberische Beduine Afrikas kommt und küßt dem Priester die Hand und läßt alle ungeplündert ziehen. — Der in Senegambien ist eine Kolonie von Mandingonegern. Ihre Bewohner heißen schlechtweg Mollah, Priester. Es sind wohlhabende, umherwandernde Handelsleute. Wohin sie reisen, sind sie die Gäste der Vornehmen jedes Ortes und werden in die Wohnungen der Könige aufgenommen. Sie führen Tinte, Rohr und Papier bei sich und schreiben darauf arabische Sprüche aus dem Koran, die als Amulete bei den Negern im hohen Ansehen stehen und Grigri heißen. Sie verstehen die Kunst, Gold und Eisen zu schmieden und das Leder

schön farbig zuzubereiten. Dabei lehren sie den Islam und das Volk glaubt, daß sie mit Gott sprächen; sind treffliche Redner und ihre Person wird für heilig gehalten. Sie dürfen den Negerkönigen frei die Wahrheit sagen. Auf der Küste von Senegambien, auf der Pfeffer-, Zahn- und Goldküste treffen die Paar christlichen Missionare auf Hunderte dieser Mollahs. In der Kapstadt sieht man überall ihre spitzen Hüte. Im Jahre 1824 waren in der Capkolonie nur ungefähr 400 Nachfolger Mohammeds; 1845 waren schon über 14000 daselbst. Damals waren dort im Ganzen sieben Priester; jetzt sind daselbst fünf Oberpriester, von denen jeder eine Moschee hat, in welcher sich jeden Freitag zahlreiche Gemeinden versammeln und außerdem 16 Unterpriester und ungefähr 25 Belals oder Aelteste, die ebenfalls ihre Schüler haben. 30 Marabouts oder Küster sind auf ihren Posten, um das unwissende Volk zu ihren Priestern zu verlocken. Der Eifer derselben, die geistlich verwahrloste Lage der Heiden, die oberflächliche Bekehrung, welche der Koran verlangt, Geldunterstützungen u. s. w. sind die Ursachen dieser schnellen Zunahme. Dazu kommt noch der schlechte Credit, in welchem der christliche Europäer bei dem Neger steht. „Wir meinen, der weiße Mann kennt Gott nicht, er handelt bloß und kauft Güter," sagen die Neger. Und nun vollends auf der Ostküste Afrikas. Man suche sich einmal auf seiner Karte Arabien, das Vaterland des falschen Propheten. Von da aus ihm gegenüber von Egypten an bis Madagaskar bekennt sich der ganze schmale niedrige Küstenlandstrich zum Koran. Es ist das freilich bei allen diesen schwarzen Völkern so ein Bekennen. Man findet wohl eifrige Muselmänner

unter ihnen. Auf den Straßen Mekkas sieht man auch Neger aus Senegambien, welche mitten durch die Wüsten Afrikas zur heiligen Stadt hin und zurückpilgern. Aber in der Regel ist es bei ihnen nichts weiter, als daß sie sich den mohammedanischen Schulunterricht gefallen lassen und gewisse heilige Gebräuche mitmachen; sonst sind sie Heiden, wie die meisten Bewohner Afrikas, die wir uns nun noch ein Wenig genauer ansehen müssen.

Die Hauptmasse unter denselben bilden die Neger. Sie sind zwar in Hunderte von kleinen und großen Stämmen zersplittert, aber so wie sie alle dieselbe schwarze Haut haben, so haben sie auch alle so ziemlich denselben Glauben. Sie reden alle von einem höchsten Gott, dem Vater unser aller und sagen, daß er gut sei. Aber nach ihrer Meinung bekümmert er sich nicht um die Welt; so bekümmern sie sich auch nicht groß um ihn. „Gott ist zu gut,“ sagt der Neger, um irgend jemand übel zu thun. Das thut der böse Geist und den muß man durch Zauberei abhalten.“ Von solchen Geistern, bösen wie guten, lebt und webt alles um den Neger; von ihnen kommt Gutes und Böses, was ihm widerfährt, je nachdem sie ihm freundlich oder feindlich sind; sie regieren die Welt und nur dann und wann erscheinen sie vor dem obersten Gott, wenn der einen Galla- und Hoftag hält. Diese Geister führen bei den Negern verschiedene Namen. Die Portugiesen, die zuerst mit den Negern bekannt wurden, nannten sie Fetisch, ungefähr so viel als „Götze“ und danach heißt man den Neger-Glauben den Fetischglauben. Es giebt mächtige Fetische, unter deren Macht ein ganzer Landstrich, ein ganzer Volksstamm steht; es giebt Feti-

ſche für einen beſondern Wald, oder Fluß, oder See, oder für eine gefährliche Stromſchnelle; es giebt welche, deren Bereich und Macht noch geringer und eingeſchränkter iſt. Der Neger wählt ſich unter den Fetiſchen je nach Bedürfniß und Empfehlung der Prieſter, die einen genauen Umgang mit den Fetiſchen vorgeben und die Arten und Weiſen beſchreiben, wie man ſich den Geiſt geneigt machen könne. Findet man nicht bei ihm, was man erwartet hat, ſo wird er abgeſchafft und man läßt ſich einen andern recommandiren. Sein Bild ſtellt man entweder in beſondern kleinen Häuſern, oder an einer beſondern Stelle in ſeiner Wohnung auf, oder trägt es mit ſich herum. Sehr häufig ſind dieſe Fetiſchbilder roh aus Holz oder Gummi gebildete kleine Menſchengeſtalten, bei denen es merkwürdig iſt, daß ſie europäiſche Geſichtsbildung haben und gemeiniglich weiß angeſtrichen ſind. Indeſſen iſt der Neger bei Abbildung ſeines Fetiſch nicht eben ſehr wähleriſch. Ein ſimpler Stock, ein alter Topf oder Knopf, eine Flaſche oder gar nur die Scherben davon, Knochen, Hörner, Federn können ebenſogut den unſichtbaren Geiſt vergegenwärtigen. Man hat geſehen, daß Leute eine Kanonenkugel und drei Flaſchenſtöpſel zu ihrem Fetiſch gemacht hatten; ja des Menſchen eigener Schatten kann ſeinen Fetiſch vorſtellen; ſehr häufig thun es die Prieſter ſelber und laſſen ſich als einem Gotte dienen. Der mächtige Fetiſch eines ganzen Landes oder Dorfes wird etwa in einer Schlange oder Tiger, oder einem prächtigen Baume, oder Felſen verehrt, der ſich im Lande oder im Orte findet. Die Verehrung beſteht meiſtens in Opfern von Früchten, Eiern, Branntwein u. dgl. Namentlich wird das Erſte von Allem, was der Neger genießt,

dem Fetiſch geopfert; er ſoll nicht einmal trinken, ohne etwas davon auszugießen oder auf den Fetiſch, den er an ſich trägt, zu ſpritzen. Man bringt indeſſen einem mächtigern Geiſte auch Thiere zum Opfer. Ein Miſſionar beſchreibt das Fetiſchheiligthum eines Negers auf Sierra Leone alſo: Die hintere Wand des Hauſes war weiß und ſchwarz bemalt und mit Blut beſtrichen. Neben der Wand ſtand auf einer Erhöhung ein großer Mörſer, der als Altar diente und von den häufigen Blutbeſprèngungen ganz ſchwarz war. Auf dieſem Altare lag eine Platte, ſorgfältig mit einem Tuche bedeckt, das der eifrige Anbeter mich um keinen Preis aufdecken laſſen wollte. Nach vielerlei Fragen ſagte er endlich mit wichtiger Miene, das ſei der Platz, wo er gewöhnlich Vögel und anderes ſeinem Gotte, dem Donner, opfere. „Wirklich!“ erwiderte ich ernſthaft; „ich möchte doch das Angeſicht dieſes wundervollen Weſens ſehen.“ Indeſſen bemerkte ich einen roh geſchnittenen Stock von drei Fuß Länge und zwei Zoll Dicke, der vor dem Altare lag und von dem er ſagte, daß es ſein Gott, der Donner, ſei. Ich glaubte Anfangs, es ſei ihm nicht recht Ernſt; aber die Umſtehenden verſicherten mich einſtimmig, daß es ſein Gott ſei. Dann beſichtigte ich den Stock näher, ob nicht irgend eine Geſtalt in ihn geformt wäre; aber es war ein bloßer Stock. Während ich ſo den angeblichen Gott unterſuchte, hörte ich die Leute ſagen, daß der Mann ihn mit dem, was in der Schüſſel auf dem Altare ſei, nähre. Dort lag auch ein Löffel; den nahm ich vom Altare mit den Worten, ich wolle doch ſehen, ob der Gott auch von meinen Händen etwas eſſen werde. Aber als ich vergeblich des Donners Mund ſuchte,

brachen alle in ein lautes Gelächter aus zu nicht geringem Aergerniß des Priesters. „Ich glaube,“ sagte ich dann, „dein Gott ist nur ein gemeiner Stock aus dem Walde mit dem Messer geschnitten.“ Der Mann aber leugnete, daß dem so sei und zum Beweise, daß man von seinem Gotte nicht so verächtlich denken dürfe, fragte er mich, ob ich ihn nicht schon in der Regenzeit habe am Himmel hinrollen hören. „Sicher,“ erwiderte ich; „aber es würde mich freuen, wenn du den Stock veranlassen könntest, jetzt zu donnern.“ Er erwiderte, das könne erst beim Eintritt der Regenzeit geschehen. „Wunderbar,“ sagte ich, „daß dein Gott eben jetzt nicht essen und reden will.“ „Das geschieht,“ schloß der Mann, „weil der Gott Donner in der trockenen Jahreszeit weder hungrig noch zornig ist.“ Unter mehrern Negervölkern werden indessen auch Menschen geopfert. Unter dem Ashanteevolke wird jeder, welcher fünf Wunden im Kampfe empfangen hat, gleichviel Freund oder Feind, dem Fetisch des Landes geopfert. Unter dem Ibovolke müssen ihm alle Zwillinge gleich nach der Geburt sterben. Eine halbe Stunde von der Stadt Badagry auf der Sclavenküste steht ein prächtiger Baum im Walde. Der ist der Stadt Fetisch. Seine Zweige hängen voll von Gerippen und zu seinen Wurzeln liegen Haufen von Schädeln der Kriegsgefangenen, die man hier dem Fetisch zu schlachten pflegt. — Der Neger glaubt ein Leben nach dem Tode und zwar so fest, daß Selbstmord etwas sehr Gewöhnliches ist, um sich ein besseres Leben zu verschaffen, denn von Strafe und Vergeltung nach dem Tode wissen sie wenig oder gar nichts. Der gemeine Mann giebt seinem Todten Kleider, Gold und Reis mit ins Grab, damit, wenn

die Seele in ein anderes Land kommt und hat nichts bei sich, die Geister nicht sagen: „Hu! er ist ein armer Junge!“ und ihm den Eingang wehren. Die Könige und Großen begräbt man aber nie, ohne Menschen dabei zu schlachten. Wenn der König der Ashantee stirbt, werden die, welche das Grab gegraben, sogleich geschlachtet und von den 1000 Weibern des Königs nimmt man 24 und zerschlägt ihnen die Arme; dann setzt man sie neben den todten König ins Grab und dann Erde darüber her.

Kann man Trauben von solchen Dornen lesen wollen? Es giebt zwar geweckte, kunstreiche und tapfere Negervölker. Man rühmt allgemein, daß der Neger besonders gastfrei, auch wohl fleißig sei; es finden sich auch nicht selten Beispiele von Dankbarkeit bis zum Tode unter ihnen; es hat des Negers Charakter etwas Offenes an sich und auf treue Verschwiegenheit kann man bei ihnen rechnen. Aber er ist im höchsten Grade dem Diebstahle, der Schwelgerei, Rachsucht und Unzucht ergeben. Viele Negervölker haben gar keinen Begriff von einer Ehe. Namentlich sind die Stämme ganz verworfen, welche ohne Könige und Oberhaupt leben. Bei denen ist alle Zucht, Sitte und Ordnung aufgelöst. Und wo sie von Königen regiert werden, ist es nicht viel besser. Die Könige sind da die scheußlichsten Tyrannen, die man sich nur denken kann und ihre Unterthanen Sclaven, mißtrauisch, falsch, kriechend, ewig in Furcht. Es ist für den Unterthanen Hochverrath, zu behaupten, sein König sei sterblich, esse, trinke und schlafe. Ein alter Mann wagt nicht zu sagen, daß der König jünger als er sei. Der König verkauft auch wohl die Frauen. Nur wer eine nam-

hafte Summe zahlt und sich vor dem Thore seines Pallastes in den Staub wirft, erhält eine Frau. 6127 Menschenschädel decken die Front des Pallastes des Königs von Abomei und wer den König von Dahomei rühmen will, der spricht: „Der König geht in Blut von seinem Throne bis zu seinem Grabe und wässert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut.“ Es ist ganz unglaublich, wie wenig in Afrika ein Menschenleben gilt. Das zeigt sich am Allgemeinsten in ihrem Sclavenhandel. Die armen Negersclaven kennt ein Jeder. Ich rede aber hier nicht von den Greueln, welche christliche Nationen seit vierthalbhundert Jahren an ihnen verübt haben. Das kommt über deren Kopf. Nur sollte man diese nicht allein mit Schimpf beladen. Noch ehe ein Christ an einen schwarzen Sclaven dachte, schon vor 6—700 Jahren haben die Muselmänner der Nordküste Afrikas und im Morgenlande sich mit diesem schändlichen Handel befaßt und ihre Sclaven aus dem Innern Afrikas geholt und holen sie noch daher zu Tausenden bis auf diesen Tag. Aber der ganze Handel würde nicht möglich sein, wenn sich die Neger nicht zu demselben verständen. In ihnen selber liegt die bittere Wurzel dieses ungeheuren Frevels. Die Sclaverei ist unter den Negern selber einheimisch. In manchen Ländern zählt man nur ¼ Freie und ¾ Sclaven. Und könnten die Negerkönige, die die betriebsamsten Sclavenhändler sind, ihre Sclaven nicht an Fremde verkaufen, sie würden sie desto zahlreicher auf den Gräbern ihrer Vorfahren schlachten. Einer dieser Könige sagte einmal zu einem reisenden Europäer: „Drei Dinge begehren wir von dir, drei andere Dinge geben wir dafür. Wir brauchen Flinten, Pulver und

Branntwein; wir geben dir dafür Männer, Weiber und Kinder.“ Und woher kommen die vielen Sclaven? Vor allen durch den Krieg. Es sind Kriegsgefangene. Wie man auf die Jagd geht, um Wild zu bekommen, so ziehen die Könige in den Krieg, um Menschen zu fangen. Ganze Stämme werden auf diese Weise in einem einzigen Kriegszuge vernichtet. Und wie die Könige im Großen, so ihre Unterthanen im Kleinen selbst unter den eigenen Stammgenossen. Der Bruder verkauft die Kinder seines Bruders und die Leute werden gefangen, wenn sie von einem Dorfe zum Andern gehen. Man bricht des Nachts nach Kindern ein, wie bei uns nach Gelde und wenn der Neger, der das Spiel über alles liebt, alles verspielt hat, setzt er zuletzt sich selbst aufs Spiel. Dadurch ist in den meisten Gegenden Mittelafrikas ein Zustand der Treulosigkeit, des Krieges und der Empörung entstanden, wie vielleicht sonst nirgends auf Erden. Man weiß von Ländern, die noch vor 100 Jahren sehr blühend waren; jetzt sind sie wahre Wüsten. In Unterguinea werden die Sclaven häufig geschlachtet und gefressen. Ein Paar edle Engländer, Wilberforce und Clarkson, haben ihr ganzes Leben an die Abschaffung des Sclavenhandels gesetzt und wirklich haben in Folge ihrer Bemühungen 1842 alle europäischen Nationen zur Unterdrückung desselben sich vereinigt und 1841 hat sogar der Bei von Tunis denselben in seinem ganzen Staate verboten. Dafür ist der Name „Wilberforce“ unter den schwarzen Sclavenhändlern mit ewigem Fluche beladen. Einige drohten jedem Weißen den Tod, der sich in ihrem Lande sehen ließe. Es haben sich zwar einige Negerkönige in neuester Zeit bereit erklärt, den Sclavenhandel ab-

zustellen; aber wie wenige es ernst meinen, beweist der Umstand, daß sich gegenwärtig die Ausfuhr der Sclaven gegen vor 20—30 Jahren verdoppelt hat. Außer den Vielen, die im Lande bleiben, rechnet man jährlich an 200000 Neger, die als Sclaven in die Fremde geschleppt werden. Die findet man denn wieder auf der Nord- und Südküste Afrikas, in Asien von Konstantinopel an bis zu den fernen molukkischen Inseln, in ganz Amerika. Unter den Muselmännern nehmen sie gewöhnlich Mohammeds Lehre an, aber die Furcht vor dem Fetisch ihrer Heimath verläßt sie auch in der Fremde nicht. Die meisten Negersclaven Amerikas haben auf den Plantagen, wo sie in Masse beisammen leben, ihr eigenes Fetischhaus; das dulden ihre Herrn. Tief in die Wälder Südamerikas ist der Fetischdienst durch entlaufene Sclaven gekommen. In Amerika sind aber auch ihrer viele zu Christo bekehrt worden und sprechen mit Joseph: „Die Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“ Von denen später.

Ob Neger und Fetischdienst überall im Innern Afrikas sich finden, wer weiß das? Auf der Südspitze des Erdtheils wohnen wenigstens Völkerschaften, die nicht allein in Religion, sondern wahrscheinlich auch in ihrer Abstammung von den Negern verschieden sind. Bis jetzt sind von ihnen besonders bekannt geworden die Hottentotten mit Namaquas, Korannas und Buschmännern, die Betschuanen mit Batlapis und Tamahas und die Kaffern mit Bassutos, Tambukis, Mambukis und Zulahs. Bei allen diesen Völkern sieht man nur sehr wenig von einer Religion, keine Götzenbilder, keine Fetische, keine Tempel, keine Prie-

ſter. Bei den Hottentottenſtämmen findet ſich der Glaube an ein höchſtes Weſen; die Namaqua haben aber nicht einmal einen Namen für daſſelbe. Die Koranna nennen es Cükoab, glauben auch an einen böſen Geiſt, den ſie Kaunaam nennen; von jenem leiten ſie alles Gute, von dieſem alles Böſe her. Cükoab, ſagen ſie, iſt der Schöpfer aller Dinge. Er ſchuf im Anfang zwei Menſchen, einen Mann und eine Frau und gab ihnen Kühe, um Milch zu haben, Pfeil und Bogen, um Wild zu ſchießen, Keule und Schild, um ſich zu ſchützen und einen Schakalsſchwanz, um ſich den Schweiß abzutrocknen. Auch von der Sündfluth haben ſie dunkle Sagen. Andere Hottentotten verehren den Mond, als eine geringere Gottheit, die das Wetter regiert. Zur Zeit des Voll- und Neumonds verſammeln ſie ſich, bleiben die ganze Nacht beiſammen, machen ein lautes Freudengeſchrei, hüpfen und ſtampfen den Boden, klatſchen mit den Händen und ſchreien: „Wir grüßen Dich! Sei uns willkommen! Gieb uns Futter für unſer Vieh und Milch die Menge!“ Sie verehren auch ein kleines Inſekt, das nur in ihrem Lande ſein ſoll. Es iſt ſo lang als der kleine Finger eines Kindes, hat einen grünen Rücken, ſein Unterleib iſt weiß und roth geſprenkelt und hat zwei Flügel. Kommt das Thierchen in ein Dorf, ſo verſammelt man ſich um daſſelbe, ſingt und tanzt und wirft Pulver von einer gewiſſen Pflanze auf daſſelbe, auf den Boden im Dorfe und auf die Mützen der Leute; man opfert ihm auch zwei fette Schafe. Sie glauben nämlich, daß das Inſekt dem Dorfe Glück und Wohlſtand bringe und läßt es ſich nun gar auf einem Hottentotten nieder, ſo wird der dadurch ein lebendiger Heiliger und

Liebling der Gottheit; man schätzt es für eine große Ehre, mit einem solchem Manne Freund zu sein und schlachtet den fettsten Ochsen im Dorfe zum Dankopfer. Stirbt ein solcher oder sonst ein vornehmer Mann, so benennt man nach seinem Namen einen Berg, oder Fluß oder Feld und wer an solcher Stelle vorüber geht, hüllt seinen Kopf in sein Schaffell, tänzt einige Mal um die Stelle herum, singt und klascht mit den Händen und ruft den Geist des Verstorbenen um Schutz an. Sie glauben auch, daß die Geister des Abgeschiedenen zuweilen in Hasen erscheinen, denn, sagen sie, wir haben mehrmals Hasen in unsere Hütten kommen sehen, sie sahen so freundlich aus und schienen sprechen zu wollen. Eher würden sie verhungern, ehe sie das Fleisch eines Hasen verzehrten. Fürchten sie ein Unglück, so suchen sie den bösen Geist durch das Schlachtopfer eines Ochsen oder eines Schafes zu versöhnen.

Mit der Gotteserkenntniß der Kaffern steht es nicht besser. Sie haben von ihren Vorfahren einen Namen des höchsten Wesens überkommen, gedenken aber sein nur, wenn der Blitz auf dem Platze wo einschlägt und jemand stirbt. Das sehen sie als einen Zorn Gottes an. Dann wird ein Ochse oder ein Paar Kühe geschlachtet, ein Feuer angemacht, Knochen und Fett des Thieres unter Tanzen und Singen hineingeworfen; das übrige verzehrt die Gesellschaft. So ist der Himmel wieder versöhnt. Aber die Furcht vor dem Tode behält der Kaffer doch. Er läuft davon, wenn man vom Tode redet und der Bassuto sucht in großer Hast einem zu beweisen, daß es das Beste sei, viel zu essen, damit man nicht sterbe; denn je dicker

man werde, desto länger man lebe. Noch tiefer gesunken sind der Kaffern Nachbaren, die Betschuanenvölker. Sie haben wohl noch einen Namen, der auf einen Gott zu deuten scheint; Morimo nämlich heißt wörtlich „der da oben.“ Man erzählt aber, Morimo sei ein böses Ding, welches in einem finstern Loche hause, aus welchem es zu Zeiten hervorkrieche, um über Menschen und Vieh Pestilenz und Tod zu bringen. Dies böse und nichtswürdige Ding sei zugleich mit den ersten Menschen und allen Thieren aus einer Höhle im Bakonalande hervorgekommen und noch jetzt könne man auf einem ehemals weich gewesenen Sandsteinfelsen die verschiedentlichen Fußstapfen sehen; Morimos Fußtritte seien daran kenntlich, daß sie keine Zehen hätten. Auf die Frage: Wohin gehen die Menschen, wenn sie sterben? antwortet der Betschuane: Nach „Barimo“ d. h. nach oben. Aber sie reden und wissen nicht, was sie reden. Ihre Vorfahren, die das Wort machten, mögen es gewußt haben; aber jetzt bedeutet es nichts weiter als „Tod“ und von einem ewigen Lande da oben wissen sie nichts. Als ein Missionar einmal zu einem Häuptlinge von dessen unsterblicher Seele redete, rief der seine Leute zusammen und fragte sie: „Habt ihr je solche Fabeln vernommen?“ Ein schallendes Gelächter war die Antwort und der Häuptling bat den Missionar, von solchen Possen zu schweigen, damit ihn seine Leute nicht für verrückt hielten. Ein anderes Mal wies einer auf seinen Hund und fragte: „Was ist für ein Unterschied zwischen mir und dem Thiere da? Du sagst, ich sei unsterblich; warum nicht auch mein Hund oder mein Ochs? Sie sterben und siehst du ihre Seelen? Was für ein Unterschied ist zwischen den Menschen und den

Thieren? Keiner, ausgenommen, daß der Mensch der größere Schelm von beiden ist.“

Die größte Plage in Südafrika ist die Dürre und darum ist die Hauptfrage bei diesen Heiden: Was müssen wir thun, daß wir Regen bekommen? Das ist bei ihnen eben so viel, als: Was müssen wir thun, daß wir selig werden? Darauf geht all ihre Religion und ihre Regenmacher sind ihre Priester und ihre Götzen in einer Person. Man sieht das am Besten aus folgender Geschichte, welche der Missionar Moffat erlebt hat. Es war schon das dritte dürre Jahr und die Batlapis, ein Betschuanenstamm, beschlossen, einen Regenmacher von den Bahurutsen herbeizuholen, vor dem das Gerücht herging, er habe in kurzer Zeit mehrere Landregen gemacht. Die nach ihm ausgeschickten Boten versprachen ihm, wenn er die „Brüste“ des Himmels öffnen würde über dem Lande der Batlapis, so sollte er zum größesten Manne gemacht werden, sollte unberechenbare Reichthümer erhalten, seine Hände in Milch waschen und gepriesen werden in den Gesängen des Volks. Es währte lange, ehe er kam. Endlich hieß es, er sei im Anzuge. Ein allgemeiner Jubel durchtönte die Stadt. Er hatte Boten mit der Ordre vorangeschickt, alle Einwohner sollten ihre Füße waschen, worauf Jung und Alt zu dem Flusse eilten; selbst das Küchenmädchen der Missionäre lief hin. Dazwischen zog ein Gewölk sich zusammen, und man schickte dem großen Manne eine Deputation entgegen, der schon seine Regenvorräthe in Bereitschaft setze. Ein Gewitter begleitete seinen Einzug in die Stadt; einzelne schwere Tropfen fielen, und nun kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Der Regenmacher rief aus: „Dies Jahr müssen

die Weiber ihre Gärten anbauen auf dem Gebirge, und nicht im Thal, denn das wird überschwemmt werden!“ Etliche liefen nach dem Hause der Missionare und sagten höhnisch: „Wo ist nun euer Gott?“ Und weiter höhnten sie: „Habt ihr nicht gesehen unsern Morimo? Habt ihr nicht gesehen, wie er feurige Speere warf mit seinem Arm und die Himmel zerriß? Habt ihr nicht gehört seine Stimme in den Wolken? Ihr sprecht von Jehovah und von Jesus — was können sie thun?“ „Nie in meinem Leben,“ sagt Moffat, „ist mir ein Wort tiefer durchs Herz gegangen, als das Wort beim Psalmisten, welches in diesem Augenblicke mir einfiel: „„Seid stille, und erkennet, daß Ich Gott bin; Ich will Ehre einlegen unter den Heiden.““ — Unterdessen hatte der Regenmacher dem Volke seine großen Thaten erzählt, und Niemand zweifelte, daß er die reine Wahrheit rede. Die Häuptlinge der benachbarten Stämme kamen herbei, um ihm zu huldigen. Auf sein Geheiß eilten die Weiber ins Feld, um gewisse Wurzeln und Kräuter zu suchen, womit er geheimnißvolle Feuer anzündete. Uebrigens regnete es nicht. Der Mann wartete von einem Mondwechsel bis zum andern, denn um diese Zeit tritt häufig ein Witterungswechsel ein. Er wußte recht gut, daß er keinen Regen machen könnte. Wenn er zu kräftigern Versuchen gedrängt wurde, entschuldigte er sich: „Ihr gebt mir nur Schafe und Ziegen zu schlachten, darum kann ich nur Ziegen-Regen machen; gebt mir fette Schlachtochsen, und ich werde euch Ochsen-Regen sehen lassen.“ Eines Tages kam ein Regenschauer. Ein Häuptling lief zu dem Zauberer hin und fand ihn im tiefsten Schlaf. „Hela, ka rare! (Halloh, bei meinem

Vater!) ich dachte, du machteſt Regen!“ rief er ihm zu. Der ſchlaue Gaſt aber faßte ſich ſchnell, wies auf ſeine Frau hin, die an der Erde ſaß und den Milchſack ſchüttelte, um Butter zum Salben der Haare zu machen. „Siehſt du nicht meine Frau da, wie ſie Regen buttert, ſo ſchnell ſie kann?“ Nun ſagte man ſich in der Stadt, der Regenmacher habe das Schauer aus ſeinem Milchſack herausgeſchüttelt. Aber die ſengende Sonne hatte die Paar Regentropfen bald wieder aufgeſogen. Wochen neuer Dürre folgten. Der geſäete Same lag in der Erde, wie er aus der Hand gekommen; das Vieh verſchmachtete, denn es fand keine Weide mehr. Der Regenmacher ſuchte all ſeine Künſte hervor. Ein vom Blitze getroffener Baum wurde mit Gras bebunden, dann begoſſen und verbrannt; Männer und Weiber wurden beſprengt mit Zwiebelwaſſer, worein der Zauberer einen Zebraſchwanz tauchte; Alles vergebens. Nun verlangte er einen Pavian, dem kein Haar fehlen dürfe, er müſſe ganz makellos ſein. Nach unſäglicher Mühe ward einer eingefangen, aber der Regenmacher konnte ihn nicht brauchen, denn ſein Ohr war geritzt und der Schwanz hatte einige Haare verloren. Mit einem zweiten ging es eben ſo. Endlich erklärte er, er müſſe das Herz eines Löwen haben. Das zu ſchaffen, wußte er, war kein Spaß; aber es wurde herbeigeſchafft. Er zündete ſeine Feuer an, quirlte in ſeinen Arzneitöpfen, bedrohte die lichten Wolken mit ſeinem Speer — kein Regen fiel. So mußten die Miſſionare daran Schuld ſein; ein Glück für ſie, daß auch ihre Paar Kühe am Sterben waren und ſie keinen Tropfen Milch hatten, ſonſt hätte es ihnen übel ergehen können. Auch die armen Buſchmänner wurden

ins Mittel gezogen; ein Commando ward gegen sie ausgeschickt zu Mord und Brand. Ja, die Betschuanen ließen sich bewegen, zu thun, wovor sie sonst den größten Schauder empfinden, nämlich eine Leiche anzurühren: der Regenmacher hatte nämlich entdeckt, eine jüngst beerdigte Leiche sei nicht hinlänglich gewaschen worden, und forderte, sie müsse ausgegraben und nochmals gewaschen werden. Endlich aber wurden die Leute doch ungeduldig. Ganz verstört kam der Regenmacher eines Abends zu den Missionaren und klagte ihnen seine Noth; man werde ihn todtschlagen, sagte er, besonders die Weiber seien wüthend auf ihn. Diese suchten ihn zu überreden, seinen Betrug offen zu bekennen. Davon wollte er aber nichts wissen. Etwa nach 14 Tagen, während welcher er sich versteckt gehalten hatte, kam er wieder zum Vorschein und machte bekannt, jetzt habe er die Ursache entdeckt, warum kein Regen kommen wollte. Die ganze Stadt lief zusammen, und der Mann rief aus: „Habt ihr nicht bemerkt, daß, sobald Wolken sich sammeln, Moffat und Hamilton nach ihnen hinaufsehen? Vor den weißen Gesichtern aber fliehen sie!“ Gott wandte wunderbar gnädig die Gefahr ab, worin die Missionare schwebten. Sie versprachen den ganzen Tag auf ihr Kinn zu sehen, wenn es sein müßte; und so ließ man sie ungekränkt. Dagegen ward kurz hernach über den Regenmacher das Todesurtheil gesprochen; er sollte gespießt werden. Moffat erfuhr dies noch zeitig genug, um beim König Fürbitte für den armen Menschen einzulegen, der so mitten in seinen Sünden dahinfahren sollte. Einer der Räthe des Königs aber schwang seinen Speer und schwur, ihn in des Regenmachers Herz zu stoßen; er wolle sehn, wer daran ihn

hindern sollte. Moffat entgegnete ruhig, er wolle ihn hindern mit seinen Bitten, und erbot sich zugleich zu einem Lösegelde für den unglücklichen Mann. Daß Jemand das Leben seines Feindes zu retten sich bemühete, war den Betschuanen noch nicht vorgekommen. Der König ward dadurch dermaßen gerührt, daß er selber den Regenmacher sicher über die Grenze geleitete. Doch entging der verstockte Betrüger seinem Verhängniß nicht: nach einigen Jahren ward er von den Bauangketsen ermordet. Selten stirbt ein Regenmacher eines natürlichen Todes.

Bei solcher Gottlosigkeit ist natürlich von heiliger Zucht und Sitte bei diesen Völkern wenig zu erwarten. Man kann sich nichts Versunkeneres denken, als einen Buschmann; wie ein wildes Thier nur nach Futter und Beute gierig, listig, wüthend, grausam und rachsüchtig. Die Mutter wirft ihr Kind dem Löwen hin, der sie verfolgt, um sich das Leben zu retten. Die Hottentotten sind zum Sprüchwort bei den Europäern geworden. Doch sollten die nie vergessen, daß sie dieselben mit dazu gemacht haben. Die Colonisten am Cap sind gräßlich mit dem armen Volke umgegangen. Unbezwingliche Trägheit, Gefräßigkeit, Trunksucht, säuisches Wesen ist Hottentottenart. Ihr gerühmtes empfindsames Herz ist nicht weit her. „Wir fanden einst,“ erzählte ein Hottentot aus seinen Knabenjahren von sich und seinem Cameraden, „an einem Quell einen armen kranken Betschuanen, der, da ihm Niemand Wasser bringen wollte, selbst zum Quell geschlichen war, um seinen Durst zu stillen. Wir fielen über ihn her, warfen ihn mit Steinen fast zu Tode und endlich schlug ihn mein Camerad mit einem Knüppel auf den

Kopf, daß er starb.“ Die Betschuanen und Kaffern sind zwar ein kräftigerer und gewandterer Menschenschlag, als die Hottentotten; auf den ersten Blick scheinen sie ein munteres, lebhaftes Volk zu sein, das nach allem frägt, frisch und rührig ist; aber ein längeres Verweilen unter ihnen zeigt es als ein sehr leichtsinniges, oberflächliches Volk, das oft viel weniger zugänglich für tiefere Gedanken und Gefühle ist, als die Hottentotten und bei dem immer mehr zunehmenden Verkehr mit sittenlosen Europäern tiefer sinken wird, als jene je gesunken sind. Hurerei und Diebstahl ist ebenso Kaffernart, wie Trägheit und Saufen Hottentottenart ist. Die zahllosen Kriege, die sie untereinander führen und die die einzelnen Stämme fast aufreiben, sind meistens nur Raub- und Beutekriege. Und was für ein fühlloses und grausames Volk ist es? Es ist Kaffengesetz, wenn der Sohn erwachsen ist und kann es ausführen, so nimmt er seinen Eltern all Hab und Gut weg und läßt die zusehen, wie sie durchkommen; fallen sie ihm zur Last oder werden sie krank, so ist es Regel, daß er seinen alten Vater oder die alte Mutter hinaus auf das Feld trägt, setzt ihnen ein Wenig Wasser zur Seite und morgen haben die Wölfe und Geier sie gefressen. Darüber wundert sich Niemand. Man staunt den Europäer an, wenn er sich darüber entsetzt. Und wozu Betschuanen fähig sind, beweist ein Stamm dieses Volkes. Der lernte von Noth gezwungen Menschenfleisch fressen und wurde nachher so lüstern nach demselben, daß er es von nun an allen andern Speisen vorzog, Jagd auf Menschen wie auf Thiere machte und dieselben in geschickt ausgespannten Netzen mehrere

Jahre hindurch fing, bis ein benachbarter mächtiger König dem Greul ein Ende machte.

Das ist der religiös-sittliche Zustand der Völker Afrikas. Doch ehe wir diesen Erdtheil verlassen, müssen wir noch in der Kürze auf seiner größten Insel vorsprechen, auf Madagaskar, an der südöstlichen Küste gelegen. Das Volk auf derselben ist von einem Stamme mit dem schwarzen Geschlechte, welches ihnen auf der Küste von Afrika genüber wohnt. Doch findet sich auch braunes Volk darunter, besonders an den Küsten, welches mit den Malaien in Asien zusammenhängen mag. Braune aber wie Schwarze, alle haben einen und denselben Glauben, welchen einige bekehrte Madagassen in einem Briefe kurz und gut also beschrieben haben: „Was den Glauben der Leute in Madagaskar betrifft, so ist's dieser. Sie alle räumen ein, daß ein Gott ist, denn sie sagen: sollte nicht ein Gott sein, der Himmel und Erde und alle menschliche Wesen und alles, was sich regt, gemacht hat? Doch haben wir ihn nicht gesehen. Aber die Götzen da, das sind die Götter, die unsere Augen sehen und zu denen wir beten können. Sie fügen hinzu, daß nicht ein einiger Gott ist, sondern viele und daß das Schicksal die Menschen regiert, so daß es welche giebt, die ein gutes und welche, die ein böses Schicksal haben, welche, die glückliche und welche, die unglückbringende Götter haben; denn Jeder hat Glück oder Unglück nach den ihm zukommenden Gottheiten. Auch verehren sie als Götter Sonne, Mond und Sterne und manche andere Gegenstände, zu zahlreich, um sie einzeln aufzuführen.“ Da sieht ein jeder, daß die Muselmänner aus Arabien und die Juden, welche sich vor alten Zeiten auf der Nordküste der

Insel niederließen und ein mächtiges Volk bilden, eben kein großes Meisterstück der Bekehrung an den Madagassen gemacht haben. Deren Priester führen trotz Juden und Muselmännern einen gar heidnischen Calender und wehe dem Kinde, welches an einem ungünstigen Tage und unter einem schlimmen Planeten geboren ist! es muß ohne Gnade den Götzen geschlachtet werden. Daher kommt es denn zum großen Theile, daß die große fruchtbare Insel so schlecht bevölkert ist. Es leben nur etwa 4 Millionen Menschen auf ihr. Doch thut der Sclavenhandel auch das Seine. Ein jeder, der auf Madagaskar etwas gegen seinen Fürsten versieht, wird mit Weib und Kind von demselben verkauft. Dann handelt man mit solchen oder mit Kriegsgefangenen wie mit einer Waare. 30—40 Thaler ist der gewöhnliche Preis für einen starken männlichen Sclaven.

Nun scheiden wir von der alten Welt und wenden uns der Neuen, zunächst

Amerika

zu. Die Muselmänner sind nie bis dahin gedrungen. Juden mögen etwa 50000 in Nordamerika sein. Die Colonien christlicher Europäer geben dem Erdtheile im Ganzen ein christliches Ansehen. In Nordamerika sind Kanada und die vereinigten Staaten, in Mittel- und Südamerika Mexiko, Guatimala, Kolumbien, Guiana, Peru, Brasilien, Bolivia, Chili, La Plata und in Westindien die Inseln äußerlich christliche Länder zu nennen. Nordamerika evangelisch, dem Mutterlande England am Aehnlichsten; Mittel- und Südamerika römisch-katholisch, ein getreues Abbild der Kirche Spaniens; Westindien gemischt, theils evangelisch, theils römisch-katholisch.

Neben dieser christlichen Bevölkerung hat freilich Amerika auch noch Heiden. Zu vielen Tausenden die armen Negersclaven aus Afrika. Die kennen wir schon. Sie leben im heidnischen Zustande auf den Negereien in demselben Götzendienste und Lastern, wie im Vaterlande. Außer ihnen finden sich aber auch noch heidnische Ureinwohner. Es sind ihrer nur wenige. Amerika ist überhaupt sehr schwach bevölkert. Es ist zwar 5 Mal größer als Europa, hat aber 5 Mal weniger Einwohner und davon sind $\frac{2}{3}$ Fremde und $\frac{1}{3}$ Ureinwohner, von welchen etwa 8 Millionen noch im Heidenthume leben. Die wollen wir jetzt noch etwas genauer betrachten. Wir fangen im höchsten Norden an. Da finden wir die Eskimo. Die wohnen von der schmalen Meerenge an, die Asien von Amerika scheidet, bis nach der Hudsonsbai und den Gränzen Kanadas zu und auf Labrador und Grönland. Es sollen auch an 40—50000 sein; mehr nicht. Am Bekanntesten sind die Eskimo auf Labrador und Grönland. Sie haben nichts von Götzenbildern, Tempeln, Priestern u. dgl. Man meinte lange Zeit, sie hätten gar keine Religion. Aber es fand sich nachher doch, daß sie eine Vorstellung von einem höchsten Wesen haben; aber sehr dunkel nur; kümmern sich auch wenig um dasselbe. Sonst reden sie noch von guten und bösen Geistern, die sich bekämpfen. Gegen die Letztern, von denen sie alle Uebel herleiten, gebrauchen sie ihre Zauberer, Angekoks. Diese Menschen bereiten sich auf ihre Kunst durch Fasten, Einsamkeit u. s. w. ernstlich vor; in einem aufgeregten Zustande haben sie Traumgesichte, sagen, daß ihre Seelen zu den Geistern wandern und was sie da hören, daraus wahrsagen sie den

Leuten. Man hält sie für sehr mächtig. Man meinet gar, die Erde ruhe auf Stützen, die schon alt und morsch seien und oft krachen; wenn die Angekoks sie nicht mit ihrem Zauber zuweilen ausbesserten, würde die ganze Erde untergehen. Von ihnen erhält der Eskimo Amulete gegen allerhand Uebel und läßt durch sie bei schweren Krankheiten einen Hund zum Opfer für den bösen Geist schlachten. Alte Frauen kommen gemeiniglich in den Verdacht der Hexerei und man erschlägt, steinigt oder stürzt sie ins Meer. Die Meisten glauben auch, daß ihre Seele nach dem Tode fortlebe. Wenn das Nordlicht seine prächtigen Strahlen am Himmel aufwirft, so sagen sie, das seien die Seelen ihrer Todten, die da oben im seligen Lande Ball spielen; andere behaupten die Seelen gingen an unterirdische Orte, wo beständiger Sommer, schöner Sonnenschein und keine Nacht sei, wo alles von Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren wimmelt. — Die Eskimo haben so auf den ersten Blick ein stilles, ehrbares, gesittetes Wesen an sich. Sie können sehr für sich einnehmen. Doch wie stille Wasser sind. Tief, oft 10, 20 Jahre lang kann die Rache in dem Herzen eines Eskimo schlummern; dann erwacht sie plötzlich und er kann sich nicht lassen, bis er sie in dem Blute seines Feindes gekühlt hat. Tief unter Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit liegt bei ihnen Mitleid und Sinn für Recht verschüttet; neugeborne Kinder, welche irgend ein mißgestaltetes Glied haben, werden sofort nach der Geburt umgebracht; mit Witwen und Waisen geht man auf das Härtste um. Tief verborgen unter einem keuschen Benehmen steckt ein hurerischer und ehebrecherischer Sinn in diesem Volke, der Werke

der Finsterniß erzeugt, wie man sie etwa bei den Negern sieht. So tief steckt bei diesen Menschen, die mit die Armseligsten auf Erden sind, die Eigenliebe, daß sie nur sich Innuits d. h. Menschen nennen und von einem Europäer, der ihnen gefällt, sagen; „Er fängt an, ein Innuit zu werden.“

Unter allen Menschen auf Erden legen die Eskimo den Ehrenmann „Innuit“ ihren nächsten Nachbaren, den Indianern, am Wenigsten bei. Mit denen sind sie Todfeinde. Es ist merkwürdig: diese unbändige Todfeindschaft zwischen Nachbarvölkern geht durch alle Urvölker Amerikas. Es giebt kein Festland, in welchem es so viele kleine von einander gänzlich geschiedene Völkerschaften gäbe als in Amerika. In keinem Erdtheile werden so viele Sprachen gesprochen als hier. Das würde noch nicht so auffallen, wenn die übrigen Ureinwohner unter sich so verschieden wären, wie die Indianer und die Eskimo. Das ist freilich ein sehr ungleiches Paar. Aber die andern Nationen Amerikas, die man unter dem gemeinsamen Namen „Indianer“ begreift, sind von Kanada an bis zu den Patagoniern an der Südspitze ein und derselbe Menschenschlag. Schon ihr äußeres Ansehen verräth das. Es sind auch meistens mit vielen geistigen natürlichen Gaben gezierte edle Völker. „Gewesen“ muß man freilich von den meisten unter ihnen sagen. Als die Europäer zu ihnen kamen, fanden sie in Mexiko und Peru in ihrer Art hoch gebildete Leute. Man staunt jetzt noch über die Trümmer der Werke jener Zeiten. Aber das ist nun alles dahin. Reste sind nur noch da von den großen Indianerstämmen, die einst Amerika bewohnten; von manchen nur noch ein Paar Familien, hin und

wieder nur noch ein vereinzelter Knecht der Weißen auf demselben Boden, wo seine Väter mächtige Herrn waren; sehr viele Stämme sind mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Das haben die eingewanderten Europäer gethan. Bis auf den heutigen Tag geht dies Schandwerk fort in Nord- wie in Süd-Amerika. Und gingen nicht noch die Engländer in Kanada und in den Hudsonsbailändern menschlich mit ihnen um, so möchte es in 100 Jahren keine röthe Haut in ganz Amerika mehr geben.

Wie schon gesagt, leben gegenwärtig etwa noch 8 Millionen dieser Indianer im Heidenthum. Bei denen in Nordamerika — besonders noch Tschippewähs, Tschirokesen, Tschoktaws, Wyandots, Kreeks, Osagen, Siour, Plattkopf- und Schlangenindianer — findet sich durchweg der Glaube an einen „großen Geist," der die Welt erschaffen hat, man hat aber weder ein Bild von ihm, noch bauet man ihm Tempel. Etliche Stämme beten die Sonne oder den Mond als Wohnungen des großen Geistes an. Die Kanzas-Indianer verrichten ihre Andacht jeden Morgen beim Aufgang der Sonne. Da reiben sie den Leib vom Kopf bis zu Füßen mit Erde, schreien und heulen eine halbe Stunde lang die Sonne an und dann waschen sie sich. Die Indianer an der Hudsonsbai haben jedoch auch kleine Götzenbilder, die aus den Kopfhäuten erschlagener Feinde gemacht sind; auch welche aus Holz, z. B. einen Kriegsgötzen 8 Zoll lang mit einer rothen Quaste auf dem Kopfe; dem werden beim Anfange des Krieges Hunde oder auch wohl Menschen geopfert. Sonst sucht gemeiniglich ein Jeder, so gut er kann, dem großen Geiste seine Opfer zu bringen. Der Indianer

schleudert in den Sturz des Niagarastroms seinen Beutel mit Taback. Das ist sein Opfer für den großen Geist. Man hat auch Tänze und Gesänge zu seiner Ehre; auch fastet und kasteiet man sich ihm zu Liebe auf das Bitterlichste. Ueber alles aber geht dem Indianer die Zauberei. Ein jeder trägt in einer besondern Tasche gewisse Dinge bei sich, die er in seiner Jugend auf Rath der Zauberer und nach Anweisung des guten Geistes zum Schutz gegen die bösen Geister empfangen hat. Die Zauberer sind nächst den Häuptlingen die Angesehensten des Stammes; in jeder Verlegenheit erwartet man von ihren Beschwörungen Hilfe; sie müssen mit ihren Pfeilen nach den Wolken schießen, daß sie Regen geben und pfeifen dem Winde, daß die Jagd gut werde. Sonst haben diese Heiden noch zahlreiche Sagen von der Erschaffung der Welt und der Menschen, von dem Sündenfalle, von der Sündfluth u. s. w., die neben vielen thörichten Dingen auffallend an die Offenbarungen des alten Testaments erinnern. Sie sagen auch: „Wer Gutes thut, deß Seele zieht nach dem Tode gen Mittag in ein warmes seliges Land; die Seelen der Bösen müssen aber ohne Ruhe und Rast in den Wäldern irren.“ Was nun freilich gut oder böse sei, darüber haben die Indianer ihre eigenen Gedanken. Gastfreundschaft und Ehrlichkeit ist noch ihr Bestes. Sonst sind ihre Braven blutdürstig und grausam wie Tieger, gegen den Feind in der Schlacht nicht minder, als gegen die Kinder ihres Leibes. Wenn ein Knabe geboren wird, so freut sich der ganze Stamm; wenn aber ein Mädchen geboren wird, so sagt man nur: „ein nichtsnutziges Mädchen ist geboren.“ Die Mutter weiß, daß man sich nicht freut, küßt das arme Kind und spricht: „dein Vater

wird dich nicht lieben; ich aber liebe dich doch.“ Dann ergreift sie das Kind wohl bei den Beinen, schlägt ihm das Gehirn aus dem Kopfe und schreit: „Wollte Gott, meine Mutter hätte es mir auch so gemacht, so brauchte ich keine Sclavin zu sein.“ Der Stolz und Hochmuth der Männer ist auch stärker als der Tod. Mit verächtlichem Lächeln und Hohn stirbt der kriegsgefangene Indianer unter den namenlosesten Quälereien seines Feindes. Der zieht ihm nach dem Tode die Kopfhaut ab; die trägt er am Gurt als seinen höchsten Ruhm. Und diese stolzen Krieger erliegen zu Tausenden dem Branntwein. Das „Feuerwasser“, der „Vernunftzerstörer“ bezwingt ihre größten Helden. Sie fluchen ihm und trinken doch. Es ist Jammer und Schade um solche Völker.

Mit den heidnischen Indianern in Mittel- und Südamerika — Azteken, Apatschen, Kumantschen, Moskos, Kariben (Chaimas, Waraunos, Arawacken), Quitschuas, Araukos, Tapuyos (Botokuden) und wer nennt ihre Namen alle bis zu den Patagoniern — steht es nicht viel anders. Ihrer Väter Götzendienst war namentlich in Mexiko und Peru über alle Vorstellung eifrig und grausam. Es sind wohl nirgends den Göttzen so viel Menschen zum Opfer gebracht, als in Mexiko. Man bauete hohe Pyramiden aus den Schädeln der Geopferten. Mit Tempeln und Götzenbildern war alles bedeckt. Davon haben aber ihre heidnischen Nachkommen keine Spur mehr. Man sieht weder Götzen, noch Tempel, noch Priester bei ihnen. Sie wissen wohl noch vom großen Geiste und haben ihre Zauberer; ich kann aber wenig von ihrer Religion erzählen, weil man wenig mehr von ihnen weiß, als daß die Meisten über-

aus wild und roh, geschworene Feinde der Europäer, Kindermörder und viele unter ihnen Menschenfresser sind. Zu den Pescherä̈s an der südlichsten Spitze Amerikas, den Eskimo des Südens, kommt noch seltner wer hin. Von denen weiß ich noch weniger zu sagen. Desto fleißiger ist

Australien

besucht. Wenn jede einzelne dieser tausend großen und kleinen Inseln ihre besondere Religion hätte, das würde eine weitläufige Geschichte werden. Aber zum Glück ist es nicht so. Mit der Religion der Australier ist es, wie mit ihrer Hautfarbe. Sie sind entweder schwarze oder braune Leute. Doch finden sich unter den schwarzen bald hellere, bald dunklere und unter den Braunen tritt hier die gelbe, dort die rothe Farbe mehr hervor. So ist es mit ihrer Religion auch. Die Schwarzen haben eine und die Braunen haben eine, doch wieder untereinander mit nicht sehr erheblichen Verschiedenheiten.

Wir fangen bei den braunen Leuten an. Sie bewohnen vorzugsweise die nach Amerika zu gelegenen Inseln. Und da sind es besonders die Sandwich-, Marquesas-, niedrigen, Gesellschafts- und Hervei-inseln, auf welchen die Religion der braunen Australier zu sehen ist. Man weiß von einem höchsten Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erden. Mit ihm zusammen bewohnen noch etliche andere Götter das himmlische Paradies. So wie wir es nun aber schon bei so vielen Heiden gefunden haben, so finden wir es hier wieder: man dienet diesen Göttern nicht. Statt ihrer sind vergötterte Menschen, auf welche sich alle Religion bezieht. Man glaubt nämlich, daß Könige, Vornehme

und Helden nach ihrem Tode von den Göttern in ihrem Paradiese verspeist, dann auf eine unerklärliche Weise wieder hergestellt und nachdem dies drei Mal hintereinander geschehen ist, selber zu Göttern werden. Diese vergötterten Menschen, sagen diese Insulaner, umschweben ihre Familien als Schutzgeister mächtig und gewaltig und ihnen dienen die Vornehmen als ihren Göttern. Man kann sich denken, daß auf diese Weise die Zahl und die Natur dieser Götzen gar groß und mannigfaltig sei. Durch Schutz und Verkehr, ja vor allen durch die Verwandtschaft mit ihnen sind alle lebenden vornehmen Männer heilig und göttlichen Geschlechts. Diese sind für Frauen und das gemeine Volk die Götter auf Erden, welchen dieselben dienen und unterthan sind. Und das ist nicht so zu verstehen, wie man bei andern Völkern das Verhältniß der Obrigkeit zu den Unterthanen versteht, sondern die vornehmen Männer in der Südsee werden für einen ganz andern Schlag Wesen gehalten, als Frauen und gemeines Volk. Das kann man am Deutlichsten aus dem Tabu sehen. Unter Tabu versteht man eine dem göttlichen Wesen einwohnende Kraft, welche sich dadurch äußert, daß alles, worauf sie sich erstreckt, dem Gebrauche der gewöhnlichen Menschen entzogen ist. Diese Kraft ruhet auf allen Tempeln, auf allem, was zum Opfer dient oder irgend zum Dienste der Götter gebraucht wird. Kein gewöhnlicher Mensch, d. h. Frauen und gemeines Volk, darf einen Tempel betreten, einem Opfer beiwohnen, von den Speisen genießen, welche zum Opfer gebraucht werden u. dgl. Gleicherweise wohnt aber, nur im Grade unterschieden, diese Kraft den vornehmen Männern bei. Sie geht auf alles über, womit dieselben in Be-

rührung kommen. Vor allen, wie sich von selbst versteht, auf ihr Eigenthum. Aber auch alles, was sie sonst berühren und sollte es nur zufällig und unwillkührlich sein, wird Tabu und dadurch ihr Eigenthum. Der König kann kein Haus oder Land seiner Unterthanen betreten, ohne daß es ihm verfällt. Wenn er sich einen Namen beilegt, so müssen die Worte, die er dazu wählt, allenthalben in der Sprache durch andere ersetzt werden. Kein vornehmer Mann ißt mit seiner Frau aus einer Schüssel oder an einem Tische; das Weib muß gesondert essen. Daß dadurch für die großen Herrn sowohl, wie für das Volk, mancherlei lästige Umstände eintreten, liegt auf der Hand. Da haben denn die Herrn wieder die Macht, das Tabu aufzuheben nach Belieben. Aber eben so die Macht, wie es ihnen nun grade recht und bequem ist, dasselbe auf alles zu legen, was sie nicht zum Gebrauch des Volks stellen wollen. Fischplätze, Felder, Jagdreviere, die sie für sich behalten wollen, belegen sie mit dem Tabu. Auf Tahiti lag einmal 30 Jahre lang auf den Bärten der Männer das Tabu; es durfte Niemand damals seinen Bart abschneiden. Wenn der König ein Götzenfest hält, oder wenn man sich zum Kriege rüstet, oder wenn der König schwer krank liegt, fällt wohl auf gewisse Zeit über das ganze Volk das Tabu. Ein Bote macht des Abends die Runde und kündigt es an. Sogleich müssen alle Lichter gelöscht werden. Ist solch Tabu nicht streng, so reicht es am andern Morgen hin, daß das Volk die Arbeit liegen läßt und sich in den Volksversammlungen einfindet. Ist aber ein strenges Tabu angesagt, so muß die Zeit über alles Feuer ausgelöscht werden, keiner darf mit seinem Kahne auf das

Meer hinaus, keiner sich baden, überhaupt Niemand sich außer Hause sehen lassen und alles muß still sein. Läßt sich ein Schwein, Huhn oder Hund hören, so ist das Tabu verletzt; man legt darum den Schweinen und Hunden Maulkörbe an und steckt die Hühner unter den Korb. Und so weit geht wenigstens bei den Königen die Macht des Tabu, die in ihnen wohnt, daß, wo sie sich im Volke zeigen, jeder sich vor ihnen niederwerfen und anbeten muß; man bringt ihnen auch zu gewissen Zeiten Opfern. Kurz, wie schon gesagt, die die hohen und vornehmen Herrn sind im eigentlichen Sinne des Wortes die Götter des Volks und sie halten dasselbe in steter Todesfurcht. Denn wer das Tabu verletzt, wird sogleich getödtet. Es werden Beispiele erwähnt, daß Frauen und Töchter von ihrem eigenen Manne oder Vater erschlagen worden sind, weil sie einen Tempel betreten hatten. Und ob der Bruch des Tabu absichtlich oder unabsichtlich geschehen ist, macht bei der Bestrafung des Thäters keinen Unterschied.

Der eigentliche Gottesdienst, die Verehrung und der Verkehr mit den obern himmlischen Mächten, ist demnach auf allen diesen Inseln nur Sache der vornehmen Männer. Sie verrichten denselben entweder selber, oder es besteht dafür eine eigends dazu verordnete Priesterclasse, die ihres Geschlechtes ist. Die gottesdienstlichen Plätze sind die Begräbnißstätten ihrer Vorfahren. Gemeiniglich hat jede Familie einen eigenen Tempel für sich. Die königliche Familie, weil sie die angesehensten Todten und darum auch die mächtigsten Götter hat, hat auch den vornehmsten Tempel, das oberste Heiligthum der Insel, zu dem sich die übrigen Vornehmen mit halten. Auf diesen erhabenen, ummauerten Plätzen

stehen viele Bilder, gemeiniglich aus Holz oder auch aus Stein. Sie stellen die Götter vor, sind meistens inwendig hohl und mit bunten Federn und weißem Zeuge geschmückt. Der Hauptgötze Ta von Rurutu ist nicht nur von außen mit vielen kleinen Götzenbildern bedeckt, sondern hat auch noch im Rücken eine Oeffnung, durch die hindurch sieht man noch in seinem Bauche 24 dergleichen sitzen. Wenn ein Fest gehalten werden soll, begiebt sich der Gott in eine Taube oder Schwalbe oder Ratte oder Eidechse und schlüpft in sein Bild hinein. Dann werden ihm die Opfer gebracht, gemeiniglich Lebensmittel, Thiere oder Früchte; einen Theil davon ißt der Priester, ein anderer Theil wird vor dem Bilde aufgestellt und muß vor demselben verfaulen. Der Gestank dieser verfaulenden Opfer ist dem Gotte ein angenehmer Duft. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten werden von den Königen auch Menschen, entweder Kriegsgefangene oder Leute aus dem gemeinen Volke, zum Opfer gebracht. Wenn der Mensch geschlachtet ist, werden ihm die Augen ausgerissen, auf ein Kokosnußblatt gelegt und dem Könige dargereicht; der thut, als äße er die Augen und dann wird die Leiche im Bereiche des Tempels begraben. Zu gewissen Zeiten nehmen die Priester die Bilder der Hauptgötzen und führen sie in Procession im Reiche des Königs umher. Jede einigermaßen bedeutende Handlung, die ein vornehmer Mann unternimmt, ist von Opfern für seinen Götzen begleitet; selbst wenn zum ersten Male mit einem neuen Netze gefischt werden soll, muß geopfert werden. Auch erscheinen die Götzen nicht bloß in ihren Bildern. Es giebt viele Thiere, in welchen sie sich sehen lassen. So besonders im Haifische. Auf Tahiti

ist es Sitte, wenn ein Haifisch gesehen wird, ihm ein Kind zum Fraß vorzuwerfen; das ist das Opfer für den Gott im Fische. Wenn ein Vornehmer krank wird, bedeutet es auch, daß der Gott sich nahe, um ihn zu fressen. Man versöhnt ihn dadurch, daß sich die Kinder des Mannes ein oder zwei Glieder ihrer Finger abschneiden lassen; oft tödten die Priester die Kinder des schwer kranken Vaters, um dem Gotte ein Opfer und Lösegeld für den Kranken daraus zu machen. Stirbt der Kranke dennoch, so kennen die Aeußerungen des Schmerzes kein Maaß. Die nächsten Verwandten heulen und klagen, zerreißen ihre Kleider, ritzen sich mit Muscheln die Haut auf, schneiden das Haar ab, reißen sich Zähne aus, schlitzen die Ohren auf, brennen sich Male auf Gesicht und Brust u. s. w. Auf einigen Inseln ist es Sitte, beim Begräbnisse etliche aus dem gemeinen Volke zu schlachten und mit dem Todten einzuscharren; hie und da muß sich auch die liebste Frau beim Tode ihres Mannes tödten. Natürlich gilt das alles nur von den vornehmen Männern. Frauen und gemeines Volk fahren dahin, wie das Vieh. Für sie giebt es nach dem Tode keine Hoffnung.

Die Seefahrer haben viel von der Unschuld dieser Australier geredet. Es ist aber meistens nur gefabelt gewesen. Und obenein sind es die Seefahrer gewesen, welche mit ihren europäischen Lastern die letzten Reste von Unschuld bei diesen Insulanern erst noch getödtet haben. Was St. Paulus von den Heiden sagt: „Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen,“ das gilt im allereigentlichsten Sinne von allen diesen Inselbewohnern. Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie so ohne Unterlaß, mit welcher Erbitterung und

Grausamkeit die Kriege unter ihnen geführt werden. Ganze Inseln sind dadurch noch in der neuesten Zeit fast von aller Bevölkerung entblößt worden. Oft bis auf den letzten Mann haben sie sich aufgerieben. Mit Körben voll verstümmelter Glieder der Feinde kehren die Sieger in die Heimath zurück und man sieht die Kinder mit den Köpfen der erschlagenen Feinde auf Stangen im Triumpf aufziehen oder sich dieselben zum Ziel im Bogenschießen stecken. Das Fleisch der Feinde zu fressen, ist auf den Meisten dieser Inseln gewöhnlich. Auf frischem Schlachtfelde sieht man die Krieger dem erschlagenen Feinde das linke Auge ausreißen und verzehren, weil sie meinen, die Seele säße darin uud sie halten es für etwas Göttliches, dieselbe zu genießen. Könige und Häuptlinge lassen auch wohl aus ihrem eigenen Volke wen erschlagen, wenn sie keine Feinde haben; denn es geht ihnen, wie den Löwen, wenn sie erst einmal Menschenfleisch gekostet haben. Aber nichts geht doch über den Greuel des Kindermordes, der auf diesen Inseln so allgemein ist. Ich will nicht von den Kindern der Ueberwundenen reden, welche die Sieger auf ihrer Heimkehr oben an die Masten ihrer Fahrzeuge binden, an denen ihre Köpfe unter ihrem kläglichen Geschrei zerschmettern müssen; nichts davon, wie die Mütter im Falle eines unglücklichen Krieges ihre Kinder lieber selber erschlagen, als daß sie dieselben in die Hände der grausamen Sieger fallen lassen. Nein, mitten im Frieden ist der Kindermord z. B. auf den Gesellschaftsinseln ein strenges Gesetz. Ist die Frau von höherem Range als ihr Mann, so müssen die ersten 2, 4 und 6 Kinder umgebracht werden, um den Mann ihr gleich zu machen und dann werden die Folgenden

verſchont. Man erſtickt ſie, begräbt ſie lebendig, tödtet ſie ſo, daß man vom kleinen Finger und Zehen anfangend und bei Knieen und Ellenbogen aufhörend ihnen ſo lange Gliedchen nach Gliedchen zerknickt, bis ſie ſterben. Es giebt Weiber, welche dieſen Kindermord als Gewerbe treiben. In einer chriſtlichen Verſammlung auf den Geſellſchaftsinſeln trat neulich ein ehrwürdiger grauköpfiger Häuptling auf, verfluchte ſeine früheren Götzen und ſprach: „Ihr waret es, die ihr uns ſolche Wildheit einflößtet und nun muß ich kinderlos ſterben, obgleich ich ein Vater von 19 Kindern war.“ Dann ſetzte er ſich nieder und machte ſeinem Schmerze mit einem Thränenſtrome Luft. Er war ein Areoi vom höchſten Range, Leute, die hier etwas Aehnliches ſind, als die Heiligen bei den Hindu. Sie geben ſich für beſonders von den Göttern begeiſterte Menſchen aus und haben unter ſich einen auf allen dieſen öſtlichen Inſeln weit verbreiteten Bund, der mehrere Grade hat, in welche man nach und nach eingeweihet wird. Gleich bei dem Eintritte in den Bund muß ein Jeder alle ſeine Kinder tödten. Die Areois ziehen von Inſel zu Inſel und werden überall, wohin ſie kommen, als Heilige aufgenommen. Haben ſie ihre Opfer gebracht und die heiligen Feſte gefeiert, dann überlaſſen ſie ſich allen nur denkbaren Schändlichkeiten ohne Scheu und kein Menſch wagt ihnen entgegenzutreten. Namenloſe Unzucht iſt bei ihnen, wie überhaupt auf allen dieſen Inſeln im Schwange. Unter mancher Völkerſchaft ſcheint auch der letzte Schein von Scham erloſchen zu ſein. Faſt alle haben kaum eine Ahnung davon, daß Stehlen Unrecht ſei. Selbſtmord, Trunkſucht und die Greul der Sclaverei vollenden das

Bild des großen sittlichen Elends nnd die Nacht der Sünde, die auf diesen Inseln liegt. Darum zieht denn auch die Sünde hier wie nirgends ihren Sold in so grauenhaftem Maaße ein, daß man vor 70 Jahren noch 2 Millionen dieser braunen Südseeinsulaner zählte und jetzt mag ihre Zahl nicht 600000 Seelen übersteigen.

Ich habe bisher so gethan, als ob dort dieser Greuel der Sünde noch bis auf den heutigen Tag so bestände. Auf einigen Inseln allerdings. Aber auf den Meisten ist er Gottlob! vergangen. Freilich erst vor einigen Jahren. Erst durch den Segen des Evangeliums, das die neueste Mission dahin gebracht hat, ist es geschehen. Ich habe es aber doch erzählen müssen, damit man ermessen könnte, was die Missionare, von denen später die Rede sein wird, in diesen Gegenden ausgerichtet haben.

Dieser so eben beschriebene Zustand der östlichsten Inseln Australiens erstreckt sich unter dem braunen Geschlechte der Südsee weit nach Westen hin. Auf den Schiffer- oder Samoa- und den Freundschaftsinseln und südlich von diesen auf Neuseeland und nördlich auf den Gilbert- und Marschallinseln, auf den Karolinen, Marianen und Pelewinseln findet sich derselbe Götzendienst, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß man auf diesen Inseln keine solche Götzenbilder, auch auf einigen nicht solch geordnetes Priesterwesen hat; sonst dieselben Opfer wie von Menschen so von Vieh und Früchten; dieselbe oft allen Glauben übersteigende Rohheit und Grausamkeit besonders auf den Samoa- und Freundschaftsinseln und auf Neuseeland. Darin unterscheiden sich von ihnen die nördlichen Inseln der Südsee mit brauner Bevölkerung, als Karolinen, Pelew u. s. w.,

daß ihre Bewohner einen mildern, weniger wilden Charakter haben. Die Seefahrer rühmen sie sehr. Man ißt dort kein Menschenfleisch und begräbt die in der Schlacht gefallenen Feinde mit denselben Ehren wie die eigenen Todten. Dennoch ist z. B. auf vielen dieser Inseln jede Mutter nach Landesgesetz verbunden, alle Kinder, die sie über drei gebiert, lebendig zu begraben.

Eine ganz andere Menschenart sind die Schwarzen, die Papus, die Neger der Südsee. Sie bewohnen die westlichen, zum Theil sehr großen Inseln Neuholland, Neuguinea, Neuirrland, Neubritanien, die Salomosinseln, Neuhebriden, Neukaledonien und die Fidschiinseln. Nimmt man einige Küstengegenden Neuhollands, Vandiemensland und die Fidschiinseln aus, so kennt man diese Völker nur sehr wenig. Es kömmt eben selten wer zu ihnen und verweilt dann immer nur zu kurze Zeit, um über eine Sache, wie der Glaube eines Volkes es ist, sich gründlich unterrichten zu können. Von den Bewohnern der Fidschiinseln weiß man indeß durch die neuern Missionare, daß ihr Glaube so ziemlich mit dem der braunen Südseeinsulaner übereinstimmt. Es ist leicht möglich, da die Fidschiinseln am Nächsten an die Inseln mit brauner Bevölkerung gränzen, daß diese Letztern die Fidschi zu ihrem Glauben bekehrt haben. Unter den übrigen Schwarzen der Südsee hat man wenigstens dergleichen bis jetzt nirgends gefunden. Auf den Salomonsinseln zeigte ein Priester in einer elenden Hütte das Loch einer Landkrabbe als den ersten Gott des Landes, ein Ameisennest als den zweiten und einen hohen weißen Felsen als den dritten. Auf Neuguinea hat man indessen besondere Gebäude gesehen, vor denen Bilder standen, die Götzen vorzu-

ſtellen ſchienen. Am Meiſten iſt man mit dieſen Negern der Südſee auf Neuholland bekannt geworden. Ich rede aber nicht von den Bewohnern im Innern dieſer ungeheuren Inſel. Nach neuern Berichten ſollen es geſittete und freundliche Leute in einem paradieſiſchen Lande ſein; von ihrem Glauben weiß man indeß nicht. Die an den Küſten aber ſind gar arme Schlucker und häßliche Leute. Tempel, Altäre, Opfer u. dgl. ſucht man vergebens bei ihnen. Sie erzählen von einem höchſten Geiſte, der alles geſchaffen habe; nur wenn es donnert, nennen ſie mit Schrecken ſeinen Namen. Auch beten und tanzen ſie des Nachts, wenn's Vollmond iſt, und rufen den Mond um ſeinen Schein an, denn nichts fürchten ſie mehr, als die Nacht. In der hat der böſe Geiſt ſeine Macht, welchem ſie zuweilen auf folgende Art ihre Opfer bringen. Ein ganzer Stamm zieht auf eine ablegene Stelle im Walde und ſammelt ſich an einem offenen Platze. Hier machen ſie einen 200 Ellen langen ſchnurgraden Pfad durch das hohe Gras, an deſſen Ende ſie auf einem weiten freien Platze verſchiedene rohe, aber doch leicht erkennbare Figuren, z. B. das Bild eines Känguru, einer Beutelratte oder anderer Thiere, die ſie zu eſſen gewohnt ſind, in das hohe Gras hineintreten mit einer Genauigkeit, wie wenn die Stelle abgemähet wäre. Dieſer Platz mit ſeinen Figuren bildet die Opfertafel oder den Altar. Von da ziehen ſie den Weg weiter bis zu einem hohen Baume, an welchem ſie Einſchnitte machen gleich denen, die ſie zu machen pflegen, wenn ſie die Früchte eines Baumes einſammeln. An dieſem Baume ſoll, wie ſie ſagen, der böſe Geiſt auf- und abſteigen. Sobald dieſe Arbeit verrichtet iſt, ſammeln ſich die

Weiber unter dem Baume, dürfen aber bei Todesstrafe an demselben nicht hinaufblicken. Jetzt steigt ein Mann, der den bösen Geist vorstellt, vom Baume herab und geht in die Wildniß hinein; dann nehmen die jungen Leute die Stelle unter dem Baume ein, nachdem sie sich zuvor einen ihrer Vorderzähne ausgestoßen haben. — Auch den Tod fürchten sie als einen bösen Geist, wissen auch, wie er aussieht: eine kurze dicke Person mit häßlichem Gesicht und übelem Geruche. Fragt man sie, wo die Seelen nach dem Tode bleiben, so sagen welche: „Wenn Schwarze sterben, nie mehr leben, nie mehr leben!“ welche zeigen nach dem Monde, als gingen sie dahin; noch andere nennen England und meinen, die weißen Leute seien ihre Vorfahren, die mit neuen Leibern in England wieder zur Welt gekommen seien und nun ihre alte Heimath in Neuholland wieder besuchten.

Nirgends hat wohl der Einfluß der europäischen Einwanderer solche verderblichen Folgen für die Eingebornen gehabt, als auf Neuholland und Van Diemensland. Die Verbrechercolonien der Engländer haben auf die armen Schwarzen wie eine Pest gewirkt; sie sind zum Vieh herabgesunken, oder richtiger, tief unter das Vieh; man hat schon oft ernstlich daran gezweifelt, ob es mit ihnen je könnte besser werden. Doch ist es auch auf den Inseln, wo keine Verbrechercolonien sind, überaus greulich. Wahrscheinlich laufen die Leute auf den Fidschiinseln allen Völkern auf Erden im Menschenfressen den Rang ab. Sie liegen ohne Unterlaß mit einander im Kriege, um sich diesen Genuß verschaffen zu können. Noch jüngst war Krieg zwischen den Inseln Bau und Rewa. Bau stank buchstäblich viele Tage lang, weil in jedem Hause Menschenfleisch gekocht und die Einge-

weide hinaus geworfen wurden als Futter für die Schweine oder um sie in der Sonne verfaulen zu lassen. Das Volk von Semosowo wurde fett von Menschenfleisch, während es in Bau sich aufhielt. Einige Häuptlinge von andern Orten brachten ihre Braten mit, indem sie auf einer Schulter Menschenfleisch, auf der andern Schweinefleisch trugen. Doch ziehen sie durchaus die langen Schweine, wie sie die Menschen nennen, den andern vor. Ein Häuptling von Rakeraki hatte eine Kiste, in welcher Menschenfleisch war. Schenkel und Arme waren eingesalzen und für ihn in der Kiste aufbewahrt. Wenn er einen besonders Fetten unter den Gefangenen sah, ließ er ihn auf der Stelle todtschlagen, einen Theil braten, das Uebrige einsalzen. Das Volk sagte, er esse täglich Menschenfleisch. Zu Bau bewahren die Leute auch Menschenfleisch auf und kauen es getrocknet wie Taback. In dieser Zeit scheiterte ein Kahn mit Feinden an der Küste. Man fiel über die Schiffbrüchigen her, band sie und heizte die Oefen. Einige, die nicht warten konnten, rissen den Gebundenen die Ohren ab und fraßen sie roh. Als die Oefen heiß waren, zerschnitt man die Armen sorgfältig und stellte Tische unter sie, um das Blut aufzufangen; wenn ein Tropfen auf die Erde fiel, wurde er mit der größten Gier aufgeleckt. Als die armen Geschöpfe in Stücke zerschnitten wurden, wehrten sie sich gewaltig ihres Leibes. Aber da half alles nichts, sie wurden aufgefressen.

So sind wir denn am Ende unserer Wanderung angelangt. Ende schlecht, alles schlecht. Es bleibt dabei: Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker. Man schätzt die Zahl aller Menschen auf

Erden an 1000 Millionen. 230 Millionen von ihnen sind getaufte Christen, unter welchen aber nur 70 Millionen der evangelischen Kirche angehören; 8 Millionen Juden; 110 Millionen Muselmänner; über 600 Millionen Heiden. Mit wenigen Zügen habe ich das Dunkel zu beschreiben gesucht, welches auf Millionen Menschen liegt. Von dem Lichte, das über einigen dieser Völker durch die neuern evangelischen Missionen aufzugehen anfängt, soll nun mein Büchlein weiter reden.

Zweiter Theil.

Ich bin ein Schuldner beides der Griechen und Ungriechen.
Römer 1, 14.

„Ich bin ein Schuldner beides der Griechen und der Ungriechen," sagt St. Paulus. Ich möchte sagen: das spricht sein Missionsgewissen. Die Apostel sind so recht eigentlich Missionare gewesen und die erste, die apostolische, Kirche so recht eigentlich eine Missionsanstalt. Die spätere Gemeinde Christi hat diese Aufgabe nicht vergessen. Die römisch-katholische Kirche hat immer ihre Sendboten für die Heiden gehabt; ja gerade, als sich die Evangelischen von Rom lossagten, ging eine weitausgedehnte Missionsthätigkeit in der römisch-katholischen Kirche an, deren Mittelpunkt früher die Propaganda in Rom war, die nun aber sehr heruntergekommen ist. Gegenwärtig geschieht das Meiste von Frankreich aus, besonders durch große Vereine, welche unter der Leitung der Jesuiten von Lyon und Paris stehen. Deren Sendboten haben es sich in neuster Zeit zur Aufgabe gemacht, den evangelischen Missionen nachzugehen und dieselben zu stören. Wir reden aber hier nicht weiter von ihren Unternehmungen.

Die Evangelischen haben etwas lange auf sich warten lassen, ehe bei ihnen des Apostels Wort „ich bin ein Schuldner beides der Griechen und der Ungriechen" zu Ehren kommen konnte. Den einzigen Versuch, Missionare zu den Heiden zu senden, machten zur Zeit der Reformation die Evangelischen zu Genf. Sie

sandten 1556 zwei Prediger mit 12 Handwerkern, welchen sich in Frankreich noch einige andere anschlossen, auf Einladung eines französischen Edelmanns, der eine Kolonie anlegen wollte, nach Brasilien mit der ausdrücklichen Weisung, die Wilden zur Erkenntniß des Heils anzuleiten. Diese kleine Missionskolonie hatte aber von der Verrätherei des Franzosen, der sie eingeladen hatte, viel zu leiden und kehrte unter vielen Drangsalen nach 2 Jahren wieder in die Heimath zurück. — Ein Jahr später 1559 stiftete auch König Gustav Wasa von Schweden unter seinen heidnischen Unterthanen in Lappland eine Mission, welche später Gustav Adolph noch eifriger betreiben ließ. Das ist alles, was man von Missionsversuchen des ersten Jahrhunderts der evangelischen Kirche hört. Kaum hatten indessen die Holländer den Portugiesen die Inseln Ceilon, Java u. s. w. in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts abgenommen und sich auch in Brasilien festgesetzt, so wurden gleich überall evangelische Prediger angestellt, welche den Heiden das Evangelium verkündigen sollten. Es fanden sich unter den holländischen Theologen damals eifrige Vertheidiger der Mission. Leider waren die Missionare nicht danach und es mischten sich allerhand weltliche Rücksichten ein. So wurde gleich den Heiden zu verstehen gegeben, daß sie in der Gunst der Eroberer steigen würden, wenn sie das Evangelium annähmen. Wo ein wahrhaft apostolischer Prediger stand, wie z. B. auf der kleinen Insel Formosa bei China, da ging die Sache allenfalls. Aber in der Regel bequemten sich die Heiden nur aus äußerlichem Interesse zu dem christlichen Glauben. Wer das Vaterunser und die 10 Gebote aufsagen konnte, wurde zur

Taufe gelassen und damit war es gut. Im Jahre 1688 hatte man schon auf diese Weise über 180000 Heiden in Ceilon zu Christen gemacht. Es versteht sich, daß das Alles auf Sand gebauet war. Mit der Herrschaft der Holländer hörte dies Christenthum auch gleich wieder auf und hat gegenwärtig nur noch einige schwache Spuren hinterlassen.

Schon ernster gingen damals die Engländer zu Werke. Sie hatten in jenen Zeiten viel von Unruhen und Verfolgungen in ihrer Heimath zu leiden. Um denen zu entgehen, verließen viele dieselbe und siedelten sich unter den Indianern Nordamerikas an. Diese Ansiedler waren meist entschieden fromme und für das Evangelium eifrige Männer. König Karl I. hatte in ihrer Vollmacht eigends als Hauptendzweck ihrer Colonie die Mission an den Eingebornen genannt. So machten denn etliche unter ihnen Versuche, den Wilden das Evangelium zu verkündigen. Und da ist besonders ein Mann zu nennen, der von 1646—1690 mit so rastlosem Eifer der Bekehrung der Indianer sich hingab, daß er sich den Namen eines Apostels der Indianer erworben hat. Das ist John Elliot, der die Bibel in der Indianersprache gedruckt heraus gab und schon 22 Gemeinden indianischer Heidenchristen mit 24 Predigern aus den Eingebornen zählte. — Aber auch in England selber machte man Anstalten, die Heiden in den verschiedenen Colonien zu bekehren. Grade in der allerunruhigsten Zeit, in der das Volk seinen König vom Throne stürzte, 1647 wurde durch den Beschluß der Regierung eine Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums im Auslande gestiftet. Der Plan dazu war großartig angelegt, aber seine Ausführung wollte

lange nicht recht zu Stande kommen. Erst als die Friedenszeiten für das unglückliche Land wiederkehrten, that man ernstlicher zur Sache. Die Gesellschaft kam zu Stande und wurde förmlich der Landeskirche einverleibt. Es muß so um 1700 in England ein sehr lebendiger Eifer für die Heiden in Westindien und Nordamerika gewesen sein; der König und die Königin sammt dem Bischof von London voran. König Wilhelm III. gab einmal 10000, seine Schwägerin Anna, die nachherige Königin, 5000 Thaler und andere Große des Reichs verhältnißmäßig zur Ausrüstung der Missionare für die Indianer. Zugleich bildete sich in England eine besondere „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Erdtheilen," welche namhafte Summen zur Unterstützung der Missionen hergab.

Derweil saßen in Deutschland die Evangelischen so ziemlich still. Die Papisten höhnten und neckten sie und warfen ihnen vor, daß ihre Prediger bei ihren Weibern hinter dem warmen Ofen es sich wohl sein ließen, statt den armen Heiden Bequemlichkeit, Leib und Leben zu opfern. Die Evangelischen vertheidigten sich, so gut es gehen wollte. „Wir antworten eben das," schreibt einer von ihnen, „was Christus der Herr dem Satan geantwortet, da er ihm zugemuthet, er sollte von der Zinne des Tempels sich herablassen, außer der Ordnung gehen, der Steigen und Leitern sich nicht bedienen, sondern einen freien Luftsprung wagen. Den beschlägt der Herr mit der Schrift und sagt: Es steht geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Also auch, wann uns will zugemuthet werden, wir sollen ohne Federn über Meer fliegen, ohne Geleit derjenigen Instrumenten und Mittel, so zu solcher Reis von nöthen, sonderlich

der apostolischen Gab frembder Sprachen, mit solchen barbarischen Leuten zu reden; ja wir sollen uns gar denen ungeheuren Menschenfressern zur Speis dargeben und uns selbst ihnen auf die Fleischbank darliefern, unterdeß daheim unsern ordentlichen Beruf und die Kirchen, dazu wir berufen, lassen leer stehen. Wäre das nicht eine unverantwortliche Versuchung Gottes? Sollten wir auch darum ins Wasser springen und in Gefahr Leibes und Lebens begeben, weil etliche Waghälse auf gerathwohl sich hineinsenken? Das heißet uns Gott nicht. Wir finden hier in Europa so viel zu schaffen, zu heilen und zu pflanzen, daß wir in die Ferne in Amerikam noch nicht reisen mögen. Die Apostel selbst haben zuvor im jüdischen Land und folgends, nachdem sie mit sonderbaren apostolischen Pfingstgaben, sonderlich der Gab der fremden Zungen und Sprachen, ausgerüstet, in die Heidenschaft hinaus wandern müssen. Die Herrn Patres thun das Widrige. Sie sind keine Narren. Wo ihre Waare nichts gilt, wo sie den wachsamen Hund daheim finden, da wollen sie nicht anbeißen; kommen nicht zu uns armen Ketzern mit ihren Mirakeln, da sie zu allervorderst Ehr einlegen sollten; fliegen ohne das ohne Federn, das ist, ohne Wissenschaft der fremden Sprachen in die neue Welt oder werden vielmehr, als die müßigen überflüssigen Hummeln, aus ihren Klöstern ausgestoßen, damit selbige mit so vielen Unnützen nicht überhäuft würden; sind gleich denjenigen Aerzten, welche aus der Stadt, da die Pest grassirt, aus und in andere Länder ziehen, da sie mit ihrer falschen Arzenei leichter zuzukommen getrauen, all wo man sie noch nicht kennt. Der Allerhöchste wolle unsere evangelische Fürsten und Potentaten erleuchten, daß sie

die Riegel der Hinderniſſe abſtoßen, gute Seminarien und Schulen anſtellen, darinnen auch fremde barbariſche Sprachen erlernt, heilſame Organe und Perſonen aufziehen und denſelben einen guten Vorrath ſammeln und andere Mittel verſchaffen, dadurch nicht nur die Wilden in der neuen Welt, ſondern auch Türken und Juden vermittelſt der Commercien erſucht und gewonnen werden. So ſollte wohl der Unſrigen Arbeit mehr geſegnet und den päpſtiſchen Aufſchneidern und Hohnſprechern nicht viel nachgegeben werden.“ Der theure Gottesmann Scriver nahm es ſchon ernſter. „O wie wenig mögen ſein,“ ſchreibt er in ſeinem Seelenſchatz, „die daran gedenken, Gott zu bitten, daß er treue geiſtreiche und eifrige Leute erwecken und ſie als Apoſtel zu den Heiden ſenden wolle! Es ſind leider die Chriſten emſig genug geweſen, durch Schiffahrt, Handel und Wandel der Ungläubigen Länder zu beſuchen und ihr Gold, Silber und andere Schätze an ſich zu bringen, wie wenig aber iſt man darauf bedacht geweſen, daß man ihnen den Seelenſchatz des Evangelii in Chriſto wiederum mittheilen möchte! Es haben etliche den armen Leuten mit ihrem unerſättlichen Geize und Golddurſt, mit ihrer Grauſamkeit und anderen Uebelthaten ein Aergerniß und Anſtoß gelegt und ſie von Chriſto abgeſchreckt; etliche haben den chriſtlichen Namen auf eine Zeitlang und ſo lange ſie in ſolchen Landen geweſen, gar verleugnet, nur daß ſie frei darin handeln und wandeln und ihren Gewinn ſuchen möchten. Alſo haben ſie bezeugt, daß es ihnen nicht um die Seelen, ſondern um den Mammon zu thun ſei. Daß es Gott erbarme! Nun, ihr chriſtlichen Seelen, erwäget hinkünftig die Sache fleißiger und betet mit meh-

rerem Nachdenken die Worte der Litanei: „den Satan unter unſere Füße treten, treue Arbeiter in deine Ernte ſenden, deinen Geiſt und Kraft zum Worte geben, aller Menſchen dich erbarmen, erhör uns lieber Herre Gott!“ Dieſer Sinn für Miſſion erwacht in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in dem evangeliſchen Deutſchland immer mehr. Das Verdienſt, ihn geweckt zu haben, gebührt dem Baron Ernſt v. Wels. Er hatte ſein ganzes Leben daran geſetzt und iſt der Erſte geweſen, der ſich mit Errichtung eines deutſchen Miſſionsvereins unter dem Namen einer „chriſterbaulichen Jeſusgeſellſchaft“ mühete. Leider ſcheiterte ſein Unternehmen an dem Haſſe etlicher Paſtoren und Theologen. Da ging er ſelber unter die Heiden nach Surinam, um mit der That zu beweiſen, daß es ihm mit ſeinen Bitten Ernſt geweſen ſei. In den 70ger Jahren hat er als Märtyrer für ſeine Miſſionsliebe unter den Wilden den Tod gefunden. Ich will doch die drei Fragen, die er damals den deutſchen Evangeliſchen ins Gewiſſen ſchob, einmal hieher ſetzen. Sie haben auch jetzt noch Sinn und ſind mit dem Blute des älteſten deutſchen Miſſionsfreundes evangeliſcher Kirche beſiegelt. „1. Iſt das Recht, daß wir evangel. Chriſten das Evangelium allein für uns behalten und daſſelbe nirgends ſuchen auszubreiten? 2. Iſt es Recht, daß wir aller Orten ſo viel studiosos theologiae haben und geben ihnen nicht Anlaß, daß ſie anderwärts in dem geiſtlichen Weinberg Jeſu Chriſti arbeiten helfen, laſſen ſie auch viel lieber drei, ſechs und mehr Jahr auf einen Pfarrdienſt warten oder gar deutſche Schulmeiſter werden? 3. Iſt es Recht, daß wir evangel. Chriſten auf allerlei Kleiderpracht, Wohlleben in Eſſen und Trinken, man-

cherlei unnöthigen Kurzweil, kostbare Gebräuche so viel Unkosten wenden, aber zur Ausbreitung des Evangeliums noch bisher auf keine Mittel bedacht gewesen?“ — Der regensburgische Superintendent Heinr. Ursinus antwortete ihm darauf: „Vor ihrer Jesusgesellschaft behüte uns, lieber Herr Gott!“

Da wurde dem deutschen Missionseifer durch König Friedrich IV. von Dänemark Weg und Bahn gemacht. Schon als Kronprinz faßte er den Entschluß, wenn er einmal zur Regierung käme, wollte er den Heiden in den dänischen Colonien das Evangelium predigen lassen. Als er König wurde, machte er Anstalt. Seinem Beichtvater gab er auf, Missionare für die Finnlappen zu suchen und sein deutscher Hofprediger sollte sich in Deutschland nach einem Paar tüchtigen Männern umhören, welche Lust hätten, unter die Heiden nach Ostindien in die dänischen Colonien als Missionare zu gehen. Es war damals grade die Zeit, in der durch die beiden gottseligen Männer Spener und Franke in unserm Vaterlande viele zum Leben in Gott erwacht waren und König Friedrich mochte es wohl wissen, daß sich unter solchen immer warme Herzen für das Elend der Heiden finden. So schlug denn auch der selige Franke dem kopenhagischen Hofprediger D. Lütken bald zwei deutsche Kandidaten vor, den Barth. Ziegenbalg aus Pulsnitz in der Oberlausitz und Heinr. Plütschau aus Wesenberg in Meklenburg. Die wurden auch gleich in Kopenhagen ordinirt und gingen am 29. Nov. 1705 nach Ostindien unter Segel. In der dortigen dänischen Colonie Trankebar auf der Küste Koromandel legten sie eine Missionsstation an, die Erste der evangelischen Kirche dort zu Lande. Ziegen-

balg nahm sich besonders der Sache sehr thätig an. Als Schulknabe saß er Anfangs unter den Kindern eines Hinduschulmeisters und lernte die Buchstaben nach der dortigen Weise in den Sand schreiben und lesen; verstehen lernte er die Sprache von seinem heidnischen Diener, der auch portugiesisch sprach. In ziemlich kurzer Zeit brachte er es dahin, daß er das Tamulische wie seine Muttersprache und wie ein geborener Tamule redete. Die ersten fünf Hindu, die die Missionare am 5. Mai 1707 tauften, waren Parias. Sie schämten sich aber des geringen Anfangs nicht. Am Ende dieses Jahres bestand ihre kleine Gemeinde schon aus 35 Personen. Und als man 1771 einmal die Früchte dieser Mission überschlug, waren in Trankebar und seinen Landgemeinden seit Bestehen der Mission im Ganzen an 14000 Hindu durch die Taufe in die Kirche aufgenommen.

Freilich war man Anfangs dem Ziegenbalg in Trankebar sehr gram. Die dortigen Europäer, auch die dänische Regierung dort plagten ihn ohne Aufhören. Die Armuth drückte ihn; der böse Leumund ließ ihm auch keine Ruhe und er mußte sogar einmal fünf Monate lang gefangen sitzen. Doch blieb er gutes Muthes und die Sache fand sich auch nachher. Denn in Europa hatte er drei gute Freunde. Die waren König Friedrich in Dänemark, Franke in Halle und die „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Erdtheilen“ in England. Die haben der Mission in Trankebar treulich geholfen. Als der König endlich die üble Behandlung seines Missionars durch die dänischen Behörden erfuhr, hat er es denselben vergolten, daß sie ihn für die Folge ungeschoren ließen. Er setzte auch

aus den Posteinkünften des Reichs jährlich 2000 Thlr. für die Mission aus und 1714 errichtete er ein besonderes Missionscollegium zu Kopenhagen, das eigends die Angelegenheiten der Mission zu besorgen hatte. — Unter den Deutschen trug der selige Franke die Sache am Treuesten auf dem Herzen. Wer weiß, wer dieselbe mehr gefördert hat, König Friedrich mit seinem Scepter, oder Franke mit seiner Feder. Ich weiß wohl: sein Gebet hat das Beste gethan. Aber die Nachrichten, welche er über den Stand der Mission in Trankebar schrieb, haben zuerst der evangel. Kirche in Deutschland das Gewissen nachdrücklich geschärft „ich bin ein Schuldner beides der Griechen und der Ungriechen.“ Es sind die ersten Missionsberichte in der evangel. Kirche gewesen. Das erste Blatt erschien 1710 in Halle mit einer „Warnung an den christlichen Leser wider die ungleichen Urtheile, dadurch sich einige an diesem Werke versündigen.“ Ueberall wurden in Deutschland Herzen zum Geben und Beten für die ostindische Mission, und, was noch dazu kam, deutsche junge Theologen zum Missionsdienste erweckt. Unter den 33 Missionaren, welche von Dänemark und England etwa bis zum Jahre 1774 nach Ostindien gingen, waren 30 Deutsche. Und als Ziegenbalg das neue Testament in das Tamulische übersetzt hatte, ließ ihm Franke in Halle Schriften gießen, um es drucken zu können. Später sind vom Hallischen Waisenhause aus viele christliche Schriften in tamulischer Sprache nach Trankebar gegangen. — Diese Franke'schen Nachrichten erweckten der dänischen Mission aber auch den dritten Freund. Die ersten Nummern derselben wurden nämlich in das Englische übersetzt und machten die oben-

genannte englische Gesellschaft auf das Werk in Trankebar aufmerksam. Von Stund an hat dieselbe durch bedeutende Geldunterstützungen sich der dänischen Mission angenommen und als sie den Segen des Evangeliums in der dänischen Colonie sah, legte sie eine eigene Mission für die englischen Colonien in Ostindien zuerst 1730 in der Stadt Madras an. Beide, sowohl die dänische als die englische Mission, sind das ganze 18. Jahrh. hindurch in Ostindien thätig gewesen. Ihre berühmtesten Missionare waren: Ziegenbalg, Benj. Schulze und Friedr. Schwarz, beide aus Sonnenburg in der Neumark, Wilh. Gerike aus Kolberg.

König Friedrich suchte aber auch nach einer andern Seite hin für die Heiden zu wirken. Er hatte sie näher als in Ostindien. Seine Lappen hatten das Evangelium noch sehr nöthig. Thomas v. Westen verdiente sich unter König Friedrich den Namen eines Apostels der Lappen. Und 1718 meldete sich ein evangelischer Prediger, Namens Hans Egede, bei ihm in Kopenhagen. Dieser Mann hatte den Vorsatz gefaßt, die alten verlassenen Christengemeinden in Grönland aufzusuchen und ihnen das Evangelium zu predigen, hatte darum unter fröhlicher Zustimmung von Weib und Kind seine Pfarre in Norwegen verlassen und wollte nun von König Friedrich Unterstützung haben. Der konnte damals nicht gut und erst 1721 wurde H. Egede mit Weib und Kind und einigen Norwegern nach Grönland gesandt. Von den alten Christengemeinden war zwar nichts mehr zu finden; aber heidnische Eskimo waren da. Unter denen hat Egede es sich denn herzlich sauer werden lassen; denn die Arbeit wollte lange gar nicht lohnen und zu Hause in Nor-

wegen ließ man ihn im Stiche. Nur König Friedrich blieb der Sache treu und die Folge hat es erwiesen, daß sie seiner Treue und Liebe werth war.

1730 starb aber dieser treue Beförderer der evang. Missionen und sein Nachfolger, König Christian VI., schien keine große Lust zu haben, des Vaters Werk fortzusetzen. Doch bei dem Meister, deß das Werk ist, war es anders beschlossen. Zu König Christians Krönung war in Kopenhagen unter andern auch ein Mann zugegen, dem schon, als er noch ein 15jähriger Knabe in Halle auf Schulen war, die Missionsnachrichten, welche damals der sel. Franke herauszugeben anfing, so zu Herzen gingen, daß er unter seinen Schulkameraden eine kleine Gesellschaft für die Mission stiftete, die er den Senfkornsorden nannte. Dieser Mann war der Graf Zinzendorf, ein lieber frommer Herr, der von sich sagte: „Ich hab nur eine Passion und die ist Er, nur Er.“ Damit hat er den Herrn Jesus gemeint. Nun ich sage: der war damals grade in Kopenhagen anwesend. Hier lernte er Egedes Sohn, Paul, der daselbst studirte und zwei getaufte Grönländer kennen; hörte aber zugleich, daß der neue König gesonnen sei, die grönländische Mission eingehen zu lassen. Zu gleicher Zeit sprach man damals viel von einem Neger, welcher in Kopenhagen getauft worden war und sehnlich verlangte, es möchte doch seiner Schwester, die auf der dänisch-westindischen Insel St. Thomas eine Sclavin sei, auch das Evangelium gepredigt werden. Das ging dem frommen Grafen zu Herzen und er hätte gern auf Grönland und St. Thomas Rath geschafft. Kaum war er wieder nach Hause gekommen, so stellte er seinen lieben

Brüdern in Herrnhut die Sache vor. Er hatte nämlich auf seinen Gütern fromme Männer der mährischen Brüder aufgenommen, die um des Glaubens willen ihr Vaterland verlassen hatten. Die legten 1722 das Dorf Herrnhut an und bildeten eine kleine Gemeinde herzlich frommer Leute, deren Schutz und Führer nächst ihrem Heilande der Graf von Zinzendorf war. Man nennt sie die Brüdergemeinde bis auf den heutigen Tag. Also diesen Leuten legte der Graf die Noth der armen Eskimo und Negersclaven ans Herz. Unter den Brüdern waren auch bald welche zum Gehen bereit. Leonh. Dober, ein Töpfer, bot sich an, sich als Sclave in Westindien verkaufen zu lassen, um so unter die Neger daselbst kommen und ihnen predigen zu können. Zu ihm gesellte sich Dav. Nitschmann. Beide gingen 1732 nach St. Thomas ab. Die beiden Brüder Christ. und Matth. Stach und der Zimmermann Christ. David machten sich, arm wie sie waren, nach Kopenhagen auf den Weg, um zu sehen, ob sie nicht nach Grönland kommen könnten. Gott lenkte auch König Christians Herz, daß er sie vor sich kommen ließ und als er die schlichten Leute angehört, wollte er die grönländische Mission nicht aufgeben und sprach: „Ja und wenn auch die ganze Brüdergemeinde nach Grönland ziehen wollte, so wollte ich sie hinüber setzen lassen.“ Voller Freude schrieb Christ. David nach Herrnhut: „Niemals hätte ich geglaubt, daß es solch einen König und solch eine königliche Familie gäbe, wo man Gott sucht von ganzer Seele“ und kam mit seinen Brüdern 1733 auf Grönland an. Das ist der Senfkornsanfang der Missionsanstalten der Brüdergemeinde. Das Senfkorn ist jetzt zu einem großen

Baum herangewachsen, unter dessen Zweigen manch armer Heide schon Gnade und Friede gefunden hat. Seit Zinzendorfs Tode besorgt eine Abtheilung der Unitäts-Aeltesten-Conferenz, welche die Leitung der ganzen Brüdergemeinde übernommen hat, die Missionsangelegenheiten. Der Unterhalt der Mission wird größtentheils durch freiwillige Beiträge gedeckt, welche die Gemeinde sammelt. 61 Stationen *).

Die Brüdergemeinde bekümmerte sich aber im vorigen Jahrhundert nicht bloß um die Heiden. Auch zu den Juden in Deutschland, Holland, England und Polen sandte sie ihre Boten. Besonders aber that das der Prof. Kallenberg in Halle, welcher 1728 zu dem Zwecke das „jüdische Institut“ stiftete, dessen berühmtesten Missionar Steph. Schulz war, der von 1739—1756 mehrere Reisen in Europa, Asien und Afrika zum Besten der Juden unternahm. 1792 ging das Institut ein.

Das ist kein Wunder. Wie das so in dem vorigen Jahrhundert gegangen ist. Seit den 40ger Jahren mußten Evangelium und Kirche viel leiden. Gleichgültigkeit und Abfall von der Wahrheit wurden immer größer. Das konnte nicht ohne Einfluß auf die Missionsthätigkeit bleiben. Man kann gerade nicht sagen, daß die begonnenen Anstalten sämmtlich eingegangen wären.

*) Um einigermaßen mit Sicherheit den Umfang der Arbeiten einer jeden Missionsgesellschaft darzustellen, habe ich die Anzahl der von ihnen unterhaltenen Stationen angegeben. Unter „Stationen“ sind die Hauptplätze verstanden, wo gepredigt wird. Sehr häufig gehören zu ihnen noch Nebenstationen, Filiale. Als Datum ist in der Regel das Jahr 1846 angenommen.

D nein. Die Meisten von ihnen bestehen noch bis auf den heutigen Tag. Die Mission der Brüdergemeinde, wie wir gesehen haben, besteht noch frisch und kräftig; die dänische Regierung unterhält noch immer Prediger in ihren Kolonien auf Grönland, die auch auf die noch vorkommenden Heiden wirken; das von Franke in Halle begonnene Werk wurde zu einer besondern „hallischen Missionsanstalt," welche mit früher erworbenen Geldmitteln und unter besonderer Beihilfe der Missionsfreunde im Oldenburgischen jetzt freilich nur noch einen Missionar unterhält; die gedachte englische Gesellschaft hält sich auch und wenn sie auch schon lange keine eigenen Boten mehr aussendet, so unterstützt sie doch noch immer durch Geld und Bücher die Mission sehr reichlich. Von Schottland aus hatte seit 1732 eine neue Gesellschaft ihre Boten nach Nordamerika gesandt, unter denen sich David und Johannes Brainerd als apostolische Männer bewährten. Dessen ungeachtet kann man es sich aber doch nicht verhehlen, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Missionsthätigkeit in der evangel. Kirche ins Stocken gerathen war. Sie war wenigstens nicht fortgeschritten, beschränkte sich nur auf enge Kreise und lebte so kümmerlich fort, wie ein Gefangener bei Wasser und Brot. Viele hatten ihren Spott mit ihr.

Da sollte am Ende des vorigen Jahrhunderts ein neues Leben für dieselbe wieder von England aus beginnen. Etwa in derselben Zeit, in der in Deutschland die Brüdergemeinde auftrat, fanden sich auch in England Leute, die sich bei dem damaligen Verfalle der evangel. Kirche zu Uebungen der Gottseligkeit und zu einem heiligen Leben verbanden und allmälig eine beson-

dere Kirchenpartei bildeten. Die nannte man in England Methodisten, weil man meinte, daß sie eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden hätten. Sonst heißen sie auch Wesleyaner nach ihrem hauptsächlichsten Stifter John Wesley. Von durchreisenden Missionaren der Brüdergemeinde angeregt, haben sie in England der Missionsthätigkeit eine neue frische Bahn gebrochen. Schon Wesley machte mehrere Reisen nach Nordamerika zur Bekehrung der Indianer. 1780 übernahm D. Thom. Coke diese Reisen besonders nach Westindien zu den Negersclaven. Binnen sieben Jahren hatte er daselbst eine Gemeinde von siebenthalbtausend Negersclaven. Als er 1813 starb, bildete sich „die Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft“ in England. 256 Stationen, worunter jedoch mehrere unter Europäern. — Das Beispiel der Methodisten wirkte bald. Die Nächsten, welche dadurch angeregt wurden, waren die Baptisten, zu deutsch Täufer. So nennt man diejenige Kirchenpartei in England, welche von der Kindertaufe nichts wissen will. Sonst sind es sehr eifrige Christen, die sich denn auch für die Mission bald thätig zeigten. 1784 war es einer ihrer Prediger, welcher die monatlichen Monatsmissionsstunden, deren Brauch jetzt über die ganze Erde verbreitet ist, zuerst in seiner Gemeinde einführte. 1792 bildete sich nämlich „die Baptisten-Missionsgesellschaft“ in England. Ihre Anfänge waren klein und wandten sich vornämlich Ost- und Westindien zu. Sie zählte aber bald sehr thätige und besonders gelehrte Männer unter ihren Boten, unter denen namentlich die Mission in Ostindien dem D. Carey und D. Marshmann sehr viel verdankt. 104 Stationen.

Als nun so in den 90ger Jahren das Missionsinteresse in England besonders unter dem Einflusse der sogenannten „Betervereine“ immer mehr wuchs, gaben einige fromme Prediger daselbst ein Blatt heraus, in welchem einmal einer derselben den Lesern die Nothwendigkeit der Heidenbekehrung sehr dringend ans Herz legte. Darauf ließen 1794 mehrere Prediger einen Aufruf an das englische Volk ergehen, sie wollten eine Mission unter den Heiden beginnen; man solle doch helfen. Dieser Aufruf war ein wahres Ereigniß. Zwei Jahre darauf, 1796, trat die „Londoner Missionsgesellschaft“ zusammen und schon am 10. August d. J. fuhr der „Duff“, das erste Missionsschiff der evangel. Kirche, unter dem Befehle des frommen Capitain Jak. Wilson mit 29 Missionaren und lauter ernsten Matrosen nach der Südsee ab. Man hatte Anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen in der Südsee, wie auch anderwärts. Aber treues muthiges Ausharren hat wie überall so auch hier zu großen herrlichen Erfolgen geführt. Besonders ist diese Gesellschaft in den letzten 10 Jahren sehr gewachsen. In denen hat sie mehr Boten ausgesandt, als in all den frühern Jahren zusammen. 114 Stationen. Unter ihren Missionaren haben sich besonders Nott, v. d. Kemp, Read, Ellis, J. Williams, Moffat ausgezeichnet. An dieser Gesellschaft nehmen Christen aller Religionsparteien Englands Theil und dadurch unterscheidet sie sich von der dortigen „kirchlichen Missionsgesellschaft“, welche auch in London ihren Mittelpunkt hat, zu der aber nur solche Christen gehören, welche der bischöflichen Kirche zugethan sind. Diese Gesellschaft ist bald nach der Vorigen im Jahre 1799 gegründet, hat

gegenwärtig unter allen evangel. Missionsgesellschaften über die bedeutendsten Geldmittel zu gebieten und 100 Stationen. Einer ihrer ausgezeichnetsten Missionare war der Preuße Rhenius. — In England vergaß man aber auch die Juden nicht. Nirgends steht wohl Israel als das alte Bundesvolk Gottes in solchem Ansehen als unter vielen Christen Englands. So stiftete denn der Prediger Way, einer der edelsten Freunde Israels, 1808 unter großen Aufopferungen „die Gesellschaft für Verbreitung des Christenthums unter den Juden“ in London, welche durch Predigt und Unterricht Israel zu Christo einladen läßt und 1841 im Bunde mit König Friedr. Wilhelm IV. von Preußen das evangel. Bisthum in Jerusalem, gleichsam als einen Mittelpunkt aller Missionen für Israel, gründete. 31 Stationen.

Außer diesen größern Missionsanstalten hat man besonders in neuester Zeit in England noch kleinere anderweitige Anstalten getroffen, die Predigt des Evangeliums unter Heiden und Juden zu fördern. Es wird mir aber zu weitläufig, dieselben hier besonders aufzuführen. Ich nenne nur noch die beiden treuen Gehilfinnen der Mission, die 1804 gestiftete „britische und ausländische Bibelgesellschaft“ und die 1798 gestiftete „christliche Tractatgesellschaft“, von denen die Erstere seit ihrem Bestehen nun nahe an 17 Millionen Exemplare der heiligen Schrift in 160 verschiedenen Sprachen, unter welchen über 100 vor Entstehen der Gesellschaft die Bibel noch nicht hatten, die Letztere aber an 400 Millionen Exemplare in beinahe 100 Sprachen vertheilt hat! Dazu rechne man nun noch etwa 30 Stationen, auf welchen die Staatskirche und die Freikirche

Schottlands, so wie eine dortige besondere Missionsgesellschaft und eine ihrer Kirchengenossen in Irland unter Juden und Heiden predigen läßt, so hat man eine Uebersicht der jetzigen Missionsthätigkeit in Großbritanien, welche ohne Frage die größte in der evangelischen Kirche ist.

Englands Beispiel wirkte auf dem europäischen Festlande zuerst in Holland. Die Nachrichten von den neuen englischen Missionsunternehmungen am Ende des vorigen Jahrhunderts fielen unter andern einem durch wunderbare Führungen zum Glauben bekehrten holländischen Arzte in die Hände. Dieser Arzt hieß van der Kemp. Sie machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich von Stund an der großen heiligen Sache mit Leib und Seele ergab. Ehe er von London aus als Missionar unter die Heiden ging, warb er erst noch so eifrig in seinem Vaterlande für die Mission, daß sich 1797 „die niederländische Missionsgesellschaft“ bildete. Sie hatte ihren Mittelpunkt in Rotterdam und hat ihn bis heute daselbst. Mehr als irgend eine andere Gesellschaft hat sie mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Sie hat allein vier Gegenden, in welchen sie mehrere Jahre lang Missionare hatte, gänzlich aufgeben müssen. Während der mannichfachen Hemmungen ihres Werkes unter den Heiden legte sie ihre Hände nicht in den Schooß, sondern suchte durch Vertheilung guter Bücher, durch Einrichtung von Katechisationen und Sonntagsschulen im Vaterlande zu wirken, versah hirtenlose Gemeinden mit Predigern und unterstützte mit Geldbeiträgen andere Missionsanstalten. Aber seit 1822 hat sie fortwährend mit ziemlich gutem Erfolge ihr Werk in den holländischen Be-

sitzungen auf den Inseln des indischen Oceans begonnen. 10 Stationen.

In Deutschland hätte die evangelische Kirche ganz von Gott verlassen gewesen sein müssen, wenn das Feuer, welches in England so lichterloh zu brennen anfing, nicht auch in ihr hätte fangen sollen. Als die Berichte von der ersten Unternehmung der Londoner Gesellschaft in der Südsee nach Deutschland gelangten, erwachte die Missionslust aufs Neue bei ernsten Christen in Basel, Frankfurt a. M., Elberfeld. Besonders aber ist ein Mann zu nennen, der damals die Mission zu seiner Lebensaufgabe machte. Es war der Oberforstmeister von Schirnding in Dobrilugk in der Lausitz. Er betheiligte sich mit großen Gaben bei der Londoner Gesellschaft und man ernannte ihn zum Director der Missionssache in Deutschland. Besonders lag ihm die Gründung eines Missionsseminars am Herzen, einer Schule, in welcher junge Leute zum Missionsdienst erzogen werden könnten. Da lebte in Berlin ein gottseliger Prediger an der böhmischen Kirche mit Namen Johann Jänicke. Sein Name ist noch bei vielen in theuer werthen Ehren. Den beredete v. Schirnding zur Anlegung einer solchen Anstalt 1800. Das ist das erste Missionsseminar der evangel. Kirche gewesen. Von ernsten Christen mit Beiträgen unterstützt, leitete Jänicke das Seminar selber. Sandte er auch nicht eigends Missionare aus, so nahmen doch auswärtige Gesellschaften die Zöglinge des lieben Vater Jänicke gar gern in ihren Dienst. Und so gingen nahe an 100 Missionare von Berlin aus, unter denen tüchtige, reich gesegnete Männer gewesen sind — Pacalt, Nicolayson, Rhenius, Gützlaff. Nach Jänickes

Tode hat das Seminar seine frühere Bedeutung verloren.

Der selige Jänicke trieb, von den Allermeisten unbeachtet, manches Jahr seine Sache so in der Stille hin. Die traurigen Kriegsjahre kamen über Deutschland. Wer kümmerte sich damals groß um Missionen? Als sie aber vorüber waren, da war es doch hin und wieder recht fühlbar zu spüren, daß der Herr in dem Wetter gewesen war, was über Deutschland hingezogen. Es kam der Name Jesu bei manchen wieder zu seinen Ehren und das ist auch immer die angenehmste Zeit, ihn auch bei andern zu Ehren zu bringen, auch bei den Heiden. Die rückten denn damals auch in eigener Person uns unter die Augen. Heidnische Kalmükken und Tartaren zogen aus Rußland herein und belagerten in jenem Kriege einmal die französische Festung Hüningen, eine halbe Stunde von Basel entfernt. Man sah die wilden Horden von Basel aus und bangte sehr. Da thaten etliche fromme Männer dieser Stadt das Gelübde, sie wollten ein Missionsseminar für jene Völker gründen, wenn der Herr Basel vor ihren Verheerungen in Gnaden schützen wolle. Hüningen fiel und Basel blieb unversehrt. Da gründete man 1815 „die evangelische Missionsgesellschaft“ zu Basel. Es wurde ein Seminar angelegt und anfangs nur Boten für andere Gesellschaften ausgebildet. Aber von 1821 ab sandte man auch aus eigenen Mitteln Missionare aus und zwar zuerst unter jene Völker, die Hüningen belagert hatten, in die Gegenden des Kaukasus. Nach vielen Mühen und als die ersten Früchte derselben geerntet werden sollten, mußte diese Mission aufgegeben werden. Die Gesellschaft mußte sich anderwärts hin-

wenden und unterhält jetzt 12 Stationen. Außerdem stehen viele ihrer Zöglinge im Dienste anderer Gesellschaften; auch hat sich in ihrem Bereiche eine „Gesellschaft zur Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern“ gebildet. Mit Basel pflegen besonders die Missionsfreunde der östlichen Schweiz, Würtembergs und Badens verbunden zu sein. Die Missionsfreunde der westlichen Schweiz haben eine eigene kleine „Missionsgesellschaft zu Lausanne“, welche einen Boten unter den Indianern Nordamerikas hält.

Hatte man indessen irgendwo in Deutschland in jenem Kriege die Hand des Herrn gefühlt, der bald stürzen, bald erhöhen kann, so war es in Berlin gewesen. Das konnte der sel. Jänicke an seinem Seminar bald merken. Immer eifriger nahm man sich seines Werkes an und unterstützte dasselbe. Es bildete sich dort auch 1821 eine besondere „Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden“, welche jetzt zwei Missionare unter den inländischen Juden reisen und predigen läßt. Und 1824 trat die „Gesellschaft zur Beförderung der evangel. Missionen unter den Heiden“ in Berlin ins Leben. Sie beabsichtigte anfänglich nur eine Unterstützung der schon in Deutschland bestehenden Anstalten, namentlich der des sel. Jänicke. Als dieser aber 1827 starb, begann sie auf eigene Hand zu wirken und errichtete zu Berlin ein Missionsseminar. Jetzt 7 Stationen. Mit dieser Gesellschaft ist der „evangel. Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen der Heidenländer“ nicht zu verwechseln, welcher gleichfalls in Berlin seinen Mittelpunkt hat und dessen eigenthümlicher Zweck ist, junge Leute besonders aus dem

Handwerkerstande, die sich zum Missionsdienst berufen fühlen, nach kurzem Unterrichte auszusenden, um hie und da, wo man ihrer bedarf, eine Lücke im Missionswerk auszufüllen oder auch selber Missionsplätze unter den Heiden anzulegen. Förmlich gebildet ist dieser Verein erst seit 1842; aber schon seit 1837 hat der Prediger Goßner an der Bethlehemskirche in Berlin, der den Verein leitet, in obiger Weise junge Männer ausgesandt. Jetzt 8 eigene Stationen. Die Missionsfreunde der östlichen Provinzen Preußens gehören in der Regel einer von diesen beiden Genossenschaften an; die in den westlichen gehören zur „rheinischen Missionsgesellschaft“. Diese wurde 1828 gestiftet, indem vier schon seit längerer Zeit bestehende kleine Gesellschaften des Rheinlandes zusammentraten. Man kann Barmen als den Mittelpunkt der Gesellschaft ansehen, denn da hat sie ihr Seminar. Jetzt 16 Stationen. Und um die Weltgegenden voll zu machen ist im Norden Deutschlands die „norddeutsche Missionsgesellschaft“ 1836 zusammengetreten. Ihr Mittelpunkt ist Hamburg, wo sie ihr Seminar hat und ihr Bereich Hanover, Meckelnburg, Holstein, Hamburg, Lübeck, Bremen u. s. w. Jetzt 4 Stationen.

So sind Basel, Berlin, Barmen und Hamburg seit etwa 30 Jahren die Pflanzschulen der neueren deutschen Mission geworden. Alle diese Gesellschaften sind freie Vereine, die unabhängig von dem Kirchenregiment durch eigene Vorstände geleitet werden. Ihnen ist all und jeder als Mitglied willkommen, der auf Grund des Wortes Gottes Gnade und Friede in dem lebendigen Glauben an die Versöhnung gefunden hat, die in Christo Jesu, dem menschgewordenen Sohne

Gottes, gestiftet ist. Seitdem aber neuerdings die lutherische Kirche von Neuem im Gegensatze gegen die Reformirten und Unirten ihr besonderes Bekenntniß geltend gemacht hat, hat sich auch aus lutherischen Confessionsverwandten in Sachsen, Baiern, Hanover u. s. w. 1836 eine „lutherische Missionsgesellschaft“ gebildet, welche jetzt in Leipzig ihr Centrum und 7 Stationen hat.

Außer diesen größern Gesellschaften bestehen in Deutschland noch mehrere kleine Vereine, die sich keiner dieser Gesellschaften angeschlossen, aber auch keine selbstständige Missionsthätigkeit bisher zu ihrer Aufgabe gemacht haben; sie unterstützen nach Belieben die größeren Gesellschaften. Unter diesen sind besonders zwei zu nennen: der „Missionsverein in Baiern,“ welcher seit 1843 von Nürnberg aus geleitet wird und namentlich die Missionsanstalt des Pfarrers Löhe in Neudettelsau unterstützt, welche die Aussendung von Missionscolonien zu ihrem Zwecke hat; und die „deutsch-chinesische Stiftung in Cassel,“ welche seit 1846 besteht und zeither ihre Gaben einem Missionsvereine eingeborener Chinesen zugewendet hat. Dazu nehme man noch etliche kleine Vereine zur Bekehrung der Juden in Hamburg, Bremerlehe, Kassel, Basel, Straßburg und Köln, von welchen der Letztere, der „rheinisch-westphälische“, der Rüstigste ist, so hat man so ungefähr eine Uebersicht über die neuen deutschen Missionsunternehmungen.

Auch das evangelische Frankreich hat in dem großen heiligen Werke nicht dahinten bleiben wollen. Bekanntlich darf jetzt dort jede Religionspartei ungehindert bestehen; das giebt denn auch den Evangelischen freie Hand zur Missionsthätigkeit. Sie geht, wie alles in Frankreich, von Paris aus. Hier wurde 1824 eine

„evangelische Missionsgesellschaft“ gegründet, zu deren Unterstützung von Jahr zu Jahr immer mehrere evangel. Gemeinden des Landes sich verbinden. Sie bildet auf einem Seminar zu Paris ihre Missionare und hat gegenwärtig 10 Stationen. Doch verlieren die Evangelischen in Paris die große geistliche Noth ihrer nächsten Umgebung, des Vaterlandes, der römisch-katholischen Brüder, nicht aus dem Auge. Sie fragen: „Was fehlt Frankreich?“ und die Summe aller Antworten ist: „das Evangelium“. Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, entstand 1833 eine einheimische Mission, die „evangelische Gesellschaft in Frankreich“. Sie stellt Prediger an, die in neuerbauten Kapellen oft mitten in katholischen Gegenden das Evangelium predigen, sendet Leute aus, Evangelisten, die durch Besuche auf ihren Reisen das Wort Gottes im Lande verbreiten, bildet Lehrer und Lehrerinnen und gründet Schulen. 32 Prediger, 18 Evangelisten und 42 Lehrer und Lehrerinnen stehen gegenwärtig mit dem gesegnetsten Erfolge in ihrem Dienste. Zwei Bibelgesellschaften, die „französische und auswärtige“ und die „protestantische“, kommen ihr im Geschäft der Bibelvertheilung zu Hilfe und eine „Tractatgesellschaft“ sucht das Interesse für den Glauben durch Vertheilung kleiner religiöser Schriften zu wecken. Für das südliche Frankreich ist außerdem noch die „evangelische Gesellschaft zu Genf“ zu gleichen Zwecken thätig, welche 1843 durch 66 Hausirer die Bibel den Katholiken Frankreichs anbieten ließ. Und nach dem Muster der französischen hat sich 1837 eine „evangelische Gesellschaft in Belgien“ für ähnliche geistliche Bedürfnisse Belgiens gegründet.

Wie steht es denn aber in Dänemark, Schweden und

Norwegen mit der Missionssache? Es sind ja doch auch evangelische Länder. Sollten die so ganz leer ausgegangen sein? Sie sind es nicht. Das Missionsgewissen ist Gottlob in allen evangelischen Ländern Europas erwacht. Die „dänische Missionsgesellschaft“ in Kopenhagen ist zwar noch klein und unterhält erst einen Arbeiter, die „schwedische“, die seit 1835 besteht und jetzt ein Seminar in Lund angelegt hat, noch gar keinen, die „norwegische“, seit 1842 und mit einem Seminar in Stavanger, erst zwei Boten; aber es ist namentlich in Norwegen in den letzten Jahren ein großer Eifer rege geworden, so daß eine ausgedehntere Wirksamkeit in der nächsten Zukunft gewiß zu hoffen steht.

In desto größerer Blüthe finden wir das Missionswesen in den vereinigten Staaten Nordamerikas. Dort lag auch der Gedanke an die Bekehrung der Heiden den Evangelischen so sehr nahe. 400000 heidnische Indianer wanderten in den Staaten umher; anderthalb Millionen Negersclaven wurden in denselben gehalten. An diese einheimischen Heiden dachte man zuerst und die Presbyterianer haben den Ruhm, die ersten Anstalten zu ihrer Bekehrung gemacht zu haben. In den Jahren, wo in England die Missionslust so lebendig erwachte, von 1796—1802 wurden zu dem Ende in Neu-York, Connektikut, Massachusetts und Neu-Jernsey Missionsgesellschaften gegründet. Es dauerte jedoch nicht lange, so faßte man auch die Heiden ferner Gegenden ins Auge. Ein gottseliger Student des theologischen Seminars von Massachusets, Sam. Mills, führte eines Tages vier gleichgesinnte Freunde an einen stillen abgelegenen Ort bei der Stadt auf das Feld hinaus, brachte dort unter Gebet und Flehen drei Tage mit ihnen zu und stiftete einen Bund zur Bekeh-

rung ferner Heiden. Diese fünf jungen Männer wußten unter ihren Landsleuten einen solchen Eifer für ihre Sache zu erwecken, daß 1810 der „amerikanische Verein für auswärtige Missionen“ zu Boston zusammentrat, welcher Mitglieder aller evangelischen Kirchenparteien des Landes in sich befaßte. Er steht jetzt noch in großer Blüthe. 92 Stationen unter morgenländischen Christen, unter Juden und Heiden. Vier Jahre später vereinigten sich die Baptisten der vereinigten Staaten in Philadelphia zu der „Baptisten-Missionsgesellschaft,“ welche gegenwärtig in Boston ihren Mittelpunkt hat. 56 Stationen. 1817 ist auch eine „Missionsgesellschaft der presbyterianischen Kirche“ in Philadelphia entstanden, welche indessen nur 21 Stationen zählt. Bedeutend kräftiger hat sich die 1819 gestiftete „bischöfliche Methodisten-Missionsgesellschaft“ zu Boston entwickelt; ihr Hauptarbeitsfeld sind die Indianer und Neger der Heimath, welche von 342 Missionaren bedient werden; sonst noch 17 Stationen auswärts. Ein Jahr darauf traten andere Mitglieder der bischöflichen Kirche Nordamerikas zu Neu-York zu einer „bischöflichen Missionsgesellschaft“ zusammen; sie haben aber lange nicht so bedeutend werden können, wie die Methodisten. 7 Stationen. Außer diesen fünf großen Gesellschaften haben in den vereinigten Staaten etliche kleine Kirchenparteien in neuerer Zeit Missionsunternehmungen begonnen, welche ich jedoch Kürze halber hier nicht besonders aufführen will.

Das wäre so ein Ueberblick über die Anstalten, welche die evangelische Christenheit bisher auf die Mahnung ihres Gewissens gemacht hat „Du bist ein Schuldner beides der Griechen und der Ungriechen.“

Vergleicht man mit den Millionen Namenchristen, Juden, Muselmännern und Heiden, die der Schluß des vorigen Theils aufzählte, die Zahl der Gesellschaften und ihrer Stationen, die ich so eben hergerechnet habe, so wird freilich die Frage und Klage aufstehen: Was sind die 30 und etliche Gesellschaften gegen die vielen Nationen? Und was sind die höchstens 1000 Stationen gegen die zahllosen finstern Oerter der Erde, die voll von Ungerechtigkeit sind? Und wenn man auch zu den Missionaren ihre Frauen, ihre Lehrer, ihre Gehilfen im Handwerk zählt und gern zugiebt, daß dieselben, ohne eigentliche Missionare zu sein, ein Jeder in seiner Art als Zeugen Jesu Christi in der Heidenwelt dastehen, so kommen doch nicht viel über 5000 Arbeiter der Gesellschaften zusammen; was will das unter 600 Millionen Heiden sagen, Juden und Muselmänner ganz zu geschweigen? Und was wollen die fünf Millionen Thaler sagen, die jetzt jährlich auf die Mission aufgewendet worden, gegen die vielen Millionen, die man für Schnaps und Taback, Spiel und Theater, Kleider und Geschmeide verwendet? Gewiß — die Fragen sollen allen Evangelischen so nachdrücklich als möglich als ein Stachel ins Herz gedrückt sein. Allein „Wer Dank opfert, der preiset mich,“ spricht der Herr, „und das ist der Weg, da ich ihm zeige mein Heil.“ Des Herrn Namen sei gelobt, daß er so weit die Herzen willig gemacht hat. Gegen vor 50 Jahren dürfen wir rühmen und sagen: „Er hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich!“ Hoffen wir auf ihn, daß er die Arbeiter in seiner Ernte mehren werde. Nun wollen wir noch sehen, was dieselben bisher ausgerichtet haben.

Dritter Theil.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkünden.

Jesaias 52, 7.

Als wir im ersten Theile dieses Büchleins das Arbeitsfeld der Mission wollten kennen lernen, sind wir Erdtheil für Erdtheil durchwandert. Denselben Weg wollen wir auch jetzt wieder nehmen, um die Früchte der Mission kennen zu lernen. Ich sage es gleich von vorn herein: wir werden bei manchem Volke, unter welchem das Feld wohl reif zur Ernte wäre, vorbeigehen müssen und ich kann auch nicht von einer Garbe, nicht einmal von einem Halme berichten, den die Schnitter dort gesammelt hätten. Wir müssen dabei nie vergessen, was ich am Schlusse des vorigen Theils gesagt habe, daß das Feld zwar groß, der Arbeiter aber wenige sind. Wir beginnen unsere Wanderung wieder in

Europa.

Da muß ich gleich zum Eingange eine Bemerkung machen, welche ich meine Leser bitte, den ganzen Theil über nie aus den Augen zu verlieren. „Das Reich Gottes," sagt unser Heiland, „kommt nicht mit äußerlichen Gebehrden." Das Kommen des Himmelreichs, sein Anbruch ist ein heimliches Kommen, ein stiller Gang des Geistes Gottes in den Tiefen der Herzen, ein verborgenes Gähren des Sauerteigs im Mehle, ein dem Blicke entzogenes Keimen des Samens im Schooße der Erde. Das Wort des Heils kann schon

geraume Zeit in den Herzen sein wunderbares Leben und Weben begonnen haben und der Prediger, der Missionar gewahrt nichts davon, nur Gotte ist es bekannt. Hat es sein Kommen aber vollbracht, ist es zu Stand und Wesen gekommen, dann hält sichs freilich nicht und bricht auch in äußerliche Gebehrden aus.

Das gilt nun zunächst gleich von der Missionsarbeit der Evangelischen in der römisch- und griechisch-katholischen Kirche Europas. In vielen tausend Exemplaren lassen Bibel- und Tractatgesellschaften Bibeln und kleine religiöse Schriften in den Ländern jener Kirche verbreiten. Die britische Bibelgesellschaft hat in Spanien, Frankreich, Belgien, Süddeutschland, Ungarn, Rußland und Griechenland ihre Agenten, welche in eigener Person oder durch Bibelhausirer oder sonstige gute Freunde die heilige Schrift dem Volke zum billigen Verkauf oder Geschenk anbieten. Fragt man nach der sichtbaren Frucht dieser Bemühungen, so ist freilich wenig davon zu sehen. Ja man stößt an manchen Orten auf entschiedenen Widerspruch und Abneigung namentlich der Priesterschaft. Tausende von diesen Büchern werden verbrannt, zerrissen und ungenutzt bei Seite gelegt. Das muß aber nicht irren. Andere Tausende bleiben doch erhalten, werden manch Samenkorn vor Menschenaugen verborgen in die verführten Herzen werfen, manchen Geist in ein heimliches Gähren bringen, manch stillen Trost beschwerten Seelen reichen. Ja es sind sogar alle Berichte der Sendboten jener Gesellschaften davon voll, daß im Ganzen wenigstens vom Volke ihre Schriften mit Begier aufgenommen werden. Es ist oft ganz rührend zu lesen, was es sich manch Armer kosten läßt, um in den Besitz

eines neuen Testamentes zu kommen. Vor allen ist da Frankreich zu erwähnen. Von Jahr zu Jahr haben außer der britischen vier andere Bibelgesellschaften in Paris und Genf ihre Bestrebungen vermehren müssen, um dem Verlangen nach dem lautern Evangelio nur einigermaßen zu genügen. Die brit. Bibelgesellschaft allein hat schon an drittehalb Millionen Bibeln oder neue Testamente im Lande verbreitet. Schon haben dort ganze katholische Gemeinden auf ihr Verlangen Prediger von der „evangel. Gesellschaft“ erhalten, in andern sind Schulen mit evangel. Lehrern angelegt, tausende besuchen die Bibelstunden, die hin und wieder im Lande die Evangelischen der Gesellschaft halten. Man forscht eifrig in der Schrift. Eine blinde Person, die das für Blinde mit erhabener Schrift gedruckte Evangelium Marci erhielt, strengte sich mit unermüdetem Eifer an, es zu lesen. Als sie auf den Gedanken kam, wenn die rauhe Haut an ihren Fingern nicht wäre, würde sie besser lesen können, nahm sie ein Federmesser und schnitt diese Haut weg. Aber nun konnte sie weniger lesen, als zuvor. Da gebrauchte sie die Lippen, um die Buchstaben zu erkennen und es gelang ihr, Wort für Wort mit den Lippen zu lesen, bis sie das ganze Evangelium auswendig konnte. — Sogar in Spanien ist neuerdings so recht mitten im Herzen des Landes eine große Ausgabe des neuen Testaments fast ganz in Umlauf gesetzt worden und das trotz des Widerstandes und wüthenden Geschreies der mörderischen Priesterschaft und der Verbote der Regierung. Dadurch wurde ein Geist religiöser Forschung angeregt, der früher oder später zu gesegneten und wichtigen Ergebnissen Hoffnung giebt. Bis vor Kurzem war in

diesem Theile Spaniens der Name M. Luthers der Allerverabscheuteste und Gefürchtetste; er galt allgemein für eine Art Dämon oder als ein mit Belial und Beelzebub nahe verwandter Geist, der in Menschengestalt Lästerungen gegen den Höchsten predigte und schrieb. Jetzt aber, wie wunderbar! sprach man von diesem sonst so verabscheuten Wesen mit nicht geringer Ehrerbietung. Nicht selten kamen Leute mit Bibeln in den Händen zu dem Agenten der brit. Bibelges. und fragten in ganzem Ernst und großer Einfalt nach den Schriften des großen Doctor Martin, von dem einige wirklich glaubten, er lebe noch. — Unter den griechischen Katholiken, bei denen die Bibel eben so rar als unter den Römischen ist, sucht man in gleicher Weise zu wirken. Die russische Bibelges. ließ die Schrift zum ersten Male in neu-russischer Sprache im Volke verbreiten. Leider wurde diese Gesellschaft 1826 auf Befehl des Kaisers aufgehoben. Agenten der englischen Tractatges. reisen in Rußland. Auf einer ihrer Reisen zu dem großen Jahrmarkt von Nischney-Nowgorod verkauften etliche von ihnen schon auf dem Hinwege von Petersburg her für 26 Rubel — ein Rubel etwas über einen Thaler, — auf dem Markte selbst für 615 Rubel und auf dem Rückwege für 7 Rubel. Auch vertauschten sie viel Tractate gegen eine Uhr, Zwirn, Phosphor u. dgl., ließen auch eine ganze Parthie in Commission zur Bezahlung auf dem nächsten Jahrmarkte auf Credit zurück und das Alles, um dadurch die Verbreitung nach allen Theilen des Landes zu befördern. Sie fanden, daß viele, die die Tractate kennen lernten, sie sehr in Ehren hielten. Ein Gutsherr ließ ihnen freundlichst danken, daß sie ihm eine neue Sendung gemacht hätten

und sagen, er habe die Tractate sehr heilsam für seine Unterthanen gefunden, sie auch seinen Nachbaren bestens empfohlen und sie möchten ihm nächstens doch mehr senden, wofür er verschiedene Artikel in Tausch geben wollte. Ein junger Edelmann, der Besitzer grosser Eisenwerke, ließ sich das Verzeichniß ihrer Schriften geben und kaufte am nächsten Tage für 150 Rubel und bald darauf wieder für 50 Rubel. — Des Festlandes und der Inseln Griechenlands haben sich insbesondere mehrere Miss.-Ges. angenommen. Sie hatten ursprünglich die Insel Malta, an welcher der Apostel Paulus Schiffbruch litt, zu dem Punkte erwählt, von welchem aus sie durch Schriften zu wirken suchten. Diese Thätigkeit ist jetzt aufgegeben; aber neuerdings ist von England aus auf der Insel eine Bildungsanstalt angelegt, in welcher unentgeldlich junge Leute aus dem Morgenlande zu Missionaren, Lehrern, Lesern u. s. w. unter Griechen, Armeniern, Türken u. s. w. ausgebildet werden, auch Kinder vornehmer Morgenländer Schulunterricht erhalten. Auch in Griechenland selber sucht man durch Schulen und durch Verbreitung der Bibel und guter Bücher zu wirken. So unterhält in den vereinigten Staaten der joniſchen Inseln an der nordwestlichen Küste Griechenlands die London. Ges. auf Korfu einen Missionar, welchem es, da die vereinigten Staaten unter englischem Schutze stehen, gelungen ist, ein Mitglied des Regierungsausschusses für den öffentlichen Unterricht zu werden, wodurch er bedeutenden Einfluß auf das Schulwesen dieser Inseln gewonnen und schon mehrere Schulen unter Leitung wohlgesinnter Lehrer gestellt hat. Von Athen aus, der Hauptstadt Griechenlands, verbreiten seit 1831 einige amerikan. Miss.

die Bibel und gute Schulbücher und auf der griech. Insel Syra unterhalten Miss. der engl. kirch. Ges. 6 Schulen und eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt für junge Griechen und Griechinnen. Wo die heilige Schrift allgemein verbreitet wird und die Schulen wirken, ist in vielen Dingen eine entschiedene Veränderung zum Bessern wahrzunehmen. Die Leute leben nicht mehr nach ihrer frühern Weise und sind weit genug in der Erkenntniß gekommen, um die christliche Religion in einem ganz andern Lichte anzusehen; besonders versprechen die jungen Leute, welche seit mehreren Jahren gleichsam mit der Bibel in der Hand aufgewachsen, bessere Christen zu werden. Man spricht sich häufig unverholen über die Irrthümer der griech. Kirche aus und führt Stellen der heiligen Schrift zur Begründung seiner Ansicht an; zuweilen geschieht dies selbst von Priestern, welche die Nothwendigkeit einer Reformation einsehen und die heilige Schrift zur Richtschnur ihres Glaubens zu machen freudig bereit sind. Nur wagen sie solche Ansichten nicht öffentlich auszusprechen aus Furcht vor dem Patriarchen. Ein Priester äußerte, daß, wenn er öffentlich heraustreten wollte, sein Leben nicht sicher wäre. — Besonders segensreich ist seit 1830 die Arbeit mehrerer amerikan. Miss. in Constantinopel an den dortigen armenischen Christen gewesen. In dem Dorfe Bebek nahe bei der Stadt hatten sie eine Erziehungsanstalt für junge Armenier angelegt und predigten in armenischer und türkischer Sprache, hielten auch in der Woche Bibelstunden für die Armenier. Als darauf unter dem armen blinden Volke eine Erweckung ausbrach, suchte ihre Geistlichkeit es mit Gewalt zu dämpfen. Es kamen die himmel-

schreiendsten Bedrückungen vor; bis endlich der Sultan selber sich ins Mittel legte und den Armeniern, die sich von ihren Priestern lossagen und eine neue evangelische Gemeinde bilden wollten, seinen Schutz versprach. Darauf hat sich vor Kurzem eine neue Gemeinde ernster, durch das Feuer schwerer Verfolgung geläuterter Armenier gebildet, welche jetzt 84 Glieder zählt. Sie verspricht ein Segen für die armenische Kirche zu werden. Wenn wir nach Asien kommen, werde ich noch etwas davon erzählen können.

Vorher müssen wir uns jedoch ein Wenig nach der Mission unter den Juden in Europa umsehen. In 22 Städten haben verschiedene Gesellschaften bisher feste Stationen errichtet, unter denen sich als besonders wichtig London, Berlin, Warschau und Constantinopel erwiesen haben. Andere Gesellschaften lassen ihre Missionare ohne feste Stationen in ganzen Landstrichen herumreisen, wie z. B. in Rheinland, Westphalen, Elsaß, Schlesien. Man sucht unter den Juden die heilige Schrift und Tractate zu verbreiten, läßt sich mit ihnen in Gespräche ein, predigt ihnen förmlich, legt Schulen für Judenkinder an, verschafft den Uebergetretenen Arbeit und Beschäftigung. Fragst du nach dem Erfolge, welchen diese Bemühungen bisher gehabt haben, so steht so viel wenigstens fest, daß in den letzten 30 Jahren mehr Juden sich haben taufen lassen, als in den 1700 Jahren, welche seit St. Pauli Zeiten verflossen sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß es sehr viele seien; denn es haben sich je und je nur sehr wenig Juden bekehrt; aber seit man wieder besondere Missionare zu ihnen sendet, entschieden mehr als sonst. In Berlin leben jetzt über 1200 getaufte Juden. Auch

ſoll damit nicht geſagt ſein, daß alle, die ſich haben taufen laſſen, lebendige Glieder am Leibe Chriſti geworden ſeien. Man hat viel von der Unlauterkeit der Geſinnung dieſer Juden zu leiden gehabt. Dieſe Unlauterkeit, der Aberglaube des Talmud, der Unglaube einer falſchen Aufklärung, das ſchlechte Beiſpiel der Namenchriſten und der Verfolgungsgeiſt der Juden gegen die Proſelyten, das ſind die fünf großen Steine, an welchen dieſe Miſſion zu heben hat. Und der letzte iſt nicht der kleinſte. Es geht über alle Vorſtellung, welchen Haß die Juden auf die Proſelyten werfen. Sie ſehen einen Uebertritt zur chriſtlichen Kirche als das größte Unglück an, welches der Judenſchaft begegnen könne. Es geräth gemeiniglich alles dabei in eine ganz eigene Wuth, beſonders die Rabbinen und die Familie des Proſelyten. Der Vater könnte ſein Kind lieber zum Tode, als zur Taufe gehen ſehen. Man muß ſich alſo nicht wundern, wenn der Judentaufen verhältnißmäßig wenige ſind. Die Miſſionsarbeit iſt darum nicht umſonſt. Sie beſteht vor der Hand größtentheils noch darin, einen harten Boden umzubrechen und den Samen des göttlichen Wortes hineinzuſtreuen. Und da iſt es denn ganz unverkennbar, daß überall, wo Miſſionare thätig geweſen ſind, der ausgeſtreuete Same aufzugehen beginnt. Da iſt überall unter den Juden der Geiſt des Forſchens nach dem wahren Heile geweckt. Selbſt der ſonſt der Miſſion ſo feindlich geſinnte Oberrabbiner in Conſtantinopel empfiehlt jetzt ſeinen Leuten die von dem dortigen amerikan. Miſſionar angefertigte Ueberſetzung des alten Teſtaments. Trifft man auch überall noch auf ſehr heftigen Widerſpruch, ſo findet man doch dabei, daß der in den neueſten Zeiten vor-

gekommene Uebertritt mehrerer hochgebildeten Juden die Aufgeklärtern zum Nachdenken bringt, daß das Ansehen des Talmuds immer mehr fällt, daß die Secte der Chasidim immer weniger Anhänger findet, daß die Hoffnung auf den Messias immer wankender wird. In den letzten Jahren vor 1840 erwarteten viele Juden in Polen, Galizien, der Moldau und Türkei, daß der Messias gewiß 1840 in Jerusalem erscheinen werde. „Kommt Messias 1840 nicht," sagten viele, „so muß er bereits in der Person des Jesus von Nazareth gekommen sein." Ja, er ist freilich gekommen und kommt, das hoffe ich, still und heimlich gegenwärtig wieder zu mancher Seele unter den Kindern Abrahams und der große Erzvater freut sich gewiß, daß er auch diesen Tag sieht, den Tag, da die Schmach von seinem Volke genommen werden soll.

Viel trüber ist freilich die Aussicht für die Zigeuner. Die Horden dieses Volkes in Siebenbürgen, Ungarn und der Türkei sind ganz ohne geistliche Pflege. In England nehmen sich einige ernstgesinnte Leute der wild umstreifenden Menschen an und zu den Zigeunern in den pyrenäischen Gebirgen kommt dann und wann ein Missionar und findet einigen Eingang. In Preußen befand sich in der Gegend von Nordhausen, in Friedrichslohra, ein Zigeunerstamm von etwa 100 Köpfen. Der Missionsverein zu Naumburg nahm sich desselben dadurch an, daß mit Unterstützung der Behörden aus dem Ertrage der von vielen Seiten eingehenden Gaben ein eigenes Schulhaus gebauet werden konnte, in welchem auch obdachlose Zigeuner Aufnahme fanden. Ein christlicher Schullehrer arbeitete seit 1830 mehrere Jahre mit großer Treue an den Kin-

dern und gab auch den Erwachsenen Anleitung zu Handarbeiten; die Kinder brachte man auch wohl zu christlichen Familien in den Dienst. Die Erwachsenen wurden im Arbeitshause so lange beschäftigt, bis sie sich zur Arbeit außer dem Hause bequemten. Ein Theil der Kinder befindet sich noch in der Pflege des Martinsstifts zu Erfurt. Der größte Theil der Erwachsenen aber verschwand aus Arbeitsscheu in einer Nacht aus Friedrichslohra, man weiß nicht recht wohin. Jetzt sind wieder mehrere Familien zurückgekehrt.

Am Allerschwierigsten steht es nun aber mit der Missionsarbeit unter den Muselmännern Europas. Das Gesetz des Koran, nach welchem Bekehrer und Bekehrte mit dem Tode bestraft werden sollen, steht bis jetzt noch allen Bekehrungsversuchen unter ihnen mächtig entgegen. Den unter türkischer Oberhoheit stehenden Muselmännern kommt daher jetzt kein einziger Missionar zu Hilfe. Die einzigen Versuche hat man mit den unter russischer Hoheit Stehenden gemacht. Aber es ist auch eben nur bei Versuchen ohne sonderlichen Erfolg geblieben. Denn es ist gleichfalls unverbrüchliches Gesetz der russ. griechischen Kirche, daß Niemand im russischen Reiche zu einer andern Religion übertreten darf, es sei denn zur Griechischen. Die schottische Miss.-Ges. machte 1802 den ersten Versuch in Kaukasien unter den muselmännischen Tataren, der sich später auch die Baseler Miss. Ges. anschloß. Karaß hieß der Hauptplatz ihrer Wirsamkeit. 1814 gründeten die Schotten in der Stadt Astrachan gleichfalls für die Tataren eine Mission, der sich wiederum die Baseler anschlossen. In demselben Jahre fingen schottische Missionare von der Stadt Orenburg aus für die

muſelmänniſchen Kirgiſen der Gegend zu wirken an. 1821 ließen ſie ſich auch unter den Tataren der Krim nieder. Der Erfolg aller dieſer langjährigen Arbeiten iſt ſehr gering geweſen und wo ſich die Miſſionare noch nicht zurückgezogen hatten, da vertrieb ſie 1835 ein Befehl der ruſſ. Regierung, welcher allen nicht ruſſ. Miſſionaren den Aufenthalt im Reiche verbot. So wird auch an den europ. Muſelmännern unter ruſſ. Hoheit gegenwärtig nichts durch die evangel. Miſſion gethan und wir könnten jetzt nach Aſien wandern, wenn uns nicht noch ein Miſſionsplatz der Brüdergemeinde feſthielte. Den müſſen wir doch zum Schluß noch beſuchen. Er liegt auch im ſüdlichen Rußland an der Wolga, wo wir eben waren, etwa 60 Meilen von Aſtrachan und heißt Sarepta. Er wurde 1765 angelegt, um den dortigen zahlreichen heidniſchen Kalmükken das Evangelium zu bringen. Sarepta iſt eine blühende Stadt von 3000 Einwohnern geworden; aber durchgreifenden Einfluß auf die Bekehrung jener Heiden hat es nicht gewinnen können. Dann und wann ſind dieſe wohl tüchtig für das Reich Gottes angeregt worden, aber die Feindſchaft ihrer Lamapriester und die Eiferſucht der griechiſchen Geiſtlichkeit hat bis jetzt immer den geſegneten Fortgang gehindert. So verlaſſen wir denn unſern Erdtheil nicht ohne Schmerz über die Hinderniſſe des Miſſionswerks in unſerer nächſten Umgebung und gehen hinüber nach

Aſien.

Hier müſſen wir zunächſt denſelben Schmerz erleben; denn unter Chriſten, Juden und Muſelmännern in Vorderaſien hat die Miſſion nur geringen Erfolg. Der

Verfall unter den dortigen Christen ist sehr groß. Sie könnten das lautere Evangelium wohl gebrauchen. Vor allen die griechischen Christen. Aber die Priesterschaft ist gar zu abgeneigt. Darum haben sich bisher auch nur auf zwei Punkten die Versuche zur Mission gehalten. Der eine ist die alte berühmte Stadt Smyrna. Seit 1820 sandte die amerik. und die engl. kirchliche Miss. Ges. Boten hieher und sie brachten durch Predigt, Schulen und Schriften eine bedeutende Bewegung unter den Griechen hervor. Kaum merkte das aber der Erzbischof von Ephesus, so regte er das Volk dermaßen gegen die Missionare auf, daß sie gegenwärtig nur ganz im Stillen ihre Thätigkeit ausüben können. — Glücklicher sind amerikan. Missionare auf dem andern Punkte gewesen, nämlich in der Gegend des Gebirges Libanon. Hier finden sich griechische Christen, welche den Papst in Rom als ihr Oberhaupt anerkennen, aber darum nicht besser sind als die Uebrigen, auch die christliche Secte der Maroniten, die sich gleichfalls zu Rom hält, befindet sich am Libanon. 1823 ließen sich in der benachbarten Stadt Beirut die vorhin genannten Miss. nieder. Ihre Schriften, Schulen und Predigten in der Stadt hatten bald den Erfolg, daß sich etliche ernstlich bekehrten und ihre frühern Irrthümer erkannten. Auf der Stelle entstand eine ernstliche Verfolgung gegen die Mission, die meisten Schulen in und bei Beirut mußten wieder eingehen und als auch Kriegstumult sich am Libanon erhob, verließen die Miss. nach fünf Jahren Beirut. Sie kehrten jedoch 1830 zurück und haben seitdem mit wachsendem Erfolge, wenn auch zuweilen durch die Kriege im Gebirge unterbrochen, gearbeitet. Sie haben

einige Stationen im Gebirge angelegt; bis zur Stadt Aleppo sind sie vorgedrungen. Das dadurch begonnene Reformationswerk gedeihet sichtlich. Der griechische Bischof in Aleppo hat sich von seiner Kirche gänzlich losgesagt. Er predigt jeden Sonntag in seinem eigenen Hause und hat aufmerksame Zuhörer, von welchen er mehr denn 50 für wahre Protestanten hält. Auch suchen mehrere Priester noch ernstlich die Wahrheit. In dem Dorfe Hasbaya hat sich auch eine protestantische Gemeinde unter den Griechen gebildet. Die armen Leute haben von ihren frühern Priestern und der türkischen Behörde arge Verfolgung aushalten müssen, sind gegenwärtig aber als Protestanten von ihrer Kirche ganz ausgeschieden und haben als solche den Schutz des Sultans nachgesucht und erhalten.

Empfänglicher für das Evangelium sind die armenischen Christen, die theils überall in Kleinasien als Handelsleute leben, theils in ihrem eigentlichen Stammlande wohnen. Für die Erstern hat seit 1834 eine amerikan. Miss. Ges. in etlichen Städten Kleinasiens ihre Boten. Ihre Bemühungen haben in Trebisond, Nikomedien und Ada Bazar in der neuesten Zeit denselben Erfolg gehabt, wie unter den Armeniern in Constantinopel. Es haben sich an diesen Orten kleine Gemeinden gebildet, welche sich von dem armenischen Kirchenregimente unter dem Schutze des Sultans losgesagt haben und eine evangel. armenische Kirche zu bilden im Begriffe sind. Freilich haben sie zur Zeit noch einen harten Stand, werden viel verfolgt, wachsen indessen zusehends. Für das eigentliche Stammland Armenien hat die Baseler Miss. Ges. eine Zeit lang mit großem Segen gewirkt. Sie sandte

nämlich seit 1822 ihre Boten nach der armenischen Stadt Schuschа, die unter russ. Oberhoheit steht. Durch Reisen, Schulen und Schriften waren schon nach sechs Jahren solche Eindrücke auf die Armenier gemacht worden, daß sich an vielen Orten ein sehr lebendiges Christenthum regte, welches aber auch denn bald die Eifersucht der todten Priesterschaft aufstachelte. Und die ruhete nicht eher, als bis 1832 von der russ. Regierung den Missionaren alles Einwirken auf die Armenier verboten ward. Und als die sich an die muselmännischen Tataren in Armenien machten, war es wieder nicht recht; 1835 mußten sie wie alle evangel. Miss. das russische Reich räumen. Sie haben indessen nicht nur viele Schriften, sondern auch lebendige Christen dort zurück gelassen; die wirken doch fort. Ein hoher armen. Geistlicher sagte neulich unwillig: „Das von den Deutschen angezündete Feuer kann kein Teufel mehr auslöschen.“ Eine eigentliche Missionsstation in Armenien haben nur noch die Amerikaner in Erzerum auf türkischem Gebiete. Sie sehen hier denselben Erfolg wie in Vorderasien und in Constantinopel. Man darf also große Hoffnung für die armenische Christenheit haben. Die Mission hat einen Sauerteig in sie hineingebracht, der stark im Gähren liegt. Da die Armenier in Handelsgeschäften weit und breit herumkommen, greift es schnell um sich. Der armenische Bischof von Aleppo in Syrien, wohin nie ein besonderer Missionar gekommen ist, hat vergebens alles aufgewandt, um die Protestanten in seinem Sprengel nieder zu halten. Und das ist von um so größerer Bedeutung, als die Muselmänner, unter welchen die Armenier leben, mit einer Art Wohlgefallen auf diese Bewe-

gungen blicken. Ueberall ist von den „Protestanten“ und dem „neuen Volke“ die Rede und wenn man hört, daß sie aus ihrer alten Kirche gegangen sind, weil sie die Bilder nicht verehren und von ihren Priestern keinen Ablaß der Sünden nehmen wollen, so stimmt der Türk von Herzen zu. Er hat den Verfolgten viel Freundschaft erwiesen und man hört ihn oft sagen: „Es sind gute Leute, sie lügen nicht, sie schwören nicht u. s. w.“

Den segensreichsten Erfolg haben jedoch die Arbeiten der amerikan. Miss. unter den nestorianischen Christen. Sie ließen sich 1835 in der persischen Stadt Urumia nieder. Hier waren sie mitten unter Nestorianern, die theils in der Stadt, theils auf den Dorfschaften in der Ebene von Urumia lebten; auch waren ihnen die freien Nestorianer in dem Gebirge nicht fern. Da sie der Geistlichkeit gleich von vornherein erklärt hatten, daß sie nicht gekommen wären, um eine neue Kirche zu machen, sondern nur neues Leben in die Alte durch Verkündigung des Wortes zu bringen, so standen ihnen überall die Kirchen zur Predigt offen und sie fanden dabei eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft. Außerdem wurde in der Stadt und auf dem Lande eine bedeutende Anzahl Schulen angelegt und mit erweckten Lehrern und evangelischen Büchern versehen; die Missionspresse in Urumia rührte sich tüchtig. 10 Jahre lang hatte man so unter Zustimmung der nestorianischen Priesterschaft gearbeitet, als 1845 in den Missionsschulen zu Urumia eine sehr lebhafte Erweckung ausbrach. Schüler wie Lehrer wurden tief vom Geiste Gottes ergriffen. Von der Stadt aus verbreitete sich das heilige Feuer auf das Land, wo sich der Flecken

Göz Tépé besonders auszeichnete, unter dessen 13 Geistlichen allein 9 von der ungewöhnlichen Bewegung mit fortgerissen wurden. Männer und Frauen, Leute jedes Standes und Alters in neun verschiedenen Ortschaften sind wie umgewandelt. Selbst ganz weltlich gesinnte Leute bezeugen, daß seit dem Eintritte dieses Gotteswerkes sowohl das Eigenthum am Orte selbst, als auch die Feldfrucht wie der Weinstock einer bisher ungekannten Sicherheit genießt. Der Sonntag wird mit einer Ruhe und Stille gefeiert, daß die Miss. sich in ihre Heimath versetzt fühlen. Ein wahrer Hunger nach Erkenntniß, sonderlich nach Heilserkenntniß und ein brünstiges Verlangen nach den Gnadenmitteln ist erwacht, Gebetssinn ist allgemein geworden, Bibelstunden werden Abends nach überstandner Arbeit fleißig besucht. Und was besonders erfreulich ist: die Geistlichkeit hat nichts unternommen, um den Geist zu dämpfen und man kann hoffen, daß die Reformation der nestorian. Christenheit ohne Bruch sich machen wird. Ganz neuerdings haben auch die Nestorianer im Gebirge an diesem Segen ihrer Brüder in der Ebene Theil zunehmen angefangen.

Mit der Mission unter den zahlreichen Juden in diesen westlichen Ländern Asiens steht es nicht anders als in Europa. Smyrna ist schon seit Jahren eine Station der london. Judenmiss. Ges., auch die dänische Miss. Ges. hat einen Boten für Israel dort. Eine Taufe ist bis hieher noch nicht vorgekommen. Aber es hat ein solcher Forschungsgeist und in Folge dessen eine solche Anerkennung des Evangeliums unter den Juden um sich gegriffen, daß die Rabbinen nur mit knapper Noth und unter Androhung der schärfsten

Strafen ihre Leute vom Uebertritt haben abhalten können. Ganz ähnlich geht es den Missionaren in Syrien und Mesopotamien, wo sie fünf Stationen haben. Die Juden zeigen sich gar nicht abgeneigt; sobald aber welche Miene machen, sich taufen zu lassen, so wenden die Rabbinen alles auf, das Volk von den Missionaren fern zu halten; und ihr Bann hat dort zu Lande noch bedeutende Kraft. Am Besten ist es noch in Beirut in Syrien gegangen, wo der Missionar mit fremden reisenden Juden viel verkehren kann. Die Hauptthätigkeit für Israel im Morgenlande hat sich nun aber neuerdings auf Jerusalem gerichtet. 1835 hatte sich dort Nikolayson, Miss. der london. Juden-Miss. Ges., festgesetzt. Er fand unter den Juden bald Eingang. Er predigte nicht großen Massen; dazu hatte er keine Gelegenheit; aber so im Gespräch fand er sie allezeit bereit, über Glaubenssachen mit sich reden zu lassen. Schon das that dem armen verachteten Volke wohl, daß sich ein Christ so freundlich zu ihnen hielt. Sie hielten das Alte Testament wahrhaftig für Gottes Wort. Mit der hebräischen Bibel in der Hand konnte er ihnen alles klar und mächtig auslegen, was im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen von Christo geschrieben steht. Indessen zeigte sich doch auch hier bald, daß die Rabbinen der Hauptfeind der Missionare wären. „Wir, der Stamm Israel," erklärte der Oberrabbiner, „das heilige Volk, haben nichts mit fremder Wissenschaft noch mit Weisheit, mit fremden Werken, Gedanken, Ansichten und Aehnlichem zu thun, welches unsere Hauptbeschäftigung aufheben würde." Sie sind auch so stolz auf Jerusalem, daß sie es als das größte Unglück aus-

schreien, welches die Judenschaft treffen kann, wenn einer in der heiligen Stadt abtrünnig wird. Und da sie durch Polizeigewalt, Vertheilung der Almosen u. dgl. eine bedeutende Macht über das Volk haben, so fürchtet sich ein jeder, bei ihnen in den Verdacht zu kommen, als glaube er an den verhaßten Jesus von Nazareth. Dadurch ließ sich indessen Nikolayson nicht irre machen. Nach 6 Jahren konnte er drei getaufte jüdische Familien und von Seiten der Juden sehr viele Proben herzlicher Anerkennung dessen aufweisen, was durch die Missionare für sie geschehen sei. Da wurde 1841 unter Genehmigung des Sultans durch England und Preußen ein evangelisches Bisthum in Jerusalem gestiftet, welches die evangel. Kirche im Morgenlande im Allgemeinen und besonders auch die evangel. Mission für Israel in Jerusalem vertreten und schützen soll. Seitdem sind kräftige Anstalten gemacht, diese Mission zu heben. Ein Krankenhaus wurde für die Juden angelegt, welches große Theilnahme gefunden hat; auf dem Berge Zion ist eine Kirche gebauet, in der auch für die Juden gepredigt wird und die kleine Gemeinde der bekehrten Juden wächst, wenn auch langsam, doch von Jahr zu Jahr; mit ihr freilich auch der große Zorn der Rabbinen. Außer Jerusalem besteht im gelobten Lande noch eine Mission für die Juden in Safet. Auch in Ostindien ist schon seit geraumer Zeit eine für die weißen und schwarzen Juden auf der Malabarküste in und bei der Stadt Kotschin unternommen. Es geht aber überall, wie einmal einer von der ganzen Judenmission sagte: sie erfordert mehr als Abrahams Glauben, mehr als Mosis Ausdauer und mehr als Hiobs Geduld.

Noch dürftiger jedoch, als unter Christen und Juden, sieht es mit der Mission unter den Muselmännern in Vorderasien aus. Einige wenige Spuren haben die vertriebenen baseler Miss. unter den Tataren in Armenien hinterlassen; es mag auch wohl sein, daß die Bibel und die Tractate, welche von den Missionaren unter den dortigen Christen in der türkischen Sprache vertheilt werden, dann und wann unter den Muselmännern einen geneigten Leser finden; aber es darf Niemand von einer Bekehrung etwas verlauten lassen; der Großtürk hält mit seinem Todesbanne alles nieder. Doch soll es auch hier nicht so ganz ohne alle Aussicht abgehen. Die Mission hat unter den Druſen im Libanon begonnen. Sie selber geben sich für Muselmänner aus, werden aber von diesen nicht als solche anerkannt und darum auch nicht mit dem Tode bestraft, wenn sie Christen werden. Unter ihnen arbeiten die oben genannten amerikan. Miss. in Beirut. Als dieselben nach ihrer Vertreibung durch die griechische Priesterschaft 1830 wieder am Libanon erschienen, wandten sie sich bald ausschließlich an die Druſen des Gebirges. Sie fanden viel Gehör und guten Willen, errichteten Schulen im Gebirge und ein Seminar zur Ausbildung junger Männer in Beirut selber. Ja von 1836 an zeigte sich in dem Volke allgemein ein auffallendes Verlangen nach der Taufe. Die Missionare konnten sich kaum lassen vor ihrem Drängen. Seit 1840 ist aber das Werk durch Kriegsunruhen vielfach gestört worden. Es zeigte sich auch, daß der Eifer der Druſen häufig aus unreiner Quelle kam. Eine Weile über konnten die Missionare gar nichts wirken. Jetzt, nachdem der Krieg vorüber ist, stellt sich auch gleich wieder

das alte Verlangen unter dem Volke ein. Noch nie waren der Predigt so viele Thüren offen, als jetzt und noch nie seit Anfang der Miss. waren so viele Zungen so wohl öffentlich als im Verborgenen, im Hause und auf der Straße, im Gebirge und in der Ebene im Dienste des Wortes beschäftigt, als gegenwärtig. Aus vielen Orten, die die Miss. noch nie besucht hatten, kommen Aufforderungen Schulen zu erbauen und Religionsunterricht zu ertheilen.

Das alles sind jedoch nur schwache Anfänge und es ist ein beugender Anblick alle diese schönen Länder, Kleinasien, Armenien, Syrien, Arabien, Persien, Afghanistan, Beludschistan, Länder, von welchen einst das Licht der Welt ausging, in welchen ehemals große herrliche Gemeinden Christi bestanden und gegenwärtig in allen nur etwa 15 Orte, in welchen eine Handvoll Missionare das lautere Evangelium verkündigen. Wir wenden trauernd unsern Blick von diesem Todtenfelde gen Ostindien, dem Lande der Hindu.

Es hat einmal einer dieses Land die festeste Burg des Satans genannt. Dafür ist und wird auch nirgends auf Erden von der Mission der evangel. Kirche solch ein Sturm gegen die Bollwerke des Heidenthums gelaufen als dort. Man denke sich ein Land voll großer und kleiner Städte und Dörfer; überall Kunst und Gewerbe, überall Tempel und Götzendienst. Die Einwohner gemeiniglich dunkelbraun, je vornehmer, desto hellere Farbe, die niedrigsten Klassen ganz schwarz wie Neger; mittelgroß, fein und schlank gebauet, in den höhern Klassen oft schön von Angesicht, insgemein mit milden, weichen, oft melancholischen Zügen, das gemeine Volk bis auf den Schurz fast ganz nackt, die

Wohlhabenden in weißen oder blauweißen Gewändern, alle barfuß, viele mit Ringen an Nasen, Ohren und Armen geschmückt; sie reden vielerlei Mundarten, in den höhern Ständen kann jedermann lesen, aus dem Volke viele. Das Land steht großentheils unter der Herrschaft der engl. ostindischen Handelscompagnie, welche zwar früher der Mission nicht sonderlich grün gewesen ist, seit 1833 jedoch in ihrem Gebiete jedem Ausländer freie Niederlassung und allen evangel. Confessionen freie Religionsübung und Schutz zugesichert hat; sie läßt jetzt alle Missionare gewähren. 14 Miss.-Gesellschaften haben ihre Boten im Lande; darunter sind 7 englische, nämlich die kirchliche, London., baptistische, methodistische, die Ges. zur Verbreitung des Evangeliums, die schottische Freikirche und die irländische; und 5 deutsche, als Baseler, lutherische, norddeutsche, Berliner und Goßners Verein; und 2 amerikanische.

Betrachten wir zunächst die Landstriche, in welchen die Missionare zeither Fuß gefaßt haben.

Suche dir einmal im nordöstlichen Theile des Landes den Gangesfluß. In dem Gebiete dieses Flusses haben seit 1758, namentlich in den letzten 30 Jahren, acht Gesellschaften an 60 Stationen angelegt. Dazu nimm gleich noch zwei Stationen hoch im Norden des Landes im Himalayagebirge. Gehen wir sodann von den Mündungen des Ganges südwärts bis zur Stadt Madras hinunter, so finden wir die Küste nur mit zwölf Stationen besetzt und das weite Land hinter der Küste im Innern ist von der Mission so gut wie gar nicht bedacht. Aber von Madras an ist die ganze Südspitze des Landes seit

140 Jahren in desto fleißigere Arbeit genommen. Wie oben am Ganges haben auch hier auf bedeutend kleinerem Gebiete 8 Gesellschaften an 60 Stationen. Bei Weitem am schwächsten endlich ist der große nordwestliche Theil der Halbinsel von der Stadt Goa ab von der evangel. Mission besetzt. Seit 20 Jahren haben hier nur in 12 Städten 6 Gesellschaften Stationen eingerichtet. So bestehen also für ganz Ostindien, und zwar sehr ungleich vertheilt, 144 Hauptstationen. Von denen sind allerdings einige sehr stark mit Missionaren besetzt. In der großen Stadt Calcutta stehen allein 23, in Benares 13 und in Madras 20; in der Regel jedoch nicht mehr als 2 an einem Orte, ungerechnet eine ziemliche Anzahl von eingeborenen Gehilfen.

Die Missionare predigen in den Landessprachen theils in besondern Capellen, theils frei auf der Straße oder auf dem Markte; sie lassen sich auch fleißig auf Reisen in der Umgegend finden und besuchen besonders die großen Festversammlungen der Heiden. Nach der Predigt sucht der Missionar unter dem Volke die Bibel und Tractate zu vertheilen. Es ist von den Missionaren nirgends so viel Fleiß auf die Uebersetzung der Schrift in die verschiedenen Landessprachen und deren Druck verwandt, als in Ostindien. Namentlich befaßt man sich in Calcutta damit. Im Jahre 1846 wurden dort nicht weniger als 147,500 Abdrücke heiliger Schriften veranstaltet und die beiden großen Bibelgesellschaften daselbst vertheilten in dem Jahre 67,794 derselben. In demselben Jahre wurden allein in der Provinz Bengalen an 220,000 Tractate verbreitet. Nicht mindern Fleiß verwenden die Missionare auf die Schulen, welche theils Volksschulen, theils höhere

Bildungsanstalten sind. Ganz besonders wirken die Miss. der schottischen Freikirche durch dieselben. In Calcutta hatten sie 1845 an 1300 Zöglinge von nah und fern. Auch für Mädchen, die sonst ohne allen Unterricht aufwachsen, sind Schulen angelegt.

Der Erfolg dieser Arbeiten ist am Deutlichsten in den Gegenden des Ganges und auf der Südspitze Ostindiens hervorgetreten. In den Gangesgegenden sind besonders die Stationen Calcutta, Serampur, Jessur, Burdwan, Barissal, Krischnagur, Luchjantipur, Dinatschpur, Kattak, Tschannar, Gorruckpur und Agra zu nennen. Von 1793—1845 wurden in diesen Gegenden 2796 erwachsene Heiden und Muselmänner getauft, darunter sind aber nicht diejenigen mitgezählt, welche bei einer vor einigen Jahren in der Gegend von Krischnagur stattgefundenen Erweckung die Taufe empfingen; diese belaufen sich auch noch über 2000. Auch solche sind nicht mitgezählt, welche in der Kindheit getauft wurden, sich aber später zur Gemeinde hielten; wir rechnen solche an 300. Man kann also getrost über 5000 Seelen als die Frucht von etwa 50jähriger Arbeit in diesem nördlichen Theile Ostindiens rechnen. Die 2796 Taufen Erwachsener vertheilen sich so auf die Jahre, daß in den ersten 10 Jahren 27, in den zweiten 161, in den dritten 403, in den vierten 675, in den fünften 1045 und in den beiden Jahren 1844 und 45 schon 485 die Taufe empfingen. Es ist also ein ganz entschiedener Fortschritt sichtbar. Unter diesen Getauften findet man mehr als 50 Braminen; die Kaste der Schreiber hat noch mehr geliefert; Ackerbauer und Fischer sehr zahlreich; auch die wunderlichen Heiligen

fehlen nicht darunter. Auf der Südspitze des Landes ist der Erfolg noch größer. Man suche sich die Gegend von Tinnewelli und Madura. Dort hat seit einigen Jahren das Evangelium Siege über das Heidenthum gefeiert, wie sie seit den Apostelntagen nicht vorgekommen sind. Die engl. Gesellschaft zur Verbreitung des Evang. und die engl. kirchliche Ges. hatten 1845 allein in dem nicht sehr großen Gebiete von Tinnewelli 15,278 getaufte und 23,697 ungetaufte erwachsene Heiden in ihrer Pflege, dazu noch 7110 Kinder; und auf der ganzen Südspitze hatten beide Gesellschaften in jenem Jahre 49,240 Erwachsene und 13,826 Kinder im christlichen Unterricht. Dazu die London. Miss.-Ges. ebendaselbst 17,523 Erwachsene und 11,404 Kinder; die Methodisten 402 Communicanten und 2000 Schüler; amerikan. Miss. 120 Communicanten, 1650 Kirchenbesucher, 3891 Kinder in den Schulen; die Baseler an 3000, die Unterricht empfingen. Seit 1845 ist die Bewegung in diesen Gegenden mächtig durch alle Anfeindungen der Heiden fortgeschritten. Diese Feuerprobe der Anfechtung heftigster Art, welche jeder Hindu, der sich taufen läßt, von seinen heidnischen Landsleuten zu erfahren hat, ist der beste Beweis, daß diese Bekehrungen in Ostindien ein Werk Gottes sind, wenn auch zugegeben werden muß, daß hin und wieder das Werk der Heiligung unter den Getauften in Schwachheit steht. Und auch das muß zugegeben werden, daß auf nicht wenigen Stationen besonders in den schwach mit Missionaren besetzten Landestheilen Taufen und Bekehrungen, oft nach jahrelanger Wirksamkeit, nur ganz spärlich vorkommen.

Man darf indessen den Erfolg der Mission nicht

bloß auf die Taufen und Bekehrungen beschränken. Vor der Hand ist die große Erschütterung, welche der ostindische Götzendienst sichtlich durch die Missionare erfahren hat, viel höher anzuschlagen, als die vollzogenen Taufen. Wo irgend nur eine ziemliche Anzahl von Arbeitern eine geraume Zeit beschäftigt gewesen ist, ist es wahrzunehmen, daß der Hindu lange nicht mehr die Andacht und die Ausgaben auf den Götzendienst wendet, denn früher; neue Tempel werden selten noch gebauet und die alten verfallen; der Bramine verliert die Lust zu seinem Amte, weil es nicht recht mehr den Mann nähren will; die Gesetze der Kaste werden loser; man drängt sich zu den Missionsschulen, um eine bessere Erziehung zu bekommen, man hört die Predigt der Missionare fleißiger und macht seltner Einwürfe, als früher, man liest ihre Schriften; die Secten unter den Heiden, die die Anbetung der Bilder verwerfen, finden immer mehr Anhänger u. s. w. Keiner kann von diesen Erfolgen der Mission mehr überzeugt sein, als die strengen Hindu selber. Sie machen jetzt, wo sie sehen, wie das Gebäude ihres Heidenthums zerbröckelt, die heftigsten Anstrengungen, um den Missionaren entgegenzutreten. In der Stadt Bombai erscheinen 10 gegen das Christenthum gerichtete Zeitschriften. In Calcutta desgleichen; auch lassen hier aufgeklärte Hindu öffentlich gegen das Christenthum predigen; neben der christlichen Capelle, während des Gottesdienstes, stehen ihre Prediger und machen Christenthum und Missionare wer weiß wie schlecht. Vor zwei Jahren reichten die Heiden in Madras bei der ostindisch. Handelscompagnie gegen die Missionare eine Beschwerdeschrift ein, welche mit 12,700 Unterschriften bedeckt war.

Ueberall erwarten nach einer alten Prophezeiung in ihren religiösen Büchern die Hindu in unserm Zeitalter den gänzlichen Sturz ihrer Religion und das Ueberhandnehmen einer ganz neuen Ordnung der Dinge. Der Bramine flucht dem opferfaulen Hindu: „Du wirst ein Schwein in der nächsten Geburt, oder ein Pferd, oder ein Esel!“ und in einer ihrer Zeitungen erklären sie dem Volke: „Ach, wir können unsern Kummer nicht länger für uns behalten. Die reichen Hindu, sonst in aller Hinsicht sehr heilig, sorgen nicht im Mindesten für Erhaltung der Landesreligion. Allzeit sind sie wach zu Processen, Handel, Geschäften, aber in der That schlafen sie. Wir wollen keinen der Dharmaschawas anklagen, aber wir reden sie insgesammt an. Wir bitten sie, uns ein aufmerksames Ohr zu leihen. O, ihr gar heiligen Männer, wollet euch doch nicht länger rühmen, daß ihr Hindu seid. Ihr meint, daß eure Kinder dem Glauben ihrer Väter treu bleiben und sich an eure religiösen Gemeinschaften zur Vertheidigung gegen das Christenthum anschließen werden. Gebt doch solche Hoffnungen auf. Die Missionare, die ihre Heimath verlassen haben, um nach Indien zu kommen, durchziehen in ganzen Schaaren eure Straßen und jeden Winkel, um den Hinduglauben zu vernichten und närrische Knaben, wie gierige Fische, betrogen durch die Hoffnung auf Gewinn, werden an der Angel ihrer Zauberei gefangen. In Folge des Kampfes des Missionars Duff haben viele Knaben die Kaste und den Glauben ihrer Familie aufgegeben. Sie sind in die Familie Jesu eingetreten, in die Geheimnisse eingeweiht und haben ihren Adel durch ihre Unterweisung vernichtet. Der Leopard des

Simlawaldes (Duff) verschlingt sie einen nach dem Andern, Kinder, welche dem Verständniß nach nicht über dem Thiere stehen. In der letzten Weile schwang wieder ein Kind seine Flügel und flog zu dem Baume der Liebe Jesu Christi. Was noch geschehen wird, kann kein Mensch wissen. Wie die Opferblöcke zu Kalighat, so sind die Blöcke der Missionare Tag und Nacht bereit und wo sich eine Gelegenheit ergiebt, bringen sie ihre Gaben und tödten ihre Schlachtopfer. Wir sind vor diesen Paters in größerer Furcht als vor der Cholera, vor dem Fieber, vor Schlangenbiß, denn diese können durch Sprüche und Arzneien geheilt werden, aber gegen das Uebel, das die Paters zufügen, hilft weder Spruch noch Arznei. Duff ist mit großen Absichten von England wieder heimgekehrt. Er ist sehr gelehrt und hat ein besonderes Geschick zum Unterrichten. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn durch seinen Unterricht unverständige Kinder verführt und in das Meer des Glaubens an Jesum versenkt werden. Wir können den Paters nicht übel nehmen, was sie vorhaben, denn um des Ruhmes ihres Glaubens willen sind sie über 7 Meere und 13 Ströme dahergekommen und verwenden nun unermeßliches Geld, um die Hindu zu bekehren. Unsere Religion, ohne Mittel sich zu vertheidigen, ist am Verscheiden, am Abscheiden in ihr Haus, ins Haus Tom (die Hölle) und die heiligen Männer der Dharmaschawas wollen nicht einmal die Arznei ihrer Bestrebungen zur Wiederherstellung der sterbenden Religion anwenden.“

An der Südspitze Ostindiens, liegt Ceilon, eine Insel von 1½ Millionen Menschen bewohnt. Die sind im Ganzen äußerlich wie die Hindu, ihre Nachbaren,

aber dem größten Theile nach der Buddhareligion ergeben; doch finden sich besonders im nördlichen Theile der Insel Anhänger des Brahma und überall Muselmänner. Als die Holländer auf der Insel herrschten, suchten sie, wie schon erzählt, auf äußerliche Weise das Heidenthum auszurotten. 1688 zählte man in dem nördlichen Theile allein 180000 Cingalesen, welche sich hatten taufen lassen. Es war aber keine Bekehrung bei ihnen. Die Engländer nahmen später die Insel ein, hoben die äußerlichen Maaßregeln gegen das Heidenthum auf und wenige Jahre nachher hatte sich die Zahl der Götzentempel, die auf 300 heruntergekommen war, schon wieder auf 1200 vermehrt. Man zählte zwar immer noch 200000 cingalesische Christen, aber die hatten von dem Christenthum meist wenig mehr als den Namen. Dieser Namenchristen und der offenbaren Heiden haben sich nun seit 40 Jahren 5 Miss. Ges. angenommen, die engl. kirchliche, methodistische, baptistische, die Ges. zur Verbreitung des Evangeliums und die allgem. amerikanische. In allen bedeutenden Ortschaften haben sich die Missionare niedergelassen, zusammen 30 Stationen. Besonders viel wird für das Schulwesen gethan und die cingalesische Mission ist so recht eine an die Kleinen. Der Kampf mit der Stumpfheit des Volks und den Götzenpriestern ist zwar noch sehr schwierig; aber in neuester Zeit sind die Bemühungen der Missionare sehr gesegnet gewesen. Einzelne Plätze zählten in 2 Jahren an 300 Taufen; viele Tempel stehen vernachlässigt und zerfallen zum Theil, die Priester verarmen, christliche Bethäuser und Schulen werden überall gebaut und die Schrift findet immer mehr Eingang im Volke. Wie gewaltig die Buddha-

religion auf Ceilon erschüttert ist, bewies 1845 eine Gesandtschaft, welche der König von Siam dahin gesandt hatte, um auf dieser für alle Buddhadiener heiligen Insel ihre Studien zu machen. Sie brachte dem Könige einen Brief von einem Oberpriester des Buddha auf Ceilon zurück, der in englischer Sprache geschrieben war und die Erklärung enthielt, daß die Religion des Buddha besonders durch Einfluß des Christenthums und durch die Schulen und Bildungsanstalten der Missionare und englischen Bewohner der Insel fast ganz erloschen sei; daß große Mengen junger Leute, nachdem sie eine englische Bildung genossen, durch die Regierung zu bedeutenden Stellen erhoben seien und daß, wenn nicht von außen Hilfe geleistet würde, der Buddhaglaube bald verschwinden werde. Der Schreiber drückte dabei große Bekümmerniß aus und ersuchte den König, er möge Geld senden, um davon ein Kloster und eine Schule für junge Priester anlegen zu können.

Ostindien und Ceilon begreift man unter dem Namen Vorderindien zum Unterschiede von Hinterindien, zu welchem die gen Osten gelegenen Länder Assam, Birma, Siam, Malakka, Anam und die Inseln gehören. Wir haben es in Hinterindien vorzugsweise mit der Mission der Baptisten, namentlich der nordamerikanischen, zu thun. Ihre Boten finden wir gleich in dem nördlichsten Reiche Hinterindiens, in Assam, jetzt den Engländern unterworfen. Hier haben sie sich seit 1836 an einigen Punkten niedergelassen, aber bisher wenig Frucht ihrer Arbeit gesehen. Das Volk steht hier zum größten Theile unter dem Einflusse der Braminen Ostindiens. Aber schon in

der engl. Provinz Arrakan, die sich an der östlichen Küste des bengalischen Meerbusens entlang zieht, dient man dem Buddha oder Gaudma, wie er hier heißt. In diesem Landstriche ist die Mission der Baptisten schon gesegneter gewesen. Von 1821 — 1839 konnten sie mehrere Stationen anlegen und es bildeten sich kleine Gemeinden. 1839 wurde die ganze Mission in Arrakan den amerik. Baptisten überlassen, welche bisher vorzüglich in dem südlichen Theile des Landes mit solchem Erfolge gearbeitet haben, daß man 1845 an 26 Stationen mit etwa 3100 Getauften zählte, 3000 andere Leute standen unter christlichem Einflusse und lernten lesen. Die meisten Glieder dieser neuen Gemeinden sind aber eigentlich nicht Buddhadiener, sondern gehören einem merkwürdigen heidnischen Volke an, welches in dem benachbarten Birma lebt und die Missionen dieser Gegenden fast gänzlich jetzt in Anspruch genommen hat. Wir werden gleich mehr von demselben hören, wenn wir jetzt weiter die Missionsarbeiten in Birma betrachten. Birma ist das mächtigste und glänzendste Reich Hinterindiens; sein Kaiser ein unumschränkter Tyrann, wie es selten einen giebt; seine Unterthanen dunkelbraun, am Leibe tätowirt, mit starkem schwarzen Haar, in bunte Gewänder gekleidet, lebhafte, reizbare Leute, falsch, rachgierig im höchsten Grade wollüstig, stolz ohne Maaß. Sie halten sich für das klügste und mächtigste Volk auf Erden. Man sah einen Verbrecher mit der größten Seelenruhe eine Paradiesfeige verzehren, während ihm der Henker die Eingeweide aus dem Leibe schnitt. Das ganze Land mit Tempeln bedeckt; jede Familie hat wenigstens ein Glied aus ihr im Priesterstande, der maaßlose Ver-

ehrung genießt. An einer der Mündungen des großen Landesstromes Irawaddy liegt die Stadt Rangun. In dieser versuchten die engl. Baptisten seit 1807 mit dem Evangelio 4 Jahre lang zu wirken. Sie brachten es aber nicht weiter, als bis zur Erlernung der Sprache und der Uebersetzung einiger christlichen Bücher. Da kam 1813 nach vielen wunderbaren Führungen der Nordamerikaner Judson in dieser Stadt an, welchen man den Apostel der Birmanen nennen könnte. Die engl. Missionare verließen bald das Land und Judson stand mit seiner vortrefflichen Gattin allein, wurde aber bald von der amerk. Baptistenmiss. Ges. in den Dienst genommen. In Birma erlaubt es das Gesetz nicht, einen andern Glauben zu predigen, als den des Gaudma. Judson wagte es dennoch mit dem Evangelio und unter vielen schweren Prüfungen hatte er nach sechs Jahren die Freude, den ersten Birmanen taufen zu können. Er reiste darauf gradezu zu dem Kaiser des Landes in dessen Hauptstadt Ava, um ihn um die Erlaubniß der freien Predigt zu bitten. Es wurde rund abgeschlagen und Judson hätte die ganze Mission aufgegeben, wenn ihn nicht die Bitten des getauften Birmanen und zweier Taufcandidaten zu bleiben bewogen hätten. Man sandte ihm auch von Amerika Hilfe zu. Und nun beginnt, besonders während des Krieges der Engländer mit den Birmanen, eine Leidensgeschichte dieser Männer und ihrer kleinen Gemeinde, wie sie in der neuern Geschichte der evangel. Mission nicht leicht ihres Gleichen hat. Sie hielten aber tapfer Stand bis 1826. Da schlossen die Engländer mit den Birmanen Frieden und erhielten südlich von Rangun den langen Küstenstrich in Besitz, welcher Tennasserim genannt

wird. Hieher flüchteten sich nun die Missionare mit den wenigen bekehrten Birmanen und machten Maulmein zum Hauptpunkte der Mission, wo sich auch bald eine kleine birman. Gemeinde bildete. Bald darauf legten sie in Tavoy einen zweiten Missionsplatz in einer dem Buddhadienst höchst ergebenen Gegend am Meere an, dessen Schulen auch die engl. Regierung Unterstützung zukommen ließ. Und als die Missionare zu Maulmein von Amerika eine Druckerpresse erhielten, druckten sie gleich anfangs kleine Tractate, einen Katechismus, eine Liturgie, eine Weltgeschichte und eine Geographie. Das neue Testament ließ man einstweilen noch. Diese Schriften wurden bald ein gewaltiges Mittel, auf das Volk zu wirken. Von weit und breit kam man zu Judson, um von ihm dieselben zu erhalten und er selber sandte getaufte Birmanen mit denselben umher. „Der hervorstechendste Zug in unserer Missionsgeschichte," schrieb Judson, „ist die große Forschbegierde, welche in dem ganzen Volke angeregt ist. Bisweilen erschrecke ich über mich selbst, einem Manne ähnlich, der eine große Maschine, die er nicht in seiner Gewalt hat, durch seine Veranlassung sich in Bewegung setzen sieht." Judson war nun freilich schon lange nicht mehr allein. Seine Gesellschaft hatte ihm 1831 schon 31 Mitarbeiter zugeschickt. Die halfen in Maulmein und Tavoy fleißig predigen, legten auch in Mergui einen neuen Missionsplatz an. Man wagte sich auch nach und nach wieder in das Gebiet des Kaisers. In Rangun war durch bekehrte Birmanen wieder eine kleine Gemeinde entstanden und zwei Missionare hatten 1833 den Muth, sich in der Hauptstadt Ava selber mit einer Druckerpresse nieder zu lassen. Die

Predigt und die vertheilten Schriften wirkten auch hier im Herzen des Landes so stark, daß dem Kaiser endlich die Sache zu arg ward und er die Missionare aus der Stadt weisen ließ. Sie wichen aber nicht von Ava und wirkten fort. Selbst der Kaiser blieb mit ihnen im Verkehr. 1834 hatten sie eine kleine Gemeinde von sieben Personen um sich. Die Verfolgungen wurden aber immer härter; die meisten bekehrten Birmanen wurden eingekerkert oder flohen und als 1837 ein innerer Krieg ausbrach und ein neuer Kaiser zur Herrschaft kam, räumten alle Missionare das Reich. Vor einem Paar Jahren ist ein anderer Kaiser zum Regiment gekommen, der der Mission Freund ist. Judson ist noch immer die Seele des ganzen Unternehmens, Maulmein der Hauptplatz mit einer Gemeinde von etwa 400 bekehrten Birmanen und wenn auch so die Arbeit unter den eigentlichen Birmanen keinen großen sichtbaren Erfolg gehabt hat, so wird sie doch reichlich vergolten durch die Früchte, die das Evangelium unter den Karenen trägt. Unter den Birmanen nämlich lebt meistens in unzugänglichen Wildnissen ein von diesen ganz verschiedenes sanftes, schwächliches und feiges Volk, die Karenen eben. Sie sind von den Birmanen unterjocht, haben aber deren Religion nicht angenommen, sondern dienen durch Opfer und Zauberer bösen Geistern, sind ganz arm und dem Trunke im hohen Grade ergeben. Es mögen mit dem im benachbarten Siam, so weit man von ihnen Kunde hat, etwa 30000 Köpfe sein. In ihrer armseligen Lage suchen sie Hilfe, wo sie nur können und so wurden sie denn auch 1829 mit dem Missionar zu Tavoy, Boardmann, bekannt. Der nahm sich des armen Volks mit der aufopferndsten

Liebe an und ist nach drei Jahren mitten in ihren Wildnissen gestorben. Von der Zeit an beginnt durch das Evangelium eine höchst merkwürdige Bewegung, welche von Jahr zu Jahr bis jetzt gewachsen ist. Wenn sie vorher für alles Höhere ganz stumpf waren, so sind sie jetzt an vielen Orten dafür lebendig und höchst empfänglich geworden. Eine große Zahl von ihnen ist schon getauft, viele sind durch die Missionare zu herumreisenden Lehrern gebildet, Schulen und Capellen sind überall eingerichtet, eine Buchdruckerpresse ist im Gange, welche auch schon eine Zeitung in der Karenensprache liefert, dem Trunke haben sie im auffallenden Maaße entsagt, sie verlassen auch zahlreich ihre Wildnisse, legen unter Beihilfe der Missionare Dörfer an, in welchen sie sich zum Landbau bequemen und die englische Regierung thut alles, um das Volk aus seinem versunkenen Zustande zu heben und dem Drucke der Birmanen zu entziehen. Im Jahre 1843 wurden in einer Gegend allein 2000 Karenen getauft, 1550 von ihnen durch einen einzigen Prediger aus ihrem eigenen Volke. Auf dem Gebiete des Kaisers von Birma in der Umgegend von Rangun erwachte unter ihnen auch der Eifer für das Evangelium. Es ließen sich mehrere Hunderte taufen. Sie haben in der ersten Zeit sehr schwere Verfolgungen auszustehen gehabt und Gut und Blut um des Glaubens willen lassen müssen. Dessen ungeachtet griff die Bewegung immer mehr um sich und als der Kaiser hörte, daß 6—8000 an das „weiße Buch“ glaubten, sonst aber ruhige und brave Leute sein, hat er die Verfolgungen einstellen lassen und ihnen sogar einen bekehrten Statthalter aus ihrem Volke gegeben, unter dem sie sich bei der Pflege von 20 ein-

geborenen Lehrern immer mehr heben. Dies Volk ist es denn auch, welches in der vorhin erwähnten Provinz Arrakan so reichlich der Mission zufällt.

Etwa in derselben Zeit, in welcher die Mission in Tenasserim lebendig wurde, erhielt auch Bankok, die Hauptstadt des Königreichs Siam einen Besuch von dem Missionar Gützlaff. Bankok liegt etwa 30 Meilen gegen Morgen von Tavoy an der Mündung des Menam, des großen Landesstroms von Siam. Gützlaff war nicht der erste Bote des Evangeliums, der dahin kam. Vor 150 Jahren hatten röm. katholische Missionare von Frankreich aus schon viele Kirchen im Lande gestiftet, waren aber nach kurzem Bestande vertrieben und die Mission wurde später ganz vergessen. Da kam eben Gützlaff 1828 in Bankok an. Von seinem Aufenthalte unter den Siamesen, die so ziemlich ihren Nachbaren, den Birmanen, gleich sind, vor diesen aber noch Unwissenheit, Schmutz, Trägheit und neben namenlosem Stolze gegen Fremde die kriechendste Unterthänigkeit gegen obere und vornehme Eingeborene voraus haben, schreibt Gützlaff: „Im Anfange, als wir hieher kamen, verbreitete unsere Erscheinung einen allgemeinen Schrecken. Es war aus den Weissagungen der Balibücher wohl bekannt, daß einmal eine gewisse Religion des Abendlandes die Buddhareligion überwinden werde; und als nun die Bekenner einer abendländischen Religion, die Engländer, Birma erobert hatten, so schlossen die Leute daraus, die Religionsgrundsätze derselben würden sich in Siam eben so siegreich beweisen. Nach und nach legte sich die Furcht, wurde aber plötzlich aufs Neue erregt, als birmanische Tractate, vom Missionar Judson geschrieben, nach

Bankok gebracht wurden, in welchen behauptet wird, daß das Evangelium sehr bald über alle falschen Religionen den Sieg davon tragen werde. Es wurden fortwährend Nachfragen gemacht über den bestimmten Zeitpunkt, wann dies statt finden werde. Die Stellen der heiligen Schrift, welche wir zur Bestätigung des großen Triumphs der Kirche anführten, wurden ernstlich erwogen und nur wenige Einwürfe ließen sich dagegen hören. — Durch die Gnade der Regierung Gottes gelang es mir, im königlichen Pallaste und in den Hütten offene Thüren zu finden. In den Erstern wurde ich gegen meine Neigung häufig berufen, denn es ist lästig und widerwärtig, mit den vornehmen Siamesen zu schaffen zu haben. Gewöhnlich kamen sie um Mitternacht in unsere Hütten zum Besuch und oft ließen sie mich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht holen, um ihre närrischen Grillen mir vorzusagen. In gleicher Zeit muß aber auch anerkannt werden, daß Gott auf diese Weise einen Weg bahnte, um zu ihren Herzen zu sprechen und den Character der Europäer zu vertheidigen, welcher dem Könige auf eine sehr falsche und hinterlistige Weise geschildert worden ist. Von einigen Personen aus den niedrigen Lebenskreisen kann ich jedoch erzählen, die von unserm Unterricht mehr Nutzen gezogen haben, als irgend einer von den Hohen.“ Als Gützlaff so 3 Jahre lang fast ganz ohne sichtbaren Erfolg sich bemühet hatte, sah er, daß er durch eine Krankheit mit schnellen Schritten dem Grabe zueilte. Er entschloß sich, davon zu gehen und lud die Baptistenmissionare in Maulmein ein, nach Bankok zu kommen. Die kamen auch 1832 an. Wie in Birma versuchten sie auch in Siam besonders durch Vertheilung von Schriften auf das Volk

zu wirken. Sie schrieben 1837 davon also: „Die Siamesen zeigten von Anfang an einen großen Eifer für unsere Bücher. Dieser Eifer wächst so sehr, daß es fast unmöglich ist, zu Lande vorwärts zu kommen. Der andrängende Haufe ist überwältigend. Nur in einem Boote kann man mit Tractaten ohne zu große Bestürmung durch die Stadt kommen. Viele kommen aus weiter Entfernung, bloß um, wie sie sagen, unsere Bücher zu erhalten. — Schulen für Knaben und Mädchen und die Predigt kommt den Tractaten zu Hilfe. Auch hat ein Missionar, welcher zugleich Arzt ist, eine Apotheke in Bankok angelegt, in welcher er den Nothleidenden unentgeltlich Rath und Arznei für Leib und Seele giebt.“ Das machte einen sehr günstigen Eindruck auf die Leute, die gewohnt sind, in der Zeit der Noth sich im Stich zu lassen. Dafür vertrieb den Apotheker auch einmal der Neid der Landesregiernng. Er schreibt davon: „Unsere Arbeiten wurden plötzlich durch einen obrigkeitlichen Befehl unterbrochen, nach welchem alle Missionare den Stadttheil, in welchem sie sich befanden, innerhalb fünf Tagen verlassen sollten. Der wahre Grund dieses Befehls war der ungewöhnliche Erfolg der wohlthätigen Bemühungen zum Besten der armen Chinesen und Siamesen. Es war namentlich anstößig, daß wir alle Tage Gutes thun wollten und zwar vornämlich dem gemeinen Volke. Der regierende Minister sagte, es sei gegen die Gesetze Siams, alle Tage Gutes zu thun; es seien von der Regierung gewisse Tage bestimmt, an welchen jedermann geben könne, was er wolle; und wenn die Missionare fortfahren würden, so würden sie viel mehr Verdienst sich erwerben, als alles Volk und so ihren

größten und besten Männern gleich werden, wo nicht übertreffen.“ Die Missionare sind indeß in Bankok geblieben und fahren zugleich mit Boten der amerik. allgemeinen und amerik. presbyterian. Ges. fort, auf die Siamesen in der angegebenen Weise zu wirken. Von Taufen sind bis jetzt nur ganz wenige vorgekommen; aber bei einer freisinnigen Partei von Priestern und Vornehmen ist das Ansehen der Missionare von Jahr zu Jahr gestiegen und im Volke finden dieselben besonders durch ihre ärztlichen Bemühungen viel Eingang.

In Birma und Siam spürt man nun schon die Nähe von China. Um sich etwas zu verdienen, verlassen viele Chinesen ihr Vaterland und siedeln sich auf den Küsten benachbarter Länder an. Da sieht man sie zu Tausenden, diese unermüdlichen Krämer und Landbauer mit den kleinen schiefgeschlitzten schwarzen Augen in dem gelben plumpen Gesichte und dem langen Zopfe unter dem spitzen Hute, voll List und Complimente, nur auf Geld und Gewinn bedacht. Wenn sie sich etwas erworben haben, kehren sie wieder in ihre Heimath zurück. Das haben sich die Miss. Ges. zu Nutz gemacht. Das ungeheure Reich China selber war lange für sie so gut wie verschlossen. So hat man sich denn bemüht, seine Söhne in der Fremde für das Evangelium zu gewinnen. Schon die Missionare in Bankok haben viel Verkehr mit den fremden Chinesen daselbst und bereits eine kleine Gemeinde aus denselben gebildet. Noch viel wichtiger aber sind in dieser Beziehung drei Orte an der großen Meerstraße zwischen der Halbinsel Malakka und der Insel Sumatra, die Stadt Malakka und die Inseln Singapur und Pulo Pinang oder Prinz-Wales-Insel. Es

sind dies zwar engl. Niederlassungen, aber $\frac{4}{5}$ der ganzen Bevölkerung sind Chinesen oder Malaien. Die Letztern die Zahlreichsten, die Ureinwohner dieser Gegenden, ein unbändiger, treuloser, raub- und mordlustiger Menschenschlag, von brauner Farbe, nicht unangenehmen Gesichts, mit schwarzen oft roth gefärbten Haaren, meist tätowirt und in leichte baumwollene Gewänder gekleidet, sind eifrige Muselmänner und Singapur ist ein Hauptmissionsposten des Islam. Die Erstern sind in der Fremde eben so eifrige Verehrer des Buddha wie zu Hause. In Singapur bauen sie eine Pagode nach der Andern. Für diese Chinesen ist von der london. Miss. Ges. seit 1814 die Stadt Malakka besetzt, es wurde ein engl. chinesisches Collegium gestiftet und durch dasselbe eine ungeheure Zahl von Schriften in chinesischer Sprache verbreitet; auch bildete sich eine kleine Gemeinde bekehrter Chinesen in der Stadt. 1819 wurde von hier aus auf Pulo Pinang ein Missionsplatz angelegt, welcher besonders auf die Malaien, wenn auch nicht in vielen Bekehrungen, so doch durch eingreifende Anregung gewirkt hat. In demselben Jahre wurde auch Singapur von denselben Missionaren besetzt, welchen sich in den 30ger Jahren auch Arbeiter der engl. kirchlichen, amerikan. und amerik. presbyterian. Ges. anschlossen. Die Gemeinden, welche sie an Ort und Stelle gegründet haben, sind sehr klein. Das ist aber auch ihre Aufgabe nicht gewesen. Auf diesen drei großen Marktplätzen der indischen Gewässer, wo so viele kommen und gehen, sind die Missionare die Kaufleute, welche mit der köstlichen Perle handeln. Man kommt, hört sie predigen, empfängt Schriften, unterredet sich mit ihnen und dann

geht man wieder. Was für Frucht das schafft, kann der Missionar nur sehr selten sehen. Am Meisten wurde auf Chinesen gewirkt. Sie nehmen besonders gern Schriften an und mit nach Hause. Und das wollte man vor allen, diese Aussaat auf Hoffnung für China und dabei bildeten sich die Missionare an diesen Orten für die langersehnte Zeit vor, in der China seine Thore dem Evangelio aufthun würde. Die ist nun durch Gottes Gnade gekommen und seit 1843 haben besonders die englischen Miss. Ges. ihre Arbeiter von diesen Posten in der Malakkastraße ab und nach China selber berufen; auch das wichtige engl. chinesische Collegium in Malakka ist nun nach China verlegt.

Ein merkwürdiges Land, dies China! Man weiß nicht: soll man mehr über die 400 Millionen Einwohner dieses ungeheuren Reichs, oder über die 80000 Zeichen staunen, die ein Chinese behalten muß, um seine Sprache richtig schreiben zu können; mehr über die große Kunstfertigkeit und Bildung eines von Europa abgesonderten asiatischen Volks, oder über seinen niederträchtigen, tiefgesunkenen Charakter. Ich staune und erschrecke vor allen darüber, daß so viele Millionen unsterblicher Seelen auf einem Haufen ohne das Evangelium leben. Die Chinesen selber nennen zwar ihr Reich das himmlische Reich; aber das Himmelreich ließen sie nie recht nahe herbeikommen. Es hat oft in ihre Nähe gewollt. Schon vor 1300 Jahren wurde es ihnen durch einen Missionar verkündet. Es entstanden auch Kirchen, die sich an 200 Jahre lang im Lande ausbreiteten, darauf aber durch blutige Verfolgungen der Götzendiener fast gänzlich ausgerottet wurden. Vor 500 Jahren wurde ein neuer Versuch mit

der Predigt des Evangeliums in China gemacht. Er hatte ähnliche günstige Erfolge wie der Erste, überwand sogar die Missionsversuche der Muselmänner. Es wurde von Rom aus ein Erzbisthum gegründet, zu welchen mehrere Tausend getaufter Chinesen gehörten. Aber auch das hat kein besseres Loos gehabt. Verfolgungen rieben von Neuem die Bekenner Christi auf. Da begannen um **1600** die Jesuiten ihre Mission. Sie waren lange Zeit wohl gelitten und viele Hunderttausende wurden nach der Jesuiten Weise Christen. Als aber diese Mission an **100** Jahre etwa bestanden hatte, ging es ihr nicht besser als den beiden Erstern. Außer den Jesuiten waren nämlich noch Missionare anderer Mönchsorden hingekommen, man gerieth unter einander in Streit und die Gemeinden wurden unruhig. Als das dem chinesischen Kaiser gefährlich schien, wurden alle Missionen seit **1724** in China verboten und die Christengemeinden von da an auf das Blutigste verfolgt. Dennoch hat sich die Mission der röm. Kirche in China erhalten. **1810** zählte sie **215000** Glieder ihrer Gemeinden unter **6** Bischöfen. Die Verbreitung des Evangeliums ging langsam und im Geheimen besonders in den abgelegenen Gebirgsgegenden des Reichs vorwärts. Dann und wann, wenn einmal ein Landpfleger ein besonderer Feind der Christen war, brach eine Verfolgung über dieselben aus und Missionare wie Gemeindeglieder haben bis auf die neuesten Zeiten ihr Bekenntniß mit ihrem Blute besiegeln müssen und es ist nicht zu leugnen, daß unter den Missionaren apostolische Männer gewesen sind.

Es war also ein heißer Boden, auf welchen der erste Missionar der evangel. Kirche, Namens Morri-

son, 1807 trat. Die London. Miss. Ges. hatte ihn gesandt; bald aber lebte und wirkte er unabhängig von derselben zu Makao, da ihm, als Dolmetscher der engl. Kaufleute daselbst, sein reicher Jahrgehalt es möglich machte. Er hat Unschätzbares für die chinesische Mission geleistet. Sein Hauptverdienst ist die gründliche Erlernung der so schweren chinesischen Sprache und die Uebersetzung der heiligen Schrift in dieselbe, welche 1819 vollendet und gedruckt wurde. Der Chinese hat eine abgöttische Verehrung vor der Buchdruckerkunst und liest für sein Leben gern. Morrison hat ihnen viel drucken lassen und zu lesen gegeben. Bis in des Kaisers Pallast drangen seine Bücher. Man ärgerte sich ganz gewaltig, daß ein Fremder so gut chinesisch schreiben konnte wie Morrison. Er taufte auch ganz in der Stille, wie er sich denn überhaupt sehr still verhielt, einige Chinesen, von denen auch welche als Lehrer unter ihr Volk nicht ohne harte Verfolgungen gingen. 3 Jahre vor Morrisons Tode, 1831 betrat Gützlaff China. Eben so unabhängig, wie Morrison, fing er aber eine freiere Thätigkeit als dieser an. Bald der chinesischen Sprache mächtig, in Sitten und Gebräuchen ganz ein Chinese geworden, mit der Liebe Christi im Herzen bereiste er mehrere Jahre hindurch theils die Küsten, theils das Innere des Landes. Ueberall verkehrte er mit Kleinen und mit Großen, ward geachtet, gefürchtet, geliebt, theilte viele christliche Schriften aus, nirgends ward er mit Schmach ausgestoßen. Er wurde sogar einmal in einer Stadt, die er oft besucht, als Bürger empfangen; es war ein Freudenfest für viele, als er ankam, man sprach mit Vergnügen von dem Zwecke seiner Reise. So beliebt

war er beim Volke, daß der Kaiser in dem letzten Kriege, in welchem er auf vieler Engländer Köpfe hohe Preise setzen ließ, allein Gützlaff davon ausnahm. Durch diesen Mann war nun wieder die Kunde von Christo in einem guten Theile Chinas erschollen. Das war der nächste Gewinn, der für die Chinesen selber. Aber auch das Missionsinteresse für China hatte viel durch diese Reisen gewonnen. Es war nun erwiesen, daß dieses Land keinesweges für die Mission so verschlossen sei, wie man bis dahin geglaubt hatte.

Daher fanden sich auch bald noch amerikan. Missionare ein, welche in Canton und Makao in den 30ger Jahren durch Predigt, Schulen und Schriften, wenn auch unter mancherlei Unterbrechungen, zu wirken suchten. Der Krieg, welcher 1840 zwischen England und China ausbrach, hemmte zwar das Werk bedeutend; aber in dem Frieden, welchen China 1842 schließen mußte, wurde die kleine Insel Hong-kong, hart an der chinesischen Küste, an England ganz abgetreten und freier Handel und Verkehr mit den fünf Haupthäfen Canton, Emoi, Futschufu, Ningpo, Schanghä zugesichert. Mit Ausnahme von Futschufu sind diese Städte jetzt sämmtlich von Missionaren besetzt. Von England hat die London., englisch-kirchliche und baptistische Ges. gesandt; von Nordamerika, mit welchem der Kaiser von China einen besondern Vertrag abgeschlossen hat, wonach unter andern die Nordamerikaner in den fünf Häfen Krankenhäuser und Kirchen anlegen dürfen, die allgemeine bischöfliche, presbyterian. und baptistische Ges. Unabhängig von diesen Gesellschaften haben sich auch noch Missionare auf eigene Hand in diesen Freistädten niedergelassen,

so daß im Jahre 1847 zusammen ihre Zahl 51 betrug. Sie finden überall bei dem Volke die freundlichste Aufnahme und den Bekehrungen wird von Seiten der Regierung nichts in den Weg gelegt. Doch sind die Gemeinden, die sich in Folge dieser Bemühungen gebildet haben, nur noch klein. Viel Hoffnung für die Bekehrung Chinas giebt ein Unternehmen Gützlaffs, der sich jetzt als ein Beamter der engl. Regierung auf Hong-kong befindet. Er hat nämlich einen Verein aus bekehrten Chinesen gestiftet, die sich die Verbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten weit und breit zur Pflicht gemacht haben. Die Baseler und rheinische Miss. Ges. haben Gützlaff jüngst etliche ihrer Miss. zu Hilfe gesandt. Einer derselben schrieb neulich über Gützlaff und seinen Verein Folgendes: „Es ist sehr schwer zu verstehen, wie der liebe Gützlaff Alles thun kann, was ihm obliegt; nur mit seiner unermüdlichen Thätigkeit, Ordnung, Einfachheit und Kürze, mit der er alles abmacht, ist es ihm möglich. Morgens bis 10 Uhr ist er unter den Chinesen, liest und betet mit ihnen in verschiedenen Klassen nach den Dialekten, welche er selbst spricht (ich glaube 5: nämlich Koang-hwa oder Mandarin-Dialekt, Punti-, Hoklo- und Hakka-hwa, welche alle in der Provinz Kwangtung gesprochen werden; dazu wohl auch Hokkien ꝛc.). Von 10 bis 4 Uhr ist er mit Amtssachen beschäftigt, und von 4 bis 7 Uhr macht er Ausflüge mit seinen lieben Chinesen und sendet die ganze Zahl der hier sich aufhaltenden Zöglinge und Prediger bald hier, bald dort hin, um zu predigen. Seine Art zu verfahren ist in seiner Lage eben so zweckmäßig, als nothwendig. Er geht mit zweien oder dreien bald zu

den Puntis, bald zu den Hakkas, und ist, ja er macht sich überall willkommen. Nach einer kürzern Einleitung läßt er einen oder zwei Prediger reden und schließt dann gewöhnlich selbst mit einem kurzen Gebet. Nur so kann er die Gaben und Fähigkeiten eines Jeden kennen lernen und auch geübte Prediger bekommen. Was sie reden, ist gewöhnlich eine kurze einfache Erzählung von den Thatsachen des Heils. Mit großer Treue und Bekanntschaft mit der Bibel erzählen sie von der Erschaffung des Menschen, vom Falle, von Mose, Elia ꝛc., von der Geburt des Heilandes, von Seiner Lehre, Seinem Leben und Sterben ꝛc. und fügen hinzu Ermahnungen zur Buße und Bekehrung von den nichtigen Götzen zu dem Gott (Schangti) und Seinem Sohne Jasu Kito. Gützlaff hat unter diesen Chinesen seine schönsten Stunden; und obgleich ich noch wenig oder nichts von der Predigt verstehe, so ist es mir doch eine Freude, ihn reden zu hören; seine innige Liebe zu den Chinesen, seine Hingabe an das große Werk des Herrn belebt ihn selbst und tritt in allem seinem Thun hervor. Er hat, wie auch seine Frau mir sagte, bedeutende Einkünfte; aber alles opfert er für China; und der Herr hat ihm gerade deshalb einen wichtigen Posten gegeben, damit er seinen Einfluß und seine Mittel auf die Bekehrung der Chinesen verwenden könne. In der ersten Zeit war Gützlaff allein, und drei Jahre lang war nur Einer bei ihm; endlich kam noch Einer, und darnach acht auf einmal; jetzt zählt der Verein 366 Mitglieder (eins für jede Million in China), mit einigen 50 Predigern. Dieser Verein, dessen Seele Gützlaff ist (d. h. das sichtbare Werkzeug des Herrn), will nun mit verhältnißmäßig geringen

Mitteln in allen Provinzen des ungeheuren Reiches das Evangelium predigen lassen und die Bibel verbreiten. Wie kann das geschehen? Erlauben Sie mir kürzlich zu sagen, wie der Verein verfährt. Man hat hier kein Institut. Gützlaff hat keine Zeit, den ordentlichen Unterricht zu leiten; indeß werden die Präparanden in der Bibelkunde von einem alten erfahrnen Mann unterrichtet; durch Lesen, Beten und Leben mit ihnen lernt Gützlaff sie bald kennen, und wenn nun der Verein den Entschluß faßt, das Evangelium an einem Orte predigen zu lassen, so gilt es, einen tüchtigen Mann zu finden, der diesen Dialect spricht. Ist er gefunden, so sagt Gützlaff kurz, wohin er gehen und was er thun soll, nämlich das Evangelium predigen. Nun giebt man ihm einige Thaler Reisegeld und Unterhalt für einige Monate, etwa vier bis acht Thaler für den Monat, nebst einigen Säcken Bücher, und so geht er fort. Nun kann man ihm nicht weiter folgen; man weiß nicht, ob er tüchtig und treu sei oder nicht; aber man ist deshalb unbekümmert; man verlangt blos von ihm, daß er seine Treue durch die That beweise. Und so geschieht es auch gewöhnlich; denn kaum ist die Zeit verflossen, so erscheint der Ausgesandte wieder, liefert sein Tagebuch, und zum Unterpfand seiner Treue bringt er einen oder zwei Neubekehrte mit sich. Nun weiß man, daß wie auch seine Fähigkeit, menschlich geprüft, sein möge, der Herr sich doch zu ihm bekannt und sein Werk gesegnet habe. Nun werden die Neuangekommenen auf ähnliche Weise erzogen, um wieder in ihre Heimath zurückzukehren; und wenn sie als Prediger angestellt werden, müssen sie auf ähnliche Weise ihre Treue beweisen. So wird sich mit

der Gnade des Herrn die Kunde des Evangeliums still und im Verborgenen über das große Reich verbreiten, bis das Samenkorn zu einem ganzen Baume wird, der seine Aeste von einem Ende des Reiches bis zum andern verbreitet, bis keine Stadt, ja kein Dorf in ganz China sein wird, wo nicht die Predigt vom Kreuze gehört worden sei. — In diesem Monat sind hier von Gützlaff etliche 30 getauft worden. Die Präparanden-Zeit ist gewöhnlich 5 bis 7 Monate. In dieser Zeit schreiben sie gewöhnlich Aufsätze über verschiedene Religions-Fragen, und wenn sie ihr Glaubensbekenntniß befriedigend abgegeben haben, was gewöhnlich schriftlich geschieht, werden sie getauft. Der Tauf-Ritus ist sehr einfach. Nach der Morgenandacht wird eine Schüssel mit Wasser auf einen Stuhl gesetzt; der Täufling kniet nieder, und Gützlaff taucht dreimal sein Haupt in die Schüssel und tauft ihn in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; darnach ein kurzes Gebet.“ —

Das kurze Gebet wird oft lauten, daß der Herr Arbeiter in seine Ernte senden möge. Und wenn dies Gebet wo an seiner Stelle ist, so ist es hier. Keine heidnische Religion zählt so viel Anhänger, als die Buddhistische und zu keiner wird bis jetzt das Evangelium so spärlich gebracht als zu ihr. Wir sind hier nämlich mit unserm Besuche der Missionsplätze in Hinterasien schon am Ende. Ueberall sonst in diesen ungeheuren Länderstrecken besteht das Heidenthum in ungebrochener Kraft. Ein Missionsversuch unter den Buddhistischen Buriäten in Sibirien, welchen die London. Ges. gemacht hat, ist durch den russischen Kaiser vereitelt worden. Etliche wenige Bekehrte und

die hinterlassenen Bücher setzen ihn in der Stille fort. Den japanischen Küsten hat Gützlaff vor einigen Jahren sich einmal nähern wollen; aber man hat ihn mit Kanonen zurückgewiesen. Er hatte sieben schiffbrüchige japanische Matrosen am Bord, von denen er in Canton das Japanische erlernt hatte. Er mußte sie wieder mit nach China nehmen und 1840 waren schon sechs von ihnen getauft, es fanden sich auch noch andere Japaner in Makao zu ihnen, so daß man eine ziemliche Anzahl von Leuten für das so dicht verschlossene Land vorbereiten kann.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Missionsplätze auf den Inseln im Südosten des Festlandes von Asien zu besuchen. Die nördlichsten dieser Inseln sind die Philippinen. Sie sind wie schon früher bemerkt dem röm. katholischen Glauben zugethan und ein evangel. Missionar hat sich auf ihnen noch nicht sehen lassen. Im Süden der Philippinen treffen wir auf die Molukken, wie alle Inseln dieses Meeres von Natur reichgesegnete Länder, heiß, zuweilen für Europäer ungesund; die Einwohner entweder Malaien und dann Muselmänner oder im Innern Alfuren und dann Heiden. Mit diesen Inseln ist es ähnlich gegangen, wie mit Ceilon. Die Holländer haben sie vor 200 Jahren in Besitz genommen und überall Christengemeinden einrichten lassen. Hin und wieder mag in diesen Gemeinden eine rechtschaffene Bekehrung vorhanden gewesen sein; in vielen war das Werk aber sehr äußerlich betrieben. Mit dem vorigen Jahrhunderte ließ der Bekehrungseifer ganz nach und als vor etwa 40 Jahren die Engländer die Inseln in Besitz nahmen und engl. Missionare dieselben besuchten, so fanden sie auf ihren

Reisen viele ganz von Predigern und Lehrern verlassene Gemeinden, welche fast ganz in die alte Abgötterei zurückgesunken waren. Die Missionare wurden indessen gern aufgenommen und viele Schriften in malaiischer Sprache vertheilt. Die engl. Miss. mußten aber wieder weichen, als die holländ. Regierung wieder Besitz von diesen Inseln nahm, denn sie leidet Missionare anderer Nationen nicht gern in ihren Colonien. Da fing seit 1818 die niederländ. Miss. Ges. an, ihre Boten hin zu senden. Sie machten die Insel Amboina zum Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit, die sich vorzüglich auf Anlegung von Schulen, Ausbildung eingeborener Schullehrer und Druck von Schulbüchern und Tractaten gewendet hat. Der Erfolg derselben ist bis jetzt noch nicht sehr bedeutend gewesen. Das Klima rafft die eifrigsten Missionare bald hin, das Heidenthum taucht immer wieder in den Gemeinden auf, die holländischen Behörden haben neuerdings manchen Widerspruch erhoben. Gegenwärtig stehen nur auf einigen in der Nähe von Amboina liegenden kleinen Inseln noch etliche Missionare. Sie sorgen besonders für Schulen, deren Lehrer auf Amboina in einem Seminar gebildet werden und die etwa 7000 Schüler zählen. Auf Amboina ist auch eine Druckerpresse, deren Schriften fleißig verbreitet werden. — Ganz ähnlich steht es mit der Mission auf dem von den Molukken gegen Südwest gelegenen Südwesterinseln. Auf Timor, der Größten unter ihnen, haben die Holländer die Kolonie Kupang. Vor 20 Jahren gelang es hier einem eifrigen Missionar der niederländ. Ges. eine ziemliche Gemeinde zu bilden; auch auf etlichen kleinen Inseln im Osten und Westen von Timor konnten Missions-

stationen angelegt werden. Bis auf eine haben aber alle in neuerer Zeit wegen unsäglicher Schwierigkeiten wieder aufgegeben werden müssen. In Kupang hält sich jedoch das Werk im Segen, wenigstens für die dort bestehenden Schulen, welche von mehr als 800 Kindern, mitunter der vornehmsten Häuptlinge, besucht werden.

Die gesegnetste Wirksamkeit der Boten der niederländ. Gesellschaft in diesen Gewässern ist nun aber auf Celebes, der Oestlichsten der großen Sundainseln. Hier finden sich unter den Küstenbewohnern die eifrigsten Muselmänner und das Namenchristenthum, welches die Holländer auf den Molukken eingeführt haben, konnte auf Celebes nur wenig Eingang finden. Der nördliche und südliche Theil der Insel steht unter holländ. Herrschaft. Im Süden ist noch so gut wie gar nichts zur Bekehrung der Eingeborenen gethan. Im Norden aber, im Bezirke Manahasse, wurde schon im vorigen Jahrhundert von einem frommen Holländer eine große Anzahl heidnischer Alfuren bekehrt und getauft. Diesen lange vergessenen Missionsposten ließ die niederländ. Ges. 1820 wieder besetzen. Ein allgemeines Verlangen nach Unterricht kam den Missionaren sowohl unter den alten Christen, als unter den Heiden entgegen. So hatte in einem Dorfe ein während seines frühern Militair-Dienstes mit dem Christenthume bekannt gewordener und getaufter Eingeborener in einer auf seinen Betrieb von den Bewohnern errichteten Schule das Wenige, was er wußte, den Kindern mitgetheilt, indem er aus Mangel an Lesebüchern die Wörter auf Papierstreifen schrieb. Aus den Schulen, welche nun errichtet wurden, ging ein reicher Segen

für die Erwachsenen hervor; das von den Kindern gelernte Glaubensbekenntniß regte manchen Heiden zum Nachdenken und zum Verlangen nach der heiligen Taufe an. Das sittenlose ungebundene Wesen verminderte sich auf eine auffallende Weise, der Götzendienst gerieth in Verfall. Priester, die seit einer langen Reihe von Jahren im Ansehen gestanden und Tausende verführt hatten, begehrten dringend die Aufnahme in die christliche Kirche. Diese Erweckung unter den Alfuren, den Ureinwohnern der Inseln des indischen Meeres, ist einzig in ihrer Art und darum um so merkwürdiger. Sie wird gegenwärtig von fünf Hauptstationen aus geleitet, unter denen Tondano die Wichtigste ist. 1842 taufte der Missionar in Tondano 286 Heiden. Im ganzen Manahasse, dessen Bevölkerung etwa 90000 Seelen stark ist, sind gegenwärtig an 8000 Christen. In 65 Schulen befinden sich über 4000 Kinder, unter welchen etwa der vierte Theil Mädchen sind.

Von solchem Segen können die Boten der rheinischen Miss. Ges. auf der benachbarten großen Insel Borneo noch nicht rühmen. Sie sind freilich erst 11 Jahre in Arbeit und haben sich unter den Alfuren Borneos, den Dajacken, in dem im südlichen Theile der Insel am Bandscherfluße gelegenen Landstriche Pulopetak niedergelassen. Auf ihren drei Hauptstationen sind bis jetzt nur äußerst wenige getauft; jedoch ist das N. Testament bereits in die Landessprache übersetzt und gedruckt worden; in den Schulen befinden sich einige hundert Knaben, die viel Hoffnung geben. Auf noch unfruchtbarerem Boden steht der rhein. Missionar in der Stadt Bandscher auf derselben Küste. Es ist eine von 30000 Seelen bewohnte Malaienstadt;

auch sind viel Chinesen am Orte. Nach 13 Jahren ist erst ein Malaie getauft, dazu etliche wenige Chinesen. Aehnlich geht es amerikan. Missionaren auf der Westküste Borneos in Pontianak. Und das ist alles, was bisher auf dieser Insel, welche Frankreich an Größe gleichkommt, für das Evangelium geschehen ist. Länger und fleißiger ist zwar auf der benachbarten Insel Java gearbeitet, aber der Erfolg ist bis jetzt auch nicht von großem Belang gewesen. Seit 1813 stehen Missionare der niederländ., der engl. baptist. und der London. Ges. in und bei Batavia für Javanesen, Malaien und Chinesen. Sie haben durch Verfertigung und Verbreitung von Schriften in den Sprachen dieser drei Völker gewiß Außerordentliches geleistet; aber die eigenthümliche Herzenshärtigkeit jener Völker und die Ungeneigtheit der holländischen Landesregierung hat ihre Wirksamkeit so gehemmt, daß gegenwärtig diese Missionsstation nur ganz gering noch besetzt ist. Nur ein kleines Häufchen deutscher und holländischer Missionsfreunde auf Java erlebt einige Freude an seiner Arbeit. Sie wohnen in der Stadt Surabaya auf der Ostküste und haben es sich zur Aufgabe gemacht, die heilige Schrift in der Landessprache unter den Javanern zu verbreiten. 1842 ließen sich 20 muselmännische Javaner in Surabaya taufen und jetzt ist diese kleine javanische Gemeinde schon 200 Seelen stark. Auch die Kinder der frommen Europäer in Surabaya haben einen Missionsverein unter sich, der die Missionsschulen der rhein. Ges. auf dem gegenüberliegenden Borneo mit Schiefertafeln und Rechenstiften versorgte.

Noch viel trauriger steht es mit der vierten großen Sundainsel Sumatra. Es sind seit länger als 20

Jahren von mehreren Gesellschaften Versuche gemacht, der Insel das Evangelium zu bringen; aber theils hat die holländische Regierung, theils die Wildheit der Eingeborenen alles vereitelt. Nur an einer Stelle auf der südwestlichsten Küste, in Padang, hält ein Bote der engl. Baptisten kümmerlich Stand. 1834 wollten die beiden Missionare der allgem. amerikan. Ges. Munson und Lyman in das Innere der Insel dringen. Unter unsäglichen Schwierigkeiten schlugen sie sich durch die Schluchten und Urwälder des Landes. Ein Häuptling, welcher ihnen begegnete, warnte sie vor dem Eintritte in das Land und bat, zu warten, bis er vorausgeeilt und ihnen Nachricht gegeben hätte. Sie achteten aber der Warnung nicht und gingen weiter. Eines Abends stießen sie auf ein Blockhaus, das mit Bewaffneten besetzt war. Sie machten 100 Schritte davon Halt und ihr Dolmetscher ging, um mit den Leuten zu reden. Kaum war er fort, als 200 Bewaffnete auf die Missionare zustürzten, worauf bis auf einen alle Begleiter derselben die Flucht ergriffen. Die Missionare schoben die ihnen entgegengehaltenen Waffen bei Seite und baten nur einen Augenblick still zu halten und sie anzuhören. Aber alsbald streckte ein Schuß Lyman zu Boden; die wilde Horde jubelte laut auf und im Nu wurde auch Munson von einem Speer durchbohrt. Ein einziger treuer Diener entfloh und brachte die traurige Kunde an die Küste. Man erzählte, die Wilden hätten nachher die beiden Weißen verzehrt. — Etwas bessern Erfolg hat die Predigt niederländ. Missionare auf einigen kleinen Inseln an der nordöstlichen Küste Sumatras gehabt. Die Insel Bintang oder Riouw ist ihre Hauptstation gewesen, wo eine kleine Gemeinde

getaufter Malaien und Chineſen geſammelt wurde. Die Miſſion, welche die Brüdergemeinde im vorigen Jahrhundert auf einer der Nicobareninſeln im Nordweſten Sumatras unternehmen ließ, iſt nach 28 jähriger höchſt mühſeliger, aber treuer Wirkſamkeit gänzlich aufgegeben worden und nie wieder aufgenommen.

Das iſt die Miſſionsarbeit unter den Heiden Aſiens. Du ſiehſt: überall Anfänge, Arbeit auf Hoffnung, nur an wenigen Stellen — unter den Hindu am untern Ganges und auf der Südſpitze Oſtindiens, unter den Buddhaleuten auf Ceilon, unter den Karenen in Tenaſſerim und Arrakan, unter den Alfuren auf Celebes — ſingt man vom Siege in den Hütten der Heilsboten. In

Afrika

ſteht es nicht anders. Nur auf der Südſpitze und an einem Punkte auf der Weſtküſte dieſes Erdtheils feiert die Miſſion ihre Siege. Doch wandern wir der Reihe nach die afrikaniſchen Miſſ. Stationen durch.

Nach dem uralten Chriſtenlande Abyſſinien ſandte die engl. kirchliche Miſſ. Geſ. ſeit 1829 mehrere Boten, um den verfallenen Glauben der koptiſchen Chriſtenheit beleben zu laſſen. Nach 13jährigem oft ſehr mühſeligen Wirken in verſchiedenen Theilen des Landes iſt das Unternehmen vorzüglich durch den Haß einheimiſcher Prieſter und durch eingedrungene röm.-katholiſche Miſſionare gänzlich geſcheitert. Doch ſind wohl 8000 von den Miſſionaren vertheilte Bibeln im Lande geblieben. Aehnlich ging es mit den koptiſchen Chriſten ſchon im vorigen Jahrhundert der Brüdergemeinde, welche ſeit 1752 einige Boten unter denſel-

ben in Egypten unterhielt. Nach 30 Jahren erloſch auch dieſe Miſſion ſpurlos. Erſt 1826 ſchickte die engl. kirchliche Miſſ. Geſ. wieder einige Miſſionare nach Cairo, der Hauptſtadt des Landes, zunächſt als Prediger für die dortigen Engländer, aber auch zugleich mit dem Auftrage, die koptiſchen Chriſten, deren Patriarch in Cairo iſt, ins Auge zu faſſen. Sie haben ein Seminar angelegt, um in demſelben junge Männer für Kirchen-, Schulen- und Staatsdienſt zu bilden. In dieſem Seminare befanden ſich 1840 25 Zöglinge, unter denen 7 koptiſche, 3 evangel., 3 röm.-, 3 griech.-kathol., 2 armen., 2 maronitiſche Chriſten und 5 Muſelmänner waren. Außerdem ſind in Cairo noch Knaben- und Mädchenſchulen angelegt, und ſelbſt Töchter von Muſelmännern ſind unter den Schülerinnen. Die Vertheilung der Bibel und chriſtlicher Schriften iſt nicht ohne Einfluß auf die Muſelmänner geweſen; beſonders aber hat ſie auf die dortigen Chriſten gewirkt, die angeregt ſind und viel nachfragen. Ihr Patriarch iſt der Miſſion ſo gewogen, daß er einen frühern Zögling des Seminars den Abyſſiniern zuſandte, als ſie ihn nach alter Sitte um einen Oberprieſter baten.

Die Juden Nordafrikas ſind eben ſo ſpärlich von der Miſſion bedacht, wie die Chriſten daſelbſt. Seit 1832 hielt ſich ein überaus thätiger Bote der London. Judenmiſſ. Geſ. in der Stadt Tunis 10 Jahre lang auf und wirkte unter der dortigen Judenſchaft durch ſeine Unterredungen und die Vertheilung der heiligen Schrift ſehr anregend. Doch zeigte es ſich auch hier, wie anderwärts, welche Macht die Rabbinen über ihr Volk haben. Es meldeten ſich zuweilen Juden zur

Taufe, mußten aber durch die bitterſten Verfolgungen gezwungen wieder abtreten. Durch ein Augenübel gezwungen, verließ endlich der Miſſionar die Stadt; ſeine Stelle iſt aber bereits durch einen andern wieder beſetzt, welchen die ſchottiſche Kirche geſandt hat. Der wird hoffentlich ernten, was ſein Vorgänger geſäet hat. Eine Probe. In Tunis lebte ein Jude, Namens Nigſchar, der aus franzöſiſchen Schriften den traurigſten Unglauben eingeſogen hatte und bemühet war, denſelben auch andern beizubringen. Zu dem Ende borgte er einſt ein Neues Teſtament, welches er erhalten hatte, einem ſeiner Freunde, Namens Biſchmoth, in der Meinung, das Leſen deſſelben werde ihn ebenfalls zum Spott und Hohn über alle Religion veranlaſſen. Biſchmoth las es, aber ſtatt ihn zum Ungläubigen zu machen, brachte es ihn zum ernſten Nachdenken über ſich ſelbſt. Er ſah, daß ihm kein anderer Weg übrig bliebe, als entweder das Evangelium gläubig anzunehmen, oder ohne Frieden in dieſer Welt und ohne Hoffnung für die Ewigkeit zu leben. Nach drei Wochen ging er alſo zu ſeinem Freunde mit dem Buche in der Hand, brach in Thränen aus und rief zu Nigſchars größter Verwunderung in heftiger Gemüthsbewegung aus: „Iſt das die Geſchichte dieſes Jeſus, der von unſern Rabbinern ſo geſchmähet wird? Ach unſer Volk iſt in Finſterniß und wird darin bleiben, bis es an Jeſus glaubt!“ Beide Freunde beſuchten ſich nun öfters; es wurde heftig hin und hergeſtritten, bis es endlich dem Biſchmoth gelang, auch ſeinen ungläubigen Freund zur Anerkennung der Wahrheit zu bringen. Beide ließen ſich darauf von dem Miſſionar zur Taufe vorbereiten. Der Eine iſt in dem 83., der Andere im 71.

Jahre seines Lebens. — Neuerdings hat auch unter den Juden von Tanger in Marokko ein Missionar der London. Ges. freundliche Aufnahme gefunden.

Unter den Muselmännern Nordafrikas keine besondere Mission. Und so bietet uns Afrika am Mittelmeer dasselbe traurige Schauspiel dar, wie Asien am Mittelmeer: ehemalige reich gesegnete Christenländer ganz in der Hand der Muselmänner und nur an drei Orten ein Paar Boten des Evangeliums.

Die nächsten Missionsplätze treffen wir nun auf der Westküste an, in Senegambien, Sierra Leone, Pfeffer-, Zahn-, Gold- und Sclavenküste. Hier ist ein heißer, gefährlicher Boden für die Mission. Mit Monat Mai fängt es dort so gewiß zu regnen an, wie bei uns dann die Bäume ausschlagen. Es regnet seine 12—15 Stunden gründlich, dann scheint die Sonne ein oder zwei Tage lang; drauf regnet es wieder tüchtig, die Sonne scheint wieder und so geht es regelmäßig vier Monate lang fort. Wenn es in den August hineinkommt, ist durch dies warmfeuchte Wetter ein Trieb in den Gewächsen, wie kein Treibhaus ihn schaffen kann. Am 6. August pflanzte man auf Sierra Leone etliche Absenker eines Weinstocks in den freien Boden; nach vier Tagen standen sie bereits im vollen Triebe, nach 10 Tagen blüheten sie und am 25. August konnte man an einem Schosse schon sieben kleine Trauben sehen. Diese Regenzeit ist nun zwar um der frischen Kühlung willen an jenen heißen Küsten sehr angenehm, aber für Leben und Gesundheit im höchsten Grade gefährlich. Die feuchte Luft, die dann wehet, erzeugt namentlich im August ein eigenthümliches Fieber, das afrikanische Fieber, Küstenfieber, oder wie die Dänen es nennen,

das „Landets Sygdom.“ Die Götzenpriester der Neger, die auch des Landes Aerzte sind und sonst allerhand Mittel gegen die herrschenden Krankheiten wissen, erzählen von der Bösartigkeit dieses Fiebers, daß just in dieser gefährlichen Zeit die Götter an dem Hofe des obersten Gottes erscheinen müßten und daß sie sich deshalb bei ihnen nicht Raths erholen und nichts Gründliches gegen die Krankheit ausrichten könnten. Jedoch ist sie den Schwarzen lange nicht so gefährlich, als den Weißen, die an diesen Küsten leben. Ein jeder Weißer, der dahin geht, geht eigentlich einen Todesgang; er wird unausbleiblich von dem Fieber befallen. Viele unterliegen ihm sogleich und sterben beim ersten Anfall; andere überstehen es etliche Male, sterben aber nach einigen Jahren; manche haben nur dadurch dem sichern Tode entgehen können, daß sie schleunigst die mörderischen Küsten verließen; im Grunde sind es nur wenige, die dort ihr Leben hochbringen. Dies Fieber ist nun einer der furchtbarsten Feinde gewesen, mit dem die Mission in Westafrika zu kämpfen gehabt hat. Kein anderes Missionsfeld der evangel. Kirche sieht wie dieses einer Schanze gleich, gegen die man Sturm läuft und deren Kanonen eine Schaar nach der andern zu Boden werfen; und immer treten neue Krieger an und wagen den Todesgang. Wenn irgendwo, so begreift man es hier, daß die Missionsliebe Christi stärker ist als der Tod, und daß das faule Wäscher und lose Mäuler sind, die den Missionaren nachreden, daß sie unter die Heiden gingen, um ein bequemes und vergnügliches Leben zu führen. Wir wollen doch einmal einen kurzen Gang zwischen den Grabhügeln der westafrikanischen Missionare machen. Es giebt das zugleich eine Uebersicht

über das dortige Missionsgebiet, denn es ist kein Punkt auf demselben, wo nicht Todtenkränze schnell verschiedener Boten Christi weheten.

Der erste evangel. Missionar in Westafrika war der Sohn eines Weißen und einer Negerin, sein Vaterland eine dänische Handelsniederlassung auf der Goldküste. Er hieß Christian Protten und studirte in den 30ger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Copenhagen Theologie. Dort lernte ihn der Graf Zinzendorf kennen, nahm ihn mit nach Herrnhut und hier erwachte in ihm die Lust, seinen Negerbrüdern auf der Goldküste das Evangelium zu predigen. Die Brüdergemeinde gab ihm einen Begleiter, Heinr. Hukuff, mit und 1737 landeten beide auf der Goldküste. Hukuff starb bald nach der Landung; Protten kehrte nach einiger Zeit zurück, wagte den Gang noch zwei Mal und unterlag endlich. 30 Jahre lang harrte man in Herrnhut auf eine Gelegenheit, den Versuch wieder aufzunehmen; da sandte man 1768 fünf Brüder an dieselbe Küste. Noch ehe sie anfingen, etwas zu thun, rief der Herr drei von ihnen in die Ewigkeit; die andern beiden blieben krank zurück. Das Jahr darauf boten sich vier Brüder freiwillig an, den Kranken beizustehen und das Werk fortzusetzen. Sie kamen glücklich hin, fanden die Kranken noch und wurden von einem Negerkönige freundlich aufgenommen; aber ein Jahr darauf waren alle zusammen bis auf einen dem Tode zur Beute; der letzte floh von dannen, starb aber noch auf der See. Seitdem hat die Brüdergemeinde dort nie wieder eine Mission versucht. Indessen hatten etwa um die nämliche Zeit auch auf der Goldküste, aber in der englischen Niederlassung Cap Coast, englische Missionare die Arbeit be-

gonnen. Den Weißen unter ihnen ging es nicht beſſer, als den Brüdern von Herrnhut; ſie ſtarben immer bald weg; nur ein in England erzogener Neger, Philipp Quaque, hielt ſich ziemlich lange Zeit und hat nicht ohne Segen das Evangelium verkündigt. Als er ſtarb, blieb das Werk auf der Goldküſte 50 Jahre lang liegen. Unterdeſſen fing man in den 80ger Jahren auf Sierra Leone an. Hier hatten Freunde der Negerſclaven in England ein gutes Stück Land gekauft und von frei gelaſſenen Sclaven eine Stadt bauen laſſen, die man Freiſtadt nannte. Später wurde die Colonie der engl. Regierung übergeben, welche dieſelbe ſehr erweiterte und dahin die Negerſclaven bringen ließ, welche von den Sclavenſchiffen aufgebracht wurden. In dem Jahre, als man Freiſtadt bauete, ſtarben von den 100 Weißen, welche die Unternehmung leiteten, grade die Hälfte und von den 1400 Negern der 10te Mann. Die Baptiſten in England waren die erſten, welche der jungen Colonie zwei Miſſionare ſandten. Der eine von ihnen war ein Taugenichts und wurde aus dem Lande gewieſen; der andere war nach 8 Monaten ſo vom Fieber zerrüttet, daß er nach England zurückkehrte. Ein Jahr darauf 1797 kamen 6 Miſſionare von der London. und ſchott. Geſ. an. Nach 3 Jahren waren 3 derſelben geſtorben, den vierten hatten die Neger ermordet, die andern kehrten matt und ſiech in ihre Heimath zurück. Da nahm ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts die engl. kirchliche Miſſ.-Geſ. der armen Colonie an. Man kann dreiſt behaupten: wären ihre Miſſionare nicht geweſen, ſo wäre manches jetzt blühende Dorf in der Colonie nicht entſtanden. Die unbändigſten Neger wurden durch die Macht des Wortes Gottes gezähmt. Dafür hat aber

auch die Gesellschaft in den ersten 25 Jahren 109, sage einhundert und neun, ihrer Boten, Männer und Frauen, auf dieser heißen Wahlstadt hinsinken sehen und immer noch geht selten ein Jahr vorüber, das nicht Todesbotschaft aus der Colonie brächte. Mehr als ein Mal sind dort die Negergemeinden Jahre lang ohne geistliche Pflege gewesen, was dieselben, wie man sich leicht denken kann, eben nicht vorwärts gebracht hat, so daß die Gesellschaft gegenwärtig nicht mehr als 7000 regelmäßige Kirchengänger und darunter nur etwa 1500 Communicanten zählt. Den Missionaren der Methodisten ist es dort etwas besser gegangen. Es sind ihrer zwar auch manche hingesunken; aber gemeiniglich ließ man sie nicht lange dort; man versetzte sie bald wieder und suchte besonders durch Gehilfen aus den Negern zu wirken. Ihre Gemeinden zählen nahe an 3000 Communicanten. — Was Sierra Leone im Großen, sind zwei kleine Inseln, St. Marien und Makarthy, im Kleinen geworden. Sie liegen nördlich von Sierra Leone in dem Flusse Gambia, der das Negerland Senegambien durchströmt und wurden von der englischen Regierung seit 1816 angekauft, um auch auf ihnen von Sclavenschiffen befreite Neger auszusetzen. Das Klima ist aber dort so mörderisch, daß von 3000 Negern, welche nach St. Marien versetzt wurden, nach 20 Jahren nur noch 1400 am Leben waren; auf Makarthy ging es nicht besser. Auch starben alle Prediger bald hin, welche die Regierung in diese Niederlassung sandte. Da machte sich im Anfange der 20ger Jahre eine edle Frau aus der Gesellschaft der „Freunde“ in England, gemeiniglich die Quäker genannt, mit Namen Hanna Kilham auf, um für die Neger am Gambia zu

sorgen. Sie bereiste etliche Jahre lang jene Gegenden, brachte einige Negersprachen in Schrift und legte in der Nähe der Marieninsel eine Negerschule an; aber alle Lehrer starben hin und endlich unterlag sie selber dem Fieber und das Werk wurde aufgegeben. Nur die englischen Methodisten haben seit 1821 muthig auf diesen beiden Inseln Stand gehalten. Fast jedes Jahr bringt ihnen eine Todesbotschaft oder einen durch die Landeswitterung siechen Missionar in die Heimath zurück; aber immer wieder werden neue geschickt und es ist bei solchem Wechsel und bei dem lüderlichen Lebenswandel der dortigen Weißen immer noch großer Segen, wenn an 600 Gemeindeglieder gezählt werden. Ueberdem verspricht eine Erziehungsanstalt für Söhne der umwohnenden Negerkönige und Häuptlinge, welche seit 5 Jahren auf Makarthy vom Missionar For, der am längsten bisher hier ausgehalten hat, geleitet wird, viel für die Zukunft.

Kaum hörten die Christen in Nordamerika von dem Segen, den der Herr in Sierra Leone bescheerte, so machten auch sie Anstalten eine Negercolonie auf diesen Küsten anzulegen. Man zählte 1½ Million Neger in den vereinigten Staaten Nordamerikas, von denen an 200000 sich vom Sclavenjoche losgekauft hatten und unter den Weißen als freie Leute lebten. Die Weißen dort, und selbst die ernsten Christen unter ihnen, haben aber einen eigenthümlichen Widerwillen gegen jede schwarze Haut und sannen deshalb darauf, wie sie die freien Neger auf gute Manier los werden könnten. Es bildete sich 1817 eine große Gesellschaft, welche diese Neger in ihrem Vaterlande ansiedeln wollte. 4 Jahre lang suchte sie vergebens nach einer Stelle an

der Westküste Afrikas. Der erste Bote, den sie zum Suchen aussandte, Sam. Mills, ein treuer Knecht Gottes, fand einen Platz, wollte freudig heimkehren und starb auf dem Meere am Fieber. 88 Neger unter Leitung etlicher Weißen wollten den Platz anbauen, den der selige Mills gefunden hatte, aber die Hälfte der Neger starb gleich und alle Weißen dazu. Ein Jahr darauf wurde es an einem andern Platze versucht, aber das Fieber wüthete auch da so sehr, daß man es aufgab. 1822 wurde endlich auf der Pfefferküste ein Landstrich angekauft, der Liberia, das heißt „Freistaat," genannt wurde. Etliche Jahre kämpfte man hier mit dem Fieber und den Angriffen der wilden Neger aufs Aeußerste; doch schien die Sterblichkeit von Jahr zu Jahr geringer zu werden. Da sandte die Missionsgesellschaft in Basel um 1830 acht Missionare nach Liberia, nicht grade für die Colonisten, welche sämmtlich schon in Amerika Christen geworden waren, sondern für die wilden Neger, die in der Nähe wohnten und in Verbindung mit der Colonie gekommen waren. Binnen 3 Jahren waren 4 von den Baselern ein Raub des Fiebers, zwei kehrten sich zurück, die andern beiden suchten von Krankheit gebeugt anderwärts Arbeit. Nicht besser ging es nordamerikan. Miss. Gesellschaften, welche um dieselbe Zeit Liberia beschickten; sie verloren einen Missionar nach dem andern. 1833 rief Miss. Cox bei seiner Abreise einem studirenden Jünglinge zu: „Wenn ich in Afrika sterbe, so mußt du nachkommen und mir die Grabschrift setzen!" — „Ich will es," war die Antwort, „aber was soll ich schreiben?" — „Laßt 1000 Missionare sterben, ehe Afrika aufgegeben wird," sagte der muthige Bote Christi. Am 11. März

landete er und ſchon im Juli war er eine Leiche. Unter ſteten Opfern erhalten 2 Geſellſchaften nur noch an einem Paar Stellen in der Colonie ihre Miſſion für die wilden Neger. Deſto kräftiger und immer weniger dem Fieber ausgeſetzt haben ſich die eigentlichen Coloniſten entwickelt. Auf einer Strecke von 150 Stunden längs der Küſte iſt durch ſie der Sclavenhandel faſt gänzlich abgeſchafft, Ackerbau und Handel blühen, 1500 wilde Neger haben ſich freiwillig unter die Geſetze und Ordnungen des Freiſtaats gefügt, und ſeit die method. Miſſ. Geſ. in Nordamerika Prediger und Schullehrer aus Schwarzen bilden läßt und der Colonie zuſendet, ſind 23 Kirchen errichtet, in welchen 10—15000 wilde Neger mit den Coloniſten das Wort des Lebens hören und neben den 23 Kirchen beſtehen nur 2 Branntweinſchenken und in den 2 Gefängniſſen befand ſich jüngſt nur ein Gefangener. — Auch Liberia hat wie Sierra Leone ſein Abbild im Kleinen. Eine beſondere Geſellſchaft in den vereinigten Staaten legte 1834 eine kleine Freinegercolonie auf dem Vorgebirge Palmas an. Es liegt nicht weit von Liberia und bildet die Ecke, an der man links nach der Goldküſte umbiegt. Der Platz hat ſich als ziemlich geſund erwieſen. Nur wenige Coloniſten ſind geſtorben, wozu indeſſen auch das mit beitragen mag, daß ſie ſämmtlich Mitglieder eines Enthaltſamkeitsvereins ſind. Von den nordamerikaniſchen Miſſionaren, welche ſich der Colonie bald anſchloſſen, um auf die umwohnenden Neger zu wirken, ſind auch nur wenige am Fieber geſtorben; es hat ihre Arbeit aber theils durch katholiſche Miſſionare, welche ſich in der Colonie niederließen, theils durch Feindſeligkeit der Wilden manche Störung erlitten, ſo daß

sie noch nicht so bedeutend hat werden können, als anderwärts.

Auf der benachbarten Goldküste hat die Arbeit nun auch wieder begonnen und zwar an den beiden Punkten, wo Protten und Quaque sie hatten liegen lassen. Zuerst in der dänischen Niederlassung Christiansburg. Dorthin sandte man von Basel 1826 vier Missionare. Drei von ihnen starben sogleich, der vierte nach 3 Jahren. Da eilten 3 neue Baseler Boten hinüber, von denen wieder 2 bald in die Ewigkeit gingen, der dritte rettete sich auf die Berge des Aquapimlandes hinter der Küste und predigte den dortigen Negern. Schon meinte man in Basel, daß dort auf den Bergen ihre Boten sicher seien und sandte 1836 zwei neue Missionare dem einsamen Bruder Riis zur Hilfe; aber auch sie starben bald und endlich kehrte auch Riis heim, jedoch nur um die Missionsfreunde in Basel zu einem neuen Unternehmen zu ermuntern. Mit 3 neuen Arbeitern zog er wieder aus, nahm von Westindien 24 bekehrte Neger mit und faßte so auf seinen Aquapimbergen von Neuem Fuß; vor 3 Jahren wurden ihm noch 3 Gehilfen zugesandt. Aber bereits ist schon wieder einer gestorben und Riis mit noch einem ist mit gebrochener Gesundheit, nachdem er noch seine Frau am Fieber verloren hatte, zurückgekommen. Basel hat sich dadurch nicht schrecken lassen; im vergangenen Jahre hat es 4 neue Boten dahin abgeordnet, jedoch gegenwärtig schon wieder einen der frühern wegen Krankheit zu Hause. Leider haben besonders die Feindseligkeiten der dortigen Neger bisher es verhindert, den Erfolg zu sehen, den man nach solchen Opfern wohl wünschen möchte. — Ein größerer Segen ist der

Fortsetzung der Arbeit des Neger Quaque in der englischen Niederlassung Cap Coast und deren Umgegend zu Theil geworden. In den 20ger Jahren hatte der dortige englische Statthalter, ein frommer Mann, für junge Neger eine Schule eingerichtet und die Bibel als Lese- und Lehrbuch eingeführt. Etliche dieser jungen Leute wurden erweckt und machten einen Verein, in welchem sie die Schrift mit einander zu ihrer Erbauung lasen. Eines Tages bat einer von ihnen einen englischen Schiffscapitain, der vor Anker lag, er möchte ihnen doch, wenn er wiederkäme, etliche Neue Testamente mitbringen. Das erzählte der den Methodisten in England und die sandten durch diesen frommen Seemann einen Missionar nach Cap Coast. Derselbe fand gute Aufnahme bei den Negern, aber nach einem Jahre starb er schon. Die bekehrten Neger fertigten der Gesellschaft eine Dank- und Bittschrift zu. „Unser großer Meister begräbt seine Arbeiter, setzt aber doch sein Werk fort," sagten die Methodisten und schickten 1836 zwei neue Boten hin. Die konnten gleich 56 Erwachsene taufen und anderthalbhundert in Probe nehmen, aber im folgenden Jahre waren auch sie schon wieder heimgegangen. Da landete eben ein neuer Missionar, der Sohn eines Weißen und einer Negerin, der in England erzogen war, Namens Freeman. Seine Frau starb zwar nach zwei Monaten, aber er hat bisher mit Gottes Hilfe das Clima vortrefflich bestanden. Nachdem er bis Kumasse, der Hauptstadt des Aschanteereiches, welches hinter der Goldküste liegt, vorgedrungen war und daselbst eine Mission vorbereitet hatte, reiste er nach England, und begeisterte seine Gesellschaft so für die Aschanteemission,

daß er mit einer zahlreichen Begleitung 1841 nach Cap Coast zurückkehrte. Allein kaum betraten sie die Küste, als auch schon das Fieber unter ihnen zu würgen begann. Die Hälfte starb; andere kehrten heim; nur mit einem Begleiter zog Freeman nach Kumasse, ließ den dort, mußte ihn aber schon nach Jahresfrist krank nach England reisen sehen; jetzt hat er jedoch seinen Platz wieder eingenommen. Freemans und etlicher Negergehülfen Arbeit in und bei Cap Coast ist aber seit 4 Jahren so gesegnet gewesen, daß sie an 1000 Gemeindeglieder haben. Um dem heilsbegierigen Negervolke dieser Gegend zu Hülfe zu kommen, hat auch der Prediger Goßner in Berlin im vorigen Jahre 4 Boten hingesandt. Einer von ihnen war schon von Basel aus dort gewesen und krank zurückgekommen; machte aber doch noch einmal den schweren Gang. Sie erhielten von dem dortigen englischen Statthalter eine ziemlich gesund gelegene kleine Festung zur Wohnung angewiesen und fanden die Neger lernbegierig. Aber eben läuft die Nachricht ein, daß einer von ihnen gestorben ist. Auf der benachbarten Sclavenküste haben sich in Sierra Leone bekehrte Neger in ihrer Heimath niedergelassen und dringend um Missionare für ihre Landsleute gebeten. Darauf haben die engl. Methodisten nach Badagry an der Küste und nach Abbekuta, einer großen Negerstadt im Innern, jüngst etliche Boten gesandt, welche die beste Aufnahme gefunden haben. Nur den schwarzen wie weißen Sclavenhändlern sind dieselben wie überall ein Dorn im Auge und das hat seine guten Gründe; denn, wo irgend an diesen Küsten das Evangelium seine Kraft bewährt, da zeigt es sich

auch als das beste Mittel bei den Negern den schändlichen Handel in Mißcredit zu bringen.

Wir haben nun nur noch zwei Missionsgebiete Westafrikas zu besuchen. Das eine liegt in dem Meerwinkel, den man die Bucht von Biafara nennt, an deren Ufer sich der Pik der Cameronen fast so hoch als der Montblanc erhebt und die nördliche und südliche westafrikanische Küste scheidet. In dieser Bucht liegt die kleine Insel Fernando Po, 12 Stunden vom Festlande fern. Sie stand unter spanischer Oberhoheit, aber in Spanien hat man seit Jahren viel andere Dinge zu thun, als sich um eine elende Negerinsel zu bekümmern und hatte sie fast ganz vergessen. Da wollte die englische Regierung aus ihr so etwas wie Sierra Leone machen; es war schon eine ganz artige Stadt entstanden, aber gleich im ersten Jahre fraß das Fieber eine Menge Menschen, daß man sich nicht sehr grämte, als Spanien dazwischentrat und 600000 Thaler für die Abtretung verlangte; man gab die Sache auf. Indessen behielt die Miss. Ges. der englischen Baptisten die Insel im Auge und als sie vor 6 Jahren 2 Missionare hinsandten und die zurückkehrten und nicht genug davon erzählen konnten, wie gut sie von den eingewanderten und eingebornen Negern dort aufgenommen seien, wurde 1842 die Mission auf der Insel vollständig begonnen. Zwei Jahre lang wirkten ihre Missionare und einige schwarze Schullehrer aus Westindien unter vielem Segen und das Fieber forderte keine Opfer. Da wurden sie 1845 von Spanien aus der Insel verwiesen. Noch ehe sie abzogen, wollte doch auch von ihnen das Fieber seinen Tribut haben. Sie hatten einen unter sich Thomas Thompson, einen Engländer.

Als er sein Vaterland verließ, war er ein wahres Bild der Gesundheit, ein junger Mann von 25 Jahren. Es muß ihm schwer geworden sein, seine Heimath zu verlassen, denn seine Eltern und Familie hingen an ihm; er wußte, daß er wahrscheinlich in Afrika sterben würde, vielleicht bald; und doch ging er. Er segelte mit seiner Frau und 2 kleinen Kindern im Februar 1845 mit der „Taube“, dem Missionsdampfschiffe der Baptisten, ab; das kleinste Kind blieb zu Hause. Gleich nach seiner Ankunft auf der Insel nahm ihm der Herr eins seiner Kleinen durch den Tod; das andere wurde nach Hause geschickt. Er und seine Frau waren nun allein im fremden Lande, 3000 Meilen von ihren Kindern entfernt und das trugen sie alles aus Liebe zu dem Herrn Jesus. Kaum war ein Jahr um, am 13. Mai 1846, so erlag Thompson dem Fieber. Mit seiner Leiche verließen die Missionare die Insel und begruben sie auf dem gegenüberliegenden Festlande unter dem Volke, dessen ewigem Heile er sein Leben geopfert hatte. Hier haben sie nun an drei Stellen am Alt-Calabar die Missionsarbeit begonnen. Der eine Platz ist so ungesund, daß sich ihrer zwei in den Besuch desselben getheilt haben. Jeder hält sich 6 Wochen daselbst auf und wird dann von seinem Gefährten abgelöst. „Dahin zu gehen,“ sagt ein Engländer, fordert mehr Muth, als vor den Mund einer Kanone sich zu stellen.“ In 13 Monaten sind von einer kleinen Zahl Weißer, die dort des Handels wegen besuchten, 128 gestorben. Aber die Leute daselbst verlangten dringend nach einem Missionar. — Das andere und letzte Missionsgebiet dieser Küste ist an der Mündung des großen Stromes Gabuhn. Sie liegt zwar nur 10 Stunden nördlich vom Aequator,

das Clima wird aber für äußerſt geſund gehalten, weshalb hier ein lebhafter Handelsverkehr mit engliſchen Schiffen ſich findet. Auch die umwohnenden Negerſtämme ſind edler, als man ſonſt welche kennt und durch die Flüſſe, welche den Gabuhn bilden, kann man wahrſcheinlich tief in das Innere Afrikas gelangen. Der gute Ruf dieſer Gegend zog vor 5 Jahren einen erfahrenen Miſſionar der allgemeinen amerikaniſchen Geſellſchaft an, Namens Wilſon, der ſchon mehrere Jahre auf dem Vorgebirge Palmas in Segen gewirkt hatte. Er fand ſo gute Aufnahme unter den dortigen Negern, daß er und alle Miſſionare ſeiner Geſellſchaft, die ſich auf Palmas befanden, nach dem Gabuhn überſiedelten. Sie haben den Fluß entlang mehrere Schulen angelegt, predigen an 8 Orten und bereits zeigt ſich unter den Negern beſonders im Aeußern ſchöner Erfolg. Indeſſen haben auch die Franzoſen die Wichtigkeit dieſes Punktes erkannt und ſich mit bewaffneter Hand in den Beſitz der Gabuhnmündung geſetzt, ohne jedoch die Thätigkeit der Miſſionare zu behindern. Von den Miſſionaren iſt noch keiner dem Fieber erlegen, jedoch einer bereits krank heimgekehrt. Aber von den 4 Boten, welche jüngſt die norddeutſche Geſellſchaft nach dem Gabuhn geſandt hat, hat das Fieber bereits zwei hinweggerafft.

„Afrika muß wiedergeboren werden, es mag nun geſund oder ungeſund ſein,“ ſchrieb einmal der ebengenannte Miſſ. Wilſon. Ja gewiß! Und die Grabhügel der Miſſionare ſollen das Werk eher fördern als hindern, denn der „Tod ſeiner Heiligen iſt werth gehalten vor dem Herrn.“ Und man wird hier immer mehr ſingen, wie die Brüdergemeinde ſang, nachdem ſie an den Gräbern ihrer Boten weinend geſtanden

hatte: „Aus unsrer ersten Thränensaat ist manche Frucht entstanden durch unsers Heilands Gnadenrath in nah und fernen Landen! Es wurden viele ausgesät, als wären sie verloren, auf ihren Beeten aber steht: das ist die Saat der Mohren!“

Da auf der Westküste Afrikas außer röm.-katholischen keine evangel. Missionsstationen bis in die Gegend des Wendekreises des Steinbocks mehr anzutreffen sind, so wenden wir uns nun nach Südafrika.

Seine äußerste Spitze bildet das Capland, früher holländ., seit 1806 engl. Besitzung, mit etwa 200000 Einwohnern, unter welchen die europäischen Kolonisten bei Weitem die größere Zahl ausmachen und theils in einzelnen Gehöften, theils in Städten und Dörfern beisammen leben. Hottentotten saßen ursprünglich im Lande, Leute von wohlgestaltetem, doch schwächlichem Wuchse, häßlichem Gesicht mit großem Munde und großen Ohren; das wollige Haar in schwarzen Locken; den mattschwarzen Leib über und über mit grauer oder rother Ackererde beschmiert; eine Kuhhaut oder einen Mantel von Schaffellen über der Schulter, einen Schurz um den Lenden, eine Mütze von Fellen auf dem Kopfe. Die holländ. Bauern sind furchtbar mit dem armen Volke umgegangen. Unter den Engländern haben sie es besser und mögen in der Kolonie etwa noch 28000 Köpfe stark sein, die theils im Dienste der Bauern, theils in freiem Zustande sich befinden. Am Elendesten haben es die Buschmänner, ein verwilderter Hottentottenstamm, von denen sich auch noch einige Reste in der Kolonie herumtreiben. Außer ihnen sind noch viele 1000 Neger im Lande, die früher Sclaven waren, jetzt aber sämmtlich frei sind. Das Klima am Cap ist dem

Unsrigen ähnlich. Von dem Fieber der Westküste ist keine Rede.

Wie überall in ihren Kolonien, so versuchten auch hier die Holländer die eingeborenen Heiden zu bekehren. Aber alle Versuche scheiterten. „Es ist gleichsam unmöglich," schreibt er von den damaligen Missionaren der holländ. Regierung vor 130 Jahren, „die Hottentotten von ihren abergläubischen Gewohnheiten abzubringen. Es scheint, als ob sie einen tödtlichen Widerwillen gegen alle andern Religionen mit auf die Welt bringen. Man sagt viel von der Juden Verstockung; unterdessen nehmen doch einige derselben den christlichen Glauben an und verharren darinnen. Aber ich habe niemals gehört, daß ein Hottentot als ein Christ gestorben wäre. Die ostindische Compagnie hat weder Mühe noch Kosten gespart, diese Völker zu erleuchten und dem Evangelio zu gewinnen; aber alle Sorgfalt ist bisher umsonst gewesen. Viele geschickte und eifrige Missionare sind durch den heiligen Eifer für die Ehre ihres Herrn und von Mitleid gegen diese unglückseligen Leute gereizt worden, haben sich in tausend Gefährlichkeiten gewagt und unglaubliche Mühe sich gegeben, um einige Hottentotten zu bekehren. Alle ihre Arbeit und Mühe hat keinen Nutzen gebracht und endlich haben sie dies großmüthige Unternehmen müssen fahren lassen, ohne daß bei diesen verstockten Gemüthern auch nur die geringste Spur des Christenthums übrig geblieben wäre. Ja ich getraue mir zu behaupten, daß man sich keine Rechnung auf künftigen bessern Fortgang zu machen habe, wenigstens in unsern Tagen." Zum Glück ist der Mann ein falscher Prophet gewesen. Schon 1737 begann die Brüdergemeinde eine Mission unter diesem

scheinbar so unverbesserlichen Volke. Der Herrnhuter Georg Schmidt sammelte einige Meilen östlich von der Capstadt in Paviansklooſ eine kleine Gemeinde Jesu; aber nach 7 Jahren mußte das Werk liegen bleiben, weil die holländ. Regierung es nicht mehr leiden wollte. Erst 1792 sandte die Brüdergemeinde neue Boten hin. Sie fanden in Paviansklooſ nur noch einen alten von Schmidt gepflanzten Birnbaum, ein altes getauftes Mütterchen und bei derselben ein holländ. neues Testament, die letzten Spuren des frühern Missiónswerks. Aber nun entstand hier eine neue Hottentottenniederlassung, der man den Namen Gnadenthal gab, denn es war des Herrn Gnade reichlich mit ihr. Es fand sich bald eine Gemeinde lebendig erweckter Christen aus den Hottentotten beisammen; Zucht, Ordnung, Fleiß und Reinlichkeit kehrten bei dem Volke ein. Die Regierung merkte endlich, daß das der rechte Weg sei, aus den Hottentotten etwas zu machen. Gnadenthal hat trotz allem Hasse der holländ. Bauern den guten Namen der Mission auf dem Cap begründet. Es sind jetzt über 2600 Leute am Orte, von denen etwa der 5te Theil noch Heiden sind. Außerdem hat die Brüdergemeinde in der Kolonie noch 3 Plätze für die Hottentotten angelegt. Auf allen diesen Plätzen zusammen befinden sich jetzt über 2300 Erwachsene und an 1300 Kinder, welche getauft sind. Auf der Robbeninsel in der Nähe der Capstadt, wo die Regierung die aussätzigen Hottentotten aus der Kolonie in einem großen Spitale sammeln läßt, arbeitet auch ein Bruder und eine Schwester aus der Gemeinde. Kaum war Gnadenthal gegründet, so begann 1799 die London. Miss.-Ges. ihre Arbeiten in der Kolonie. Sie hat bis jetzt am

Meisten daselbst gewirkt und ihre 17 Hauptplätze mit mehr als 2300 Communicanten liegen größtentheils an der südlichen Küste entlang. Unter ihren ersten Boten zeichnete sich der Niederländer van der Kemp aus. Auf seinen Betrieb bildete sich noch 1799 die „südafrikan. Miss.-Gesellschaft“ in der Capstadt, welche zunächst die vielen Heiden in dieser Stadt mit einem Missionar bedachte und gegenwärtig noch zwei andere Stationen hat. Von der Capstadt aus reiste van der Kemp 5 Jahre lang im Lande umher und suchte vergeblich einen Platz, wo er sich unter den Hottentotten niederlassen könnte. Die holländ. Bauern thaten ihr Allermeistes, den Hottentotten das Evangelium zu wehren. Aber van der Kemps Liebe zu den armen Heiden war doch größer als der Bauern Haß gegen dieselben. Er hielt aus und 1804 erhielt er die Erlaubniß zu einer 200 Stunden östlich von der Capstadt entfernten Niederlassung an der Algoabai. Da gründete er Bethelsdorp in einer elenden unfruchtbaren Gegend. Dieses Dorf, obgleich seine Missionare, wie seine Bewohner noch lange Zeit mit Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen hatten, wurde doch zu einer Stadt auf dem Berge nach dem Sinne des Evangeliums, welche weit in der Umgegend Licht verbreitete. Nach van der Kemps Tode sandte seine Miss.-Gesellschaft den Prediger Campbell 1813 und 1818 auf 2 Visitationsreisen nach Südafrika. Diese beiden Reisen sind für das dortige Missionswerk von vielem Gewinn gewesen. In Folge derselben wurde nicht nur dieses ganze Gebiet bekannter, sondern es wurden auch so manche Hindernisse abgestellt, welche durch Regierung und Kolonisten den Missionaren unabläßig in den Weg gelegt waren; auch wurden neue Plätze gegründet,

unter welchen ich besonders Kaledon, Pacaltsdorp, Hankey und Grahamsstadt an der Gränze des Kaffernlandes nenne. In allen diesen Orten finden sich zahlreiche Hottentottengemeinden, die äußerlich wie innerlich im gedeihlichen Wachsthum sind. Besonders lieblich ist das sogenannte „Canaan der Hottentotten“. Das ist eine Gegend nahe an der Kafferngränze dem Katzflusse entlang. Dort wohnte bis 1827 ein wilder Kaffernstamm, den die Capregierung um seiner ewigen Räubereien willen endlich ganz ausrotten ließ. Als 1829 durch ein Landesgesetz alle Hottentotten in der Kolonie freie Leute wurden, versetzte man 5000 dieses Volkes in die verödeten Gegenden des Katzflusses und es entstanden dort allmählig 80 kleine Dörfer, unter welchen Philippton der Hauptort ist. Da die Meisten dieser Ansiedler rohe Heiden waren, zogen 140 christl. Hottentottenfamilien hauptsächlich von Bethelsdorp unter diese Wilden und fingen ihr Missionswerk an. Nach wenigen Jahren war es eine wahre Lust zu sehen, wie der Sauerteig des Evangeliums diese Heiden durchdrang. Sie haben zwar in der Folge durch die Kaffernkriege manches zu leiden gehabt, aber unter Hilfe engl. Missionare war es doch 1842 dahin gekommen, daß man am Katzflusse über 700 Communicanten und an 1000 Schüler in den Schulen zählte; sie hatten in dem Jahre 1000 Thaler Missionsbeiträge für ihre Gesellschaft gesammelt, hatten aus ihrer Mitte einen Missionar unter die Buschmänner im Innern des Landes gesandt und ein Reisender erzählte von dem Aeußern dieser Hottentottenkolonien also: „Als ich auf meinem Wege nach Belfour durch mehrere Hottentottenweiler reiste, wurde ich durch das einfache, aber nette Aeußere

vieler ihrer von ihren Gärten und Feldern umgebenen Wohnungen sehr angenehm berührt. In keinem Theile der Capkolonie habe ich die Bebauung des Landes in einem solchen Maaße vorgefunden; jedes Streckchen Landes, das nur der Bewässerung fähig ist, ist von Wasserleitungen durchzogen. In der That ist der Anblick des Katzflusses einer der Anziehendsten in Südafrika."

Diese östlichen Theile der Kolonie sind überhaupt am Meisten von der Mission bedacht. Hier liegen auch größtentheils die 10 Hauptplätze der engl. Methodisten. Nur die rhein. Miss.-Ges. hat sich in dem westlichen Theile der Kolonie gehalten. Auf ihren dortigen 5 Plätzen, unter welchen Stellenbosch der Bedeutendste ist, leben jetzt an 1500 Getaufte, von denen 450 Communicanten sind. In der Capstadt, wo selbst 4 Gesellschaften ihre Boten haben und in der Nähe dieser Stadt haben die Missionare auch viel mit den dortigen Negern zu thun und zählen trotz der sehr thätigen muselmännischen Mission unter diesem Volke manchen derselben zu ihrem Gemeindegliede. Die Paris. Ges. hat für die Neger einen besondern Missionar in Wellington in der Nähe der Capstadt; Zoar aber, der einzige Posten der Berl. Ges. im Caplande, ist bloß von Hottentotten bewohnt, die seit einigen Jahren reichen Segen durch das Evangelium erfahren haben. Die mittlern und nördlichen Gegenden des Caplandes sind des Anbaues wenig fähig und darum wenig bevölkert. Unter den Bastardhottentotten an der äußersten Nordgränze des Landes hat die rhein. Ges. seit einigen Jahren einen Missionsversuch gemacht. So liegen denn die 44 Hauptmissionsplätze des Caplandes größtentheils der Süd- und Westküste zu.

Die Missionare haben sich indessen durch die Gränzen der Kolonie nicht halten lassen; sie sind im Norden und Osten über dieselben hinausgedrungen. Wir folgen ihnen zunächst an der Westküste. Dort liegt am Meere entlang das Namaqualand, von dem Orangeflusse in das kleine und große getheilt. Es ist eigentlich eine Wüste; seine Bewohner ein im Ganzen gutmüthiger Schlag Hottentotten, die mit ihren Heerden die dürren Steppen ihrer Heimath abweiden. Es finden sich nur wenige Stellen Quellland, auf denen man sich auf die Dauer niederlassen kann. Unter diesem Volke haben die Boten der Lond. Miss.-Ges. und der engl. Methodisten seit 1805 mannichfache Versuche zur Bekehrung gemacht. Dann und wann schien es, als ob das Werk gedeihen wolle. Es sind große Wunder der Gnade bei dieser Mission geschehen; ich erinnere nur an die Bekehrung des bekannten Räubers Afrikaner. Auf manchen Plätzen waren 50, 80, 100 Bekehrte; es ging eine Erweckung durch dies Volk der Wüste. Aber Kriegsunruhen und Hungersnoth haben bald wieder die kleine Gemeinde zersprengt und die Missionare zum Rückzuge genöthigt. 1840 waren im Klein-Namaqualande und zwar noch innerhalb der Gränzen der Kolonie nur noch 2 Plätze im Stande, der eine derselben Lilienquell der Methodisten, sehr gesegnet. Und jenseits des großen Flusses unter den Groß-Namas bestand nur noch einer. Da begann die rhein. Miss.-Ges. von ihren Plätzen in der Kolonie aus in diese Gegenden vorzudringen und der Herr hat vielen Segen auf die Arbeiten ihrer Boten gelegt. Im Klein-Namaqualande haben sie gegenwärtig einen Platz, Kookfontein, woselbst sich eine Gemeinde von 500 Namas

findet, die theils früher schon, theils jetzt erst getauft sind. Im Groß-Namaqualande aber sind durch diese Gesellschaft 3 Plätze besetzt, von denen Bethanien an 700 und Rohebotb an 300 erst kürzlich Getaufte zählt. Das Werk steht sehr im Segen und wenn auch nur wenig Missionare es führen, so haben sie eine ziemliche Anzahl bekehrter Namas zu Hilfspredigern zur Seite, die ihre Sache verstehen. Hören wir einmal zur Probe ein Stück aus der Predigt eines solchen. Er begann mit dem Gleichniß vom guten Hirten und nachdem er denselben geschildert, fuhr er fort: „Dieser Hirt sendet seine Knechte zu euch, welche sein Wort reden. Ihr dürft sie nicht verachten. Die Lehrer kommen nicht mit Weltweisheit, nicht um Weltgüter und Reichthum zu bringen, nicht um euren Leib, sondern um eure Seele zu retten. Eure Seele zu erlösen vom Teufel, Tod und Feuer, hat der gute Hirt gelitten für uns, daß wir gereinigt, seine lieben Kinder werden und das ewige Leben haben. Verachtet nicht das gute Wort, das euch euer Lehrer in diesem Hause verkündet. Dieses Haus ist nicht schön, aber Gottes Tempel, worin er euch sein Wort verkündigen läßt. Verachtet es nicht; bekennet es, damit ihr gereinigt werdet. Glaubt und folgt dem Worte. Laßt euer Herz dem Worte nachgehen, daß euer Herz gut werde, denn in den Gütern und Spielen dieser Welt ist kein Friede noch Freude. Nicht in der Hurerei, noch bei der Violine, Tanz, Taback u. s. w. ist Lust, sondern allein bei Jesu ist Lust. Ihr versteht das Ding noch nicht recht, ihr müßt ganz, ganz andere Menschen werden. Jesus muß euch von aller Sünde reinigen; Junge und Alte, Kleine und Große, auch Hurer, Diebe,

Lügner, alle will er reinigen. Darum kommt zu ihm. Er wird euch auch richten auf seinem Tag. Er wird die Gläubigen und Ungläubigen scheiden wie Ziegen und Schafe. Die Ungläubigen kennt er nicht; die müssen zum Teufel laufen ins höllische Feuer. Die Gläubigen werden bei Jesu bleiben, sie werden das ewige Leben, Lust und Gutherz haben u. s. w.“ Die muthigen rhein. Missionare sind auf dieser Westseite sogar noch über das Namaqualand hinaus in die Wildniß gedrungen und haben neuerdings unter dem Kaffervolke der Ovaherero eine Mission begonnen. Es ist dies der nördlichste Punkt, bis zu welchem überhaupt Europäer in Südafrika das Innere des Landes betreten haben und wir müssen uns wieder ziemlich weit nach Süden begeben, um die Missionsgebiete außerhalb der Kolonie zu besuchen.

Dem Klein-Namaqualande zunächst gegen Osten zieht sich der Kolonie entlang das Land der Buschmänner und Korannahottentotten, gleichfalls eine große schwachbevölkerte Einöde. Hier waren schon Gefährten van der Kemps um 1800 thätig. Sie predigten am Zackflusse, verließen aber die Gegend nach einigen Jahren und nahmen die Bekehrten mit in die Kolonie. 1814 wurde die Arbeit unter den Buschmännern von Neuem durch Missionare der Lond. Miss.-Ges. aufgenommen. Sie gründeten zwei Plätze. Nicht leicht hat eine Mission größern Erfolg versprochen als diese. Die Buschmänner zeigten sich ganz anders, als sie verschrieen waren. Aber nach zwei Jahren, als das Werk im besten Gange war, wurden die Missionare von der Regierung gezwungen, es liegen zu lassen. Der Haß der Bauern gegen die Buschmänner war allzu

groß. Noch mehrere Jahre nachher hat man den mit seiner Horde flüchtigen und getauften Buschmannshäuptling gesehen, wie er mit seinen Leuten in seiner Art Gottesdienst hielt. Gegenwärtig steht nur noch ein Missionar der London. Ges. den Buschmännern zum Dienst. Es will aber mit dieser Mission nicht so recht gehen. Die Buschmänner sind scheu geworden und schweifen lieber elend in der Wüste um. Doch haben innerhalb der Kolonie seit 1840 sich etliche um einige Lehrer gesammelt, welche vom Katzflusse her unter sie gegangen sind. — Besser ist es mit der Mission unter den Griqua gelungen. So nannte man nämlich die Abkömmlinge von Europäern und Hottentottenweibern. Die schwärmten am Ausgange des vorigen Jahrhunderts an der Gränze der Kolonie in dieser Wüste umher, eine Heerde nackter Wilder, welche nur die Laster der beiden Volksstämme geerbt zu haben schienen, von denen sie abstammten. Es gehörte ein großer Glaubensmuth dazu, daß sich etliche Gefährten van der Kemps unter ihnen in Klaarwater, später Griquastadt genannt, niederließen. Die Missionare gingen zuerst mit dem guten Beispiele des Fleißes und der Arbeitsamkeit voran, richteten einen großen fruchtbaren Garten ein, der unter andern auch Pfirsich, Pflaumen und 1812 die ersten Trauben trug. Alle Griqua in Klaarwater hatten bald ihre Gärten mit Kürbissen, Bohnen, Kohl, Erbsen, Hirse, Mais und Kartoffeln bepflanzt, welche letztern hier vortrefflich gediehen. Am Mehrsten bauen sie Taback, zu welchem alle Afrikaner eine große Neigung haben. Als 1813 Campbell Griquastadt besuchte, zählte man schon über 2600 Leute am Orte, von denen 42 getauft waren; eine Glocke rief sie täglich zum Gebet.

Ueber 100 hatten schon lesen gelernt. Es war ein Gesetzbuch von 14 Artikeln verfaßt und von den Griqua beschworen und angenommen. Die Leute des Ortes standen in gutem Rufe. Auf 100 Meilen in der Runde gaben ihnen die Bauern der Kolonie Credit. Mit der Zeit ist ein förmlicher kleiner Griquastaat entstanden von etwa 5000 Seelen, welcher unter der Regierung eines verständigen und rechtschaffen bekehrten Häuptlings steht und in Gesittung, Gewerbe und Handthierung fortschreitet. Das Christenthum ist in ihm wenigstens äußerlich Herr; 800 sind wirklich bekehrt, 7 Nebenplätze sind mit 22 Lehrern aus den Eingeborenen besetzt; auch haben sich Koranna und Buschmänner in diesem kleinen Staate niedergelassen. Unter dem eigentlichen Koranna volke ist es der Mission ähnlich gegangen, wie unter den Buschmännern. Schon im Anfange dieses Jahrhunderts begann die Arbeit engl. Miss. unter ihnen, mußte aber später aufgegeben werden. In neuerer Zeit hat die Berl. Miss.-Ges. ihr Heil mit dem Volke versucht. Es ließ sich eine Zeitlang an einem Platze an, als wollte das Werk einen guten Fortgang haben und es wurde eine kleine Gemeinde gebildet; aber der Platz hat auch wieder verlassen werden müssen. Die Kolonisten verdrängen das arme Volk ohne Aufhören. Neuerdings hat die Berl. Ges. auf 3 Punkten am Vaalflusse ihre Boten aufgestellt, die Koranna sind auch der Predigt gar nicht abgeneigt, ob man sich aber wird halten können, ist sehr zweifelhaft. So finden sich zwar getaufte Koranna überall unter den herumziehenden Horden, aber zu einer gedeihlichen Gemeindepflege hat es bei dem Unbestande

der dortigen Verhältnisse noch nicht auf die Dauer kommen wollen.

Das ist es so, was die Mission unter den Hottentottenstämmen bisher ausgerichtet hat.

Nun wohnt nördlich von Koranna und Griqua das weit ausgebreitete Volk der Betschuanen. Es steht in Bildung viel höher als die Hottentotten, bauet große Städte, treibt Feld- und Gartenbau; trägt Kleider von Thierfellen; ein kräftig verständig Volk, aber falsch und feige, geizig und grausam im hohen Grade. Campbell, der Abgesandte der Lond. Miss.-Ges. kam 1813 in die Betschuanenstadt Lattaku, 20 Stunden gegen Norden von Griquastadt gelegen. „Schicke Lehrer; ich werde ihr Vater sein," sagte König Matibe nach einigem Widerstreben. Und als sie kamen, sprach der König wieder: „Wie das Volk sagt, so sage ich auch; die Lehrer sollen nicht herkommen." Diese kehrten sich aber nicht daran und blieben. Unter ihnen war der Miss. Moffat. Der erzählt von der ersten Zeit ihres Aufenthalts: „Als wir uns zuerst unter diesen wilden Horden niederließen, suchten wir ihnen den Zweck der Mission begreiflich zu machen; aber sie wollten es nicht glauben und hielten es für ganz unmöglich, daß ein Mensch zu ihnen kommen könnte, um ihnen zu nützen. Sie sahen es als ausgemacht an, daß wir Landstreicher seien, die aus ihrem Vaterlande vertrieben nur darum unter ihnen wohnten, weil wir aus Furcht vor Strafe nirgends anders hinkönnten. So arbeiteten wir 10 Jahre, predigten das Evangelium, aber ohne Erfolg. Die Unwissenheit des Volks war so groß, daß sie weder von Gott, noch von einer Ewigkeit etwas wußten. Ihr Gewissen war so tief eingeschlafen, daß sie die

größten Verbrechen begingen, ohne nur die mindesten Gewissensbisse zu fühlen. Die Mordsucht ging so weit, daß keiner starb, wo man nicht den Verdacht hatte, er sei eines gewaltsamen Todes gestorben oder durch Zaubermittel.“ Aber eben nach 10 Jahren eines mühseligen Aufenthalts bekamen die Missionare die Kraft des Wortes Gottes an den Betschuanen zu sehen. Es entstand 1827 eine große geistliche Bewegung unter denselben. Männer sah man in den Versammlungen in Thränen vergehen, denen sonst Thränen die größte Schande waren. Die vornehmsten Männer ließen sich taufen. Jetzt zählt die Gemeinde auf der ältesten Station Kuruman an 300 Glieder. Außer ihr bestehen noch 4 Plätze der London. Ges. und einer der Pariser, welche jünger als Kuruman und noch nicht von solcher Bedeutung sind. Doch haben sie immer mit dazu geholfen, daß Moffat schreiben konnte: „Ueberall, wo Missionare sind, kann man jetzt sicher reisen; man braucht nur in Gefahren sich auf ihren Namen zu berufen. Selbst die, welche noch nicht unter dem unmittelbaren Einflusse des Evangeliums stehen, fühlen doch seine Kraft, ihr Gewissen ist empfindlicher geworden und wenn auch noch unbekehrt, so wissen sie doch jetzt, daß der Mord ein Verbrechen ist, den sie früher ohne Gewissensbisse begingen. Es ist eine besonders bemerkenswerthe Thatsache, daß auch Unbekehrte ein unbedingtes, wenn auch noch ganz unklares Vertrauen auf die Kraft des Evangeliums setzen. Ein heidnischer Häuptling, der voll Verwunderung die Wirkung anstaunte, die, wie er sagte, Jesus Christus bei denen hervorbringe, die in seinem Besitz wären, der aber nicht wußte, ob dieser Jesus eine Person, ein Ding oder was eigentlich sei,

kam zu mir und fragte, wieviel dieser Jesus wohl koste; wieviel Schafe und Ochsen er eigentlich geben müsse, um sich für jeden Mann seines Stammes ein Stück von ihm zu verschaffen; denn er sei überzeugt, wenn sie diesen hätten, so würden sie viel sanfter, friedfertiger, folgsamer und besser zu regieren sein. — Die Liebe zum Lernen unter dem Volke ist so groß, daß sie oft 100—200 engl. Meilen weit kommen, um sich ein Evangel. Lucä, in ihrer Sprache gedruckt, zu kaufen.“

Im Südosten der Betschuanen nach dem Meere zu treffen wir nun endlich noch Missionen unter den Völkerschaften der Kaffern. Es giebt deren mehrere Stämme, welche je näher den Betschuanen viel Verwandtes mit denselben haben, doch aber eigentlich von ihnen verschieden sind. Das gilt ganz besonders von dem mächtigen Stamme der Bassuto; die bilden den Uebergang von den Betschuanen zu den Kaffern; es finden sich sogar viel echte Betschuanen in ihrem Lande. Schon vor 20 Jahren begannen die engl. Methodisten die Arbeit unter den Bassuto. Sie haben jetzt sieben Stationen mit mehr als 700 Gemeindegliedern daselbst. Ganz besonders kräftig und mit vielem Segen hat die Paris. Ges. unter ihnen seit 15 Jahren gewirkt. Sie hat 9 Stationen, auf welchen an 800 Bekehrte leben; über 3000 Bassuto stehen unter ihrer Pflege. Vor einem Paar Jahren lautete der Bericht von der Station Beerseba, der bedeutendsten, also: „Es sind in diesem Jahre 86 Personen getauft: 33 Erwachsene und 53 Kinder. Nur zwei harte Fälle sind vorgekommen, in welchen die Kirchenzucht für Sünden der Unreinigkeit in Anwendung treten mußte, sonst hat die Gemeinde ihrem Seelsorger nur Freude gemacht.

Man findet in ihr Ordnung, Uneigennützigkeit, lebendige Frömmigkeit herrschen. Die Glieder haben zur Erhaltung der Stations-Gebäude beigetragen, und so eben für den Bau einer Kirche am Platze 220 Pfund Sterl. (das Pfund ungefähr 7 Thaler), und zwar ist wohl zu bemerken, daß das in einem Jahre Statt gehabt hat, in welchem die Erndte mißrathen ist. Die Aermsten selbst haben an diesem heiligen Unternehmen Theil haben wollen. Eine Wittwe, die nur eine Ziege hatte, hat sie gegeben. Ein Vater zahlreicher Kinder hat von 12 Stück Vieh, die er besitzt, drei hergegeben. Ein armer Krüppel, der nur drei Ziegen besaß und ein Pfund Sterl. verdient hatte, wofür er sich eine Milchkuh kaufen wollte, hat all dies Geld hergegeben, indem er äußerte, daß er seine Kuh lieber im Himmel, als auf Erden habe. Kinder, denen ihre Eltern einige Schaafe gegeben hatten, daß sie der Grund zu einem Besitz und Vermögen würden, haben verlangt, auch ihren Beitrag zu reichen. Als Taufkandidaten sind 30 bis 35 Personen aufgenommen. Die Schulen sind immer in einem blühenden Zustande. Man hat die Kinder von den Erwachsenen trennen müssen, weil die Geräumlichkeit nicht ausreichte. Die Schule der Erwachsenen besteht aus Bejahrten, deren Unterricht sich auf Lesen, Singen und kurze Ermahnung beschränkt. Die andere, welche von jungen Leuten von zehn bis achtzehn Jahren besucht wird, empfängt Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, Erdbeschreibung und Singen. Die Kleinkinderschule zählt 240 Zöglinge. Die Frau des Missionar Rolland, unterstützt von einer jungen Bassutin, leitet dieselbe. Die Arbeitsschule zählt 40 bis 45 junge Mädchen, welche nähen und sticken lernen.

Es ist Sitte zu Beersebа, daß die Bewohner jeden Montag auf gemeinnützige Arbeiten verwenden. Sie haben im Jahre 1845 mehrere tausend Fuß einer Mauer vollendet, welche alle Gärten des ganzen Ortes umgeben soll. Ein neuer Weg von etwa 800 Fuß Länge, in einem schwierigen Hohlwege, wo die Wagen große Gefahr laufen, ist vollendet. Während der Erkrankung des Buchdruckers Ludorf hat der junge Bassuto Sakonjana die zwei letzten Bogen eines Gesangbuches fertig geliefert.“

Der mächtige König der Bassuto, obwohl er selber noch nicht getauft ist, ist der Mission sehr gewogen. Zwei Brüder und drei Söhne desselben, die sämmtlich Christen sind, kehrten neulich unter Leitung eines Missionars aus der Kapstadt zurück, wo sie theils das Englische und Holländische, theils ein jeder ein Handwerk gelernt hatten, der eine das Schneidern, der andere das Schuhmachen und die Prinzen, der eine das Blechschmieden, der andere das Mauern und der dritte das Buchdrucken. Ein Kaufmann, der neulich eine Handelsreise unter den Bassuto gemacht hatte, legte folgendes öffentliche Zeugniß ab: „In den Gegenden der Missionsniederlassungen macht die Entwilderung reißende Fortschritte. Selbst die Aermsten geben alles hin, um sich nur anständig kleiden zu können. Wenn der König von einem Häuptling oder Abgeordneten eines benachbarten Stammes besucht wird, so ist seine erste Sorge, ihn zum Gottesdienst zu bringen, nachdem er ihn aufgefordert, europäische Kleider anzuziehen, die er für solche Anlässe in Bereitschaft hält.“

Man muß sich um so mehr dieses Missionssegens unter den Bassuto freuen, als es der Einzige ist, den

man unter den Kafferstämmen bis jetzt auf die Dauer wahrgenommen hat. Denn die Mission unter den benachbarten mächtigen Zulu volke, welche vor 13 Jahren Boten der allgem. amerikan. und der engl. kirchl. Ges. mit großem Muthe unternahmen, ist durch die furchtbarsten Kriegswetter, welche über sie kamen, gänzlich gescheitert. Erst vor einigen Jahren haben in der jungen engl. Kolonie Port Natal amerikan., engl. methodistische und Berliner Missionare die Predigt unter den dort lebenden Zulu wiederbegonnen; von Erfolg ist noch wenig zu spüren, obwohl die Regierung der Kolonie die Missionare begünstigt. Nicht anders ist es den Missionsversuchen gegangen, welche man unter verschiedenen Kafferstämmen in dem Küstenstriche zwischen der Kolonie Port Natal und der Capkolonie gemacht hat. Unter keinem Stamme hat man mehr gearbeitet, als unter den Amaxosa, der Kolonie am Nächsten. Aber kaum war ein Versuch gemacht und es zeigten sich einige Früchte, so brach die Wildheit des Volkes wieder in Krieg aus und das Werk war zerstört. Fünf Gesellschaften hatten über mehr als 20 Plätze in dem kleinen Amaxosalande vor 1846; Bekehrungen kamen verhältnißmäßig sehr wenige vor, kaum waren die ersten Fundamente zu Christengemeinden gelegt. Der Krieg, der dann ausbrach, hat alle Missionsniederlassungen im Lande vernichtet; was in dem Herzen der Leute über geblieben ist, weiß man noch nicht. Es wird wohl eintreffen, was gleich im Anfange dieser Mission ein Kafferhäuptling zu einem Missionar sagte: „Ihr müßt an uns nicht müde werden, ob wir gleich so verkehrte Leute sind und uns oft besuchen.“ Doch giebt es einen lichten Punkt auf die-

sem thränenreichen Missionsfelde und das ist eine Station der Brüdergemeinde im Gebiete der Tambukki-Kaffern, Namens Silo, welche der Herr bei allen Kriegswettern unter seinen sonderlichen Schutz genommen hat und die das für das Kafferland zu werden verspricht, was Gnadenthal für die Hottentotten geworden ist.

Das ist das Missionswerk in Südafrika. Auf der weiten Ostküste Afrikas haben zwar die röm. Katholiken in Mozambique und Zanguebar Kirchen, aber die evangel. Mission hat es nur erst zu einem kleinen schwachen Anfange gebracht. Vor 2 Jahren nämlich haben sich ein Paar Missionare der engl. kirchl. Ges. unter dem Negerstamme der Wonika auf der Küste nördlich von Zanguebar in Neu-Rabbá niedergelassen und sind von dem Volke dort freundlich aufgenommen. Die Länderstrecken im Innern dieses großen Erdtheils hat noch kein Fuß eines Missionars betreten.

Nun haben wir nur noch ein Paar Inseln im Südosten Afrikas zu besuchen. Zunächst Madagaskar.

Die Insel ist gut bebaut, viel Städte und Dörfer. Vor etwa 200 Jahren hatten römisch-katholische Priester hier zu predigen versucht. Da aber die französ. Waffen, derer sie sich zu ihrer Hilfe bedienten, den Madagassen übel gefielen, verunglückte das Unternehmen gänzlich. Seitdem wurde bis etwa vor 20 Jahren keine Mission auf der Insel unternommen. Um 1820 aber hatte sich ein König des Hovavolks, Namens Radama, einen großen Theil der Insel unterworfen. Radama war ein Mann, der aus seinen Madagassen etwas machen wollte. Was irgend das Volk in Bildung heben konnte, begünstigte er. Da kamen um jene

Zeit Boten der London. Miss. Ges. nach Madagaskar. Der König nahm sie mit offenen Armen in seiner Hauptstadt Tananarivo auf. Besonders eifrig beförderte er die Schulen für Jung und Alt. Seine Leute sollten Lesen lernen. An ihrer Bekehrung lag ihm nichts; auch fürchtete er die Götzenpriester. 1828 starb Radama. Ein harter Schlag für die Mission. Seine Witwe Ranavalona, ein blutdürstiges Weib, bestieg unter Verbrechen den Thron. Anfangs schien sie der Mission eben so wohl gesinnt zu sein, wie Radama. 1831 wurden die ersten 20 Madagassen getauft. Acht Jahre lang gings vorwärts. „Etwa 5000 Kinder," erzählt der Missionar Johns, „waren in unsere Schulllisten eingetragen, mehrere 1000 Erwachsene hatten sich freiwillig zum Unterricht eingefunden, so daß wir von manchen 1000 Eingeborenen reden konnten, die im Stande waren, die unter ihnen verbreitete Bibel zu lesen. Zwei Kirchen waren gebaut und immer gefüllt mit Zuhörern. Etwa 200 waren durch die Taufe zu wirklichen Gliedern der Kirche aufgenommen. In der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung waren mehr als 20 Gebetsversammlungen von den Eingeborenen selbst eingerichtet. Da erschien 1835 ein Befehl der Königin, welcher das Bekenntniß, wie die Unterweisung des Christenthums zu einem Todesverbrechen machte. Mehrere 100 Offiziere des Heeres wurden ihres Ranges entsetzt; jeder, der von freien Stücken lesen lernte, unsere Kirchen und besonders die Betstunden besuchte, fiel in Strafe; ihrer waren etwa 2—3000." Diese Verfolgung rührte von der Eifersucht der Götzenpriester her. Sie sahen in Folge der Mission die Tempel immer leerer stehen;

so nahmen sie die Hilfe der Königin in Anspruch. Es wurden Anstalten getroffen, den verfallenden Götzendienst wieder zu heben; die Christen und wer es mit den Missionaren hielt, sollte mit Gewalt dazu gezwungen werden. Es ist Märtyrerblut auf Madagaskar geflossen, tief in den Wäldern leben die Christen in der Verbannung; viele sind zu Sclaven gemacht. Doch sagten die Räthe der Königin: „Die Natur der Religion dieser Weißen bringt es so mit sich: je mehr Leute ihr tödtet, desto mehr nehmen sie an.“ Bisher sind alle Versuche der Missionare, auf oder bei Madagaskar wieder festen Fuß zu fassen, an der Grausamkeit der Königin und an der Eifersucht röm.-katholischer Missionare gescheitert, welche sich auf einigen kleinen Inseln in der Nähe von Madagaskar festgesetzt haben. Indessen hat sich die Christengemeinde der Insel selber trotz allen Stürmen erhalten; sie hat sogar in der neuesten Zeit bedeutenden Zuwachs bekommen. Ja die blutdürstige Königin hat es erleben müssen, daß ihr einziger Sohn, der Kronprinz, ein Christ geworden ist. Er steht an der Spitze der Gemeinde der Hauptstadt, versammelt seine Brüder Nachts um sich und hält mit ihnen Gottesdienst. Unter diesen finden sich auch Leute höhern Standes; denn als die Liste der letzten Neubekehrten dem ersten Minister der Königin vorgelegt wurde, fand er auch den Namen eines seiner ersten Beamten darauf und er zerriß sie deshalb. Die Christen verlangten dringend nach Bibeln, da bei dem Zuwachs der Gemeinde die Vorhandenen nicht mehr ausreichten. Die Missionare hielten sich auf der benachbarten Insel Mauritius auf, wo sie in Verbindung mit etlichen bekehrten Madagassen auf den

Plantagen dieſer Inſel unter den dort arbeitenden madagaſſ. Auswanderern nicht ohne Segen arbeiten. Auch unter den röm.-kathol. getauften, aber eigentlich heidniſch gebliebenen Negern von Mauritius hat die London. Geſ. ſchon ſeit manchem Jahr ein geſegnetes Werk durch Schulunterricht.

Das wären nun die Miſſionen der evangel. Kirche in der alten Welt. In

Amerika

muß man Grönland billigerweiſe noch zur alten Welt rechnen. Schon vor 800 Jahren war von dem benachbarten Island aus das Chriſtenthum durch die Normänner dahingekommen, es gab Biſchöfe und über 300 blühende Ortſchaften auf der Inſel. Seit 400 Jahren aber iſt das Alles verſchwunden; man weiß nicht recht, wo es geblieben iſt. Eis und Schnee iſt jetzt da zu finden, wo es ehemals ſtand und einige 1000 Eskimo. Das ſind kleine, aber unterſetzte Leute mit runden Backen und kleinen, ſchwarzen, funkelnden Augen in dem gelben platten Geſicht mit langen, ſchwarzen Haaren; von Kopf bis zu Füßen in Felle gekleidet, dabei aber flinke unermüdliche Fiſcher und Jäger, die in elenden Erd- und Schneehütten wohnen und Thran und Schmutz über alles lieben. Unter dieſen begann der norwegiſche Prediger, Hans Egede, 1721 von König Friedrich IV. von Dänemark unterſtützt die Miſſionsarbeit. Er hatte in den erſten 10 Jahren mit vieler Noth und dem Stumpfſinne der Eskimo zu kämpfen und als 1731 ihn auch ſeine Freunde zu verlaſſen ſchienen, wäre er beinahe wieder davon gefahren, wenn ihn nicht die Eskimo, die ihn im Grunde doch

lieb hatten, dringend gebeten hätten, bei ihnen zu bleiben. 1733 kam auch Hilfe nach. Drei Boten der Brüdergemeinde siedelten sich in Neuherrnhut an, d. h. die Drei, sonst war kein Mensch im Orte; denn die Eskimo wollten sich trotz alles Bittens nicht bei ihnen niederlassen und haben sie fünf Jahre lang ganz niederträchtig behandelt. Da sprang 1738 der erste Funke der Liebe Christi in das Herz eines armen Eskimo, als ihm ein Bruder die Geschichte von des Herrn Leidenskampfe in Gethsemane erzählte. „Wie war das?“ sagte Kajarnak; „laß mich das noch einmal hören. Ich möchte auch gern selig werden.“ Von der Zeit an sangen die Brüder auf Grönland: „Die Welt mag immer lachen bei unsern Sachen und Fragen, was wir Schwachen auf Grönland thun. Wir wollen unsern Nachen nicht lassen ruhn und vor der List des Drachen das Haus bewachen und Heiden selig machen; sie wollen nun!“ 1747 wurde die Kirche in Neuherrnhut gebaut und ein Jahr darauf waren schon 230 Grönländer im Orte, von denen 35 getauft waren. Später sind noch drei Plätze angelegt. Die Eskimo haben an Kenntniß mancherlei Art zugenommen, Gemeindezucht und Sitte ist unter ihnen eingeführt, sie schreiben und lesen Bücher in ihrer Sprache, auch Handwerke kommen unter ihnen in Gang, so weit das Klima und der Boden Grönlands es zuläßt. Kalt wird es freilich im Lande und darum auch die Arbeit der Brüder dort immer gar schwer bleiben. Sie haben aber die warme Liebe Christi im Herzen; das versüßt alle Mühe und Noth des äußern Menschen. Lichtenau ist am Meisten in Aufnahme gekommen. Es liegt auf einer Küsteninsel an einer warmen Quelle,

um die her ſich fetter, mit Gras und Blumen lieblich bedeckter Boden gebildet hat. Die Gemeinde beſteht aus etwa 600 Seelen. Zuſammen in ganz Grönland leben in den vier Gemeinden der Brüder etwa 1500 chriſtliche Eskimo. Neue Leute kommen jetzt nur noch ſelten zu, weil das Land höchſt dürftig bevölkert iſt. Daneben beſtehen noch 18 däniſche Niederlaſſungen, in welchen außer den Dänen auch bekehrte Eskimo, Früchte des von Egede angefangenen Werks, unter der Leitung von 6 däniſchen Predigern ſich befinden. Sämmtliche Niederlaſſungen ſind auf der Europa abgewandten Weſtküſte.

Die Brüdergemeinde hat aber auch die gegenüberliegende Küſte des großen Landes Labrador zu ihrer Miſſion unter den Eskimo erwählt. 1771 gründeten ſie daſelbſt nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen früherer Jahre die erſte Niederlaſſung. Die Eskimo waren auf Labrador eben ſo ſtumpf für das Chriſtenthum wie auf Grönland, wollten ſich auch nicht zu einem ſeßhaften Leben verſtehen und die Miſſionare hatten viel Geduld auf ihren mühſeligen Reiſen unter dem oft höchſt gottloſen Volke von Nöthen, das übrigens ſie grade nicht ungern ſah. 1776 wurde der erſte Eskimo von ihnen getauft und der war ein Zauberer. In dieſem Jahre legten ſie noch einen Platz an. Der war günſtiger: mehr Volk in der Nähe, viel Holz und friſches Waſſer, ein guter Hafen. In 7 Jahren hatten ſie hier ſchon 38 Perſonen getauft, gründeten auch 1782 einen dritten Platz. Es blieb indeſſen immer ſchwer, die Eingeborenen bei den Miſſionsplätzen zu halten und der Einfluß ihrer Zauberer und ſchlechter Europäer der Nachbarſchaft war in Einem weg ſehr ſchädlich. Doch

waren 1800 auf den 3 Plätzen 228 Eskimo wohnhaft, unter welchen sich 110 Getaufte befanden. Von 1804 an begann eine sehr nachhaltige Erweckung unter dem Volke, welche den Missionsplätzen nicht allein viele Einwohner zuführte, sondern die Kunde des Evangeliums auch weithin in das große Land verbreitete, so daß man Bekennet Jesu fand, wo man sie gar nicht gesucht hatte. 1830 wurde noch ein vierter Platz begründet. Okak ist der Hauptort geworden mit etwa 400 Gliedern; zusammen auf allen Plätzen an 1000; neue Leute, wie auf Grönland, wegen der schwachen Bevölkerung nur wenige. Die Früchte der Gerechtigkeit, welche die Missionare in ihren Gemeinden wachsen sehen, vergelten ihnen zum Theil den überaus beschwerlichen Aufenthalt in diesem Lande, wo im langen Winter die fürchterlichste Kälte und im kurzen Sommer die unerträglichste Hitze sie plagt.

Labrador wird im Westen durch die Hudsonsbai von Hudsonia getrennt. Das ist ein weites wildes Land von freien Indianern bewohnt. Die Indianer Nordamerikas sind Leute von hohem, würdevollem Wuchse, edlem Gesicht mit kleinen feurigen Augen und langen, glänzend schwarzen Haaren; über den kupferrothen Leib einen Mantel von Fellen geworfen; von scharfen Sinnen; nie ohne Waffen, geborene Jäger und Krieger; in leichten Hütten zerstreut in ihren großen Wäldern wohnend. Je höher nach Norden hinauf, desto kümmerlicher und elender werden sie. So schon zum Theil in Hudsonia. Hier treffen sie mit der vor 200 Jahren für den Pelzhandel gestifteten engl. Hudsonsbaigesellschaft zusammen, welche allein das Recht hat, in ihrem Lande Niederlassungen anzulegen. Die

Gesellschaft ist in neuerer Zeit darauf bedacht gewesen, die Eingeborenen vor dem Verderben zu bewahren, welches sie anderwärts in Amerika betroffen hat. Sie hat den Branntwein einzuführen verboten und auch den Missionaren allen Vorschub geleistet. So kamen denn welche von der engl. kirchl. Ges. 1820 in die Niederlassung der Handelsgesellschaft am Redflusse, am Südende des großen Winnipegsees an. Anfangs wollten sich die Indianer sehr wenig dazu hergeben, ihre Kinder in die Schule derselben zu schicken. Doch fand es sich mit der Zeit. Es konnten am Redflusse mehr Schulen angelegt werden, außer einer Station wurden sechs und überall sind Taufen der Erwachsenen vorgekommen. „In diesem Jahre," schrieb jüngst ein dortiger Missionar, „haben wir an einem Orte 51 und an einem andern 42 getauft. In welchen Ort am Redflusse ich komme, da finde ich Hungernde und Dürstende nach der Gerechtigkeit unter den Eingeborenen. Jede Kirche, die ich besuche, die finde ich voll; in jeder Schule fröhliche und fleißige Kinder." Hetsche Hukimau, der große Häuptling von Rapid River, verläßt, seit er getauft ist, zu gewissen Zeiten seine Leute, findet sich auf dem nächsten Missionsplatze ein, lernt da und kehrt in den dunkeln Wald zurück. Wenn er heim kommt, läßt man ihm kaum Zeit zum Schlafen; er muß seinem Volke die gute Botschaft mittheilen, die er bei den Missionaren gehört hat. Durch diesen Erfolg der Mission am Redflusse ermuthigt, wandte sich die Handelsgesellschaft an die engl. Methodisten um Missionare für diese Länder und versprach bedeutende Unterstützungen zu geben. Die Methodisten sandten auch von 1840 an ihre Boten, die bereits 6 Plätze angelegt haben, welche in freilich

großen Entfernungen von einander von der Südspitze der Hudsonsbai an bis zu der Nordspitze des gr. Winnipegsees sich erstrecken. Die unermüdlichen Männer durchziehen mit eingeborenen Lehrern unter großen Beschwerden das Land, lassen weit und breit die Kunde von Christo erschallen und haben sie auch noch nicht sehr große Gemeinden aufzuweisen, so sprach doch schon 1843 auf einer ihrer Versammlungen in London ein getaufter Indianer von 3000 Bekehrten aus seinem Volke. „Die Streitart und das Sclapirmesser existiren nicht mehr,“ sagte er, „das Volk hat seine Tomahawks weggeworfen; die Bibel ist nun seine Streitart und das Gesangbuch sein Scalpirmesser und einige von ihnen sind Prediger des Evangeliums geworden.“

Viel schlechter ist es den Indianern in Kanada gegangen. Sie kamen früh mit europäischen Kolonisten in Verbindung, welche ihnen gegen Branntwein die Ländereien abnahmen; Kriege thaten auch das Ihre, so daß jetzt die Reste dieses Volkes, welche in Kanada zerstreut unter den zahlreichen Kolonisten leben, in Schmutz, bitterer Armuth und Lasterhaftigkeit fast ganz verkommen, wenn ihnen nicht der Segen des Evangeliums zu Theil wird. Und der wird einzelnen unter ihnen überall in ganz Kanada durch die Boten der engl. Methodisten. Die haben zwar vorzugsweise die christl. Kolonisten des Landes im Auge und wirken unter denen mit großem Segen; sie zählen doch aber auch an 1000 Indianer, die als bekehrte Leute hin und her unter den Kolonisten leben, zu ihren Gemeindegliedern. Ganze Indianergemeinden haben aber die Missionare der amerik. Methodisten in dem südlichsten Theile Kanadas zusammengebracht, der wie eine Landzunge zwischen dem On-

tario-, Erie- und Huronensee liegt. Hier, wo Jahrhunderte lang die Mohawks- und Delaware-Indianer mit dem großen Stamme der Tschippewäh um die Oberherrschaft mit der größten Erbitterung kämpften, wo nie ein Friede, nie ein Bund zwischen diesen Nationen gemacht wurde, wo man nie die Häuptlinge beider Nationen an einem Rathsfeuer fand, wo nie ein Mohawk ein Wort des Tschippewäh aussprach, wo die edelsten Völker schon dem Feuerwasser und den räuberischen Europäern ganz zu unterliegen droheten, da ist die Freundlichkeit Gottes in Christo ihnen erschienen und nun sieht man besonders seit den 20ger Jahren dieses Jahrhunderts in den christlichen Indianerdörfern Mohawks, Delawaren und Tschippewäh friedlich und brüderlich bei einander wohnen, das Land einträchtig bauen, um welches das Blut ihrer Väter floß, ihre Kinder in eine Schule schicken, die Tschippewäh den eingebornen Mohawkprediger hören und in den Mohawkniederlassungen in der weit verbreiteten Tschippewähsprache predigen. Die Indianer sind ordentliche, gesittete Leute geworden, die sich durch nichts weiter von den europäischen Ansiedlern unterscheiden, als durch ihre braunrothe Haut und eine größere Liebe zu ihrem Heilande. Die vornehmsten Missionsplätze der amerik. Methodisten in dieser Gegend Kanadas sind Brandfort, Monseytown, Tschippewähtown, am Karnarifluſſe, auf Inseln im Reis- und Simcoesee, am Ontariosee in der Quintybucht und auf deren Insel Grope Island, in Wilberforce, am Segingfluſſe und es mögen etwa 2000 Erwachsene und 4000 Kinder der Indianer unter der Pflege der Missionare stehen. In diesen durch Cultur

und Wohlstand sich immer mehr hebenden Landstrich hat sich auch eine kleine Missionsstation der Brüdergemeinde nach vielen Drangsalen und großen Beschwerden geflüchtet, welche früher aus den Delawareindianern in dem Gebiete der vereinigten Staaten gesammelt, später daraus wie viele andere vertrieben wurde und sich hier 1815 in Neu-Fairfield ansiedelte. Sie enthält gegenwärtig etwa 200 getaufte Indianer, welche vom Ackerbau leben.

In den vereinigten Staaten Nordamerikas, die ich so eben erwähnte, besteht zwar der größte Theil der Bewohner aus europäischen Ansiedlern älterer und neuerer Zeit, doch finden sich noch viele Neger und Indianer vor. Die Neger sind als Sclaven dorthin gekommen und es bekehren sich ihrer viele unter dem Einflusse ihrer Herrn und der dortigen Prediger, ohne daß grade besondere Missionsplätze für sie beständen. Den eingeborenen Indianern aber ist die Mission schon seit langer Zeit nachgegangen. Gleich in den ersten Zeiten der engl. Kolonie fand sich der oben schon erwähnte John Elliot, der sich über 40 Jahre lang der Predigt des Evangeliums unter dem Stamme der Tschoktaw in der Gegend der jetzigen Stadt Boston widmete. Es bildeten sich 6 gründlich bekehrte Gemeinden. Die erhielten von Elliot die ganze Bibel in ihre Sprache übersetzt und gedruckt; es war zu der Zeit sehr viel Eifer für das Evangelium unter dem Volke. Kurz vor Elliots Tode 1690 zertrümmerte aber ein Krieg unter den Indianern das ganze schöne Werk. Das kann man fast als ein Vorzeichen der folgenden Schicksale der Mission unter den Indianern in den vereinigten Staaten ansehen. Es sind zwar in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-

hunderts von England und Schottland aus viele Versuche gemacht, ihnen das Evangelium zu bringen; das läßt sich nicht läugnen; auch die Brüdergemeinde arbeitete 80 Jahre lang unter großen Opfern und Mühseligkeiten. Aber je mehr die europäischen Kolonisten im Lande sich ausbreiteten, desto mehr Feindseligkeiten und Reibungen entstanden zwischen ihnen und den Indianern. Diese wurden immer weiter nach Westen gedrängt, von den Kolonisten wie das Wild des Waldes gehetzt; warden immer mehr unter sich uneins, je mehr sie auf einander stießen; versanken sittlich immer tiefer, besonders durch den Branntwein; und die Kriege, welche die Kolonie mit England gegen Ende des vorigen Jahrhunderts über 10 Jahre lang zu ihrer Befreiung führte, rieben die Indianer ungemein auf und reizten sie immer heftiger wider die Weißen. Es ist kein Wunder, wenn unter solchen Umständen das Missionswerk wenig gedeihen konnte. Kaum fing ein Missionsplatz an, aufzublühen, so mußte er schon wieder aufgegeben werden. Ich mag die Jammergeschichten nicht herschreiben. Da fiel 1830 auf die armen Indianer der härteste Schlag. Es faßte der Generalcongreß der Staaten den Entschluß, sämmtliche noch übrige Indianer, die in den Staaten wohnten, es mochten etwa noch 120000 sein, ganz zu vertreiben und in die Wälder hinter dem großen Mississippistrom zu verbannen. Es half kein Bitten und kein Flehen weder der Indianer noch ihrer Freunde im Lande; die Indianer mußten fort mit einer ganz geringen Entschädigung an Geld, die man ihnen für ihr Land bot. Nach 10 Jahren waren schon 90000 derselben in die Wälder des Osage- und Ozarkdistricts übergesiedelt und damit viele gesegnete Missionsplätze aufgehoben.

Indeſſen ſind den Indianern in den Staaten noch einige kleine Landſtriche über geblieben, deren Beſitz ihnen durch frühere Bündniſſe zugeſichert iſt und aus denen ſie nicht vertrieben werden können. Vornämlich iſt das in den Staaten der Fall, die an Kanada gränzen. So haben ſich z. B. im Staate Maine noch Eingeborene gehalten. Schon 1648 bildete ſich dort eine beſondere Miſſ. Geſ., welche ihren Vätern das Evangelium predigen ließ. Die beſteht noch und hält 10 Arbeiter für die Indianer des Staates, welche aber mehr Paſtoren als Miſſionaren gleichen. Es ſind dort ordentliche chriſtliche Indianergemeinden. So iſt es auch im Staate New-York. Die amerik. Miſſ. Geſ. hat vier Miſſionsplätze daſelbſt, auf welchen man aber immer viel mit dem verderblichen Einfluſſe der Koloniſten auf die Indianer zu kämpfen hat. Unter noch ganz rohen Indianern an der Traverſebai des Huronſees im Staate Michigan hat ſeit einigen Jahren ein Miſſionar der nordamerikan. Presbyterianer zu predigen angefangen; in demſelben Staate iſt auch ein Verſuch mit einer Miſſionskolonie gemacht, welche von den Miſſ. Freunden in Baiern entſendet iſt. Am weſtlichen Ufer des Michiganſees liegt das ſtattliche Indianerdorf Kawkawlie. Es hat etwa 350 Einwohner, die ſämmtlich Chriſten ſind und unter einem Miſſionar der amerik. Miſſ. Geſ. ſtehen. Von der größten Wichtigkeit iſt auch eine von dieſer Geſellſchaft angelegte Schule für Kinder der Indianer. Wenn man ſich den Huron-, Michigan- und Obernſee auf ſeiner Karte anſieht, wird man die drei Seen durch eine Waſſerſtraße verbunden finden. In dieſer Straße liegt eine Inſel, Mackinaw genannt. Auf dieſer

für den Handel so günstig gelegenen Insel ist schon seit anderthalbhundert Jahren der Haupthandelsplatz für den nordamerikan. Pelzhandel, woselbst im Sommer sich ganze Indianerstämme aus Nordwesten einfinden. Auf Mackinaw setzte sich 1823 ein Missionar der gedachten Gesellschaft fest. „Er fand, daß eine Schule für junge Leute aus allen nordwestlichen Stämmen hier eingerichtet werden könnte, welche von dem größten Einflusse auf die Bildung derselben sein müßte. In dieser Absicht wurde ein Stück Landes angekauft, um die Indianer in Feld- und Gartenbau zu unterrichten; Werkstätten wurden eingerichtet, um die Knaben zu allerhand Handwerk anzuleiten und ihre Zeit zwischen Unterricht und Arbeit zu theilen. Die durch Erziehung und Unterricht herangebildeten Zöglinge sollten bei Errichtung von Niederlassungen den Grundstock bilden und die Einführung des Christenthums im Nordwesten erleichtern. Dieser Plan fand Billigung und Unterstützung bei den Kaufleuten von Mackinaw und bald brachten viele Indianerhäuptlinge von nah und fern ihre Kinder in das Missionsinstitut. Nicht nur von allen Ufern der fünf Seen, sondern von den Quellen des Mississippi, ja sogar des Missouri, aus den Rockymountains, selbst von den Athabaskasen und von den Ländern der Hudsonsbai wurden Knaben und Mädchen gebracht und die Zahl der Schüler, deren etwa 50 auf der Insel geboren sind, stieg auf 180. — Die Kinder werden alle bald folgsam und sind leicht zu leiten, gewinnen bald eine große Lernbegierde, zeigen gute Fähigkeiten und viele liebenswürdige Eigenschaften. Die jährliche Prüfung wird während der Handelszeit vorgenommen, wo der Pelzhandel nicht nur die

Eltern der Kinder von allen Ufern her, manchmal aus einer Entfernung von 3—400 Stunden zusammengeführt, sondern auch außer diesen eine große Anzahl britischer und amerikan. Kaufleute zu dieser Schulfeierlichkeit eingeladen werden. Die Kenntnisse dieser Indianerkinder nicht nur im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch in den Elementen der Geometrie, in der Sprachlehre, Erdbeschreibung und Naturgeschichte erregen Erstaunen; in Handarbeiten und im Gartenbau zeigen sie Geschick und Fleiß. Was aber einem christlichen Gemüthe noch viel erfreulicher ist, das ist ihre gründliche und erfahrungsmäßige Erkenntniß des Herrn Jesu Christi. Der Anblick ist zu ergreifend, als daß er könnte beschrieben werden, wenn man sieht, wie die warme Thräne der Dankbarkeit über die sonnenverbrannte Wange eines 9 oder 10jährigen Knaben herabrollt, indem das Lob Gottes aus seinem Munde erschallt, wie ihr Auge leuchtet, wenn sie beten und Gott für das Buch preisen, das ihnen von Jesus erzählt.“ Von dieser Insel aus haben diese Missionare bereits weiter nach Westen hin einige andere Plätze unter den Indianern angelegt, welche gleichfalls guten Fortgang versprechen, weil der Einfluß der Ansiedler, je tiefer man nach Westen kommt, desto mehr auch abnimmt.

Ganz im ungestörten Besitze der Indianer sind aber die vier westlichen Districte der vereinigten Staaten: Osage-, Ozark-, Mandan- und Oregondistrict. Am Meisten gedeihet das Missionswerk in den beiden Ersten. Vier nordamerik. Ges., nämlich die allgemein., method., baptist. und presbyterian., und die Brüdergemeinde haben in diesen Districten seit

den 30ger Jahren 60 Stationen angelegt. Es läßt sich leicht denken, wie die üble Stimmung der Indianer gegen die Weißen, welche sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen hier hin vertrieben haben, sich auch auf die Missionare überträgt. Doch ist es ihnen an manchen Punkten schon wieder gelungen, ziemlich ansehnliche Gemeinden aus dem gejagten Volke um sich zu sammeln. Die bedeutendsten Stämme, unter welchen die Missionare arbeiten, sind die Tschirokesen und Tschoktaw. Die Erstern sind ohne Zweifel die gebildetsten Indianer. Sie hatten schon lange ihre frühere Wildheit abgelegt; es hatten durch Vermischung mit den Weißen europäische Künste und Gewerbe, Sitten, Kleidung u. s. w. unter ihnen Eingang gefunden; sie entsagten dem Jägerleben und hatten sich zum Landbau gewöhnt; sie ließen die Vielweiberei, richteten eine eigene Regierung nach dem Vorbilde der vereinigten Staaten und Schulen unter sich ein; ein Tschirokese hatte eine besondere Buchstabenschrift für sein Volk erfunden — kurz sie waren nach außen ganz wie ein gebildetes Volk anzusehen. Bei allen dem waren sie aber immer noch Heiden. Die Brüdergemeinde und die allgem. amerik. Miss. Ges. fingen ihre Arbeit unter dem Volke an und eben wollten dieselben mit Segen gekrönt werden, da mußte das Volk seine alten Sitze verlassen und hinter den Mississippi auswandern. Es erholt sich indessen jetzt schon wieder von dem harten Schlage und blühet mächtig heran. Seine Missionare sind größtentheils mit gegangen. Die Tschoktaw hatten in ihren frühern Wohnsitzen, wie die Tschirokesen, ihre Missionare und haben sie auch in den jetzigen wieder erhalten. Bei ihnen scheint das Evangelium

noch eine beſſere Statt zu finden als bei jenen. Als ein Miſſionar der Tſchirokeſen ſich neulich einige Zeit unter den Tſchoktaw aufhielt, empfing er von einer Anzahl der angeſehenſten Leute dieſes Stammes ein Neues Teſtament und ein Geſangbuch in Tſchoktaw-Sprache gedruckt, um es unter folgender Bemerkung den Tſchirokeſen mitzutheilen: „Wenn wir vor Zeiten einem benachbarten Stamme unſere Freundſchaft ausdrücken wollten, ſandten wir demſelben ein Stück Taback und eine Schnur weißer Perlen; nun aber wünſchen wir, daß du dieſes Tſchocktaw-Neu Teſtament und Geſangbuch annehmeſt und es deinem Hauptmanne gebeſt und ihm von uns und durch ihn dem ganzen Tſchirokeſenvolke ſageſt: Taback und Perlen thaten unſeren Seelen nie Gutes, aber dieſe Bücher haben unſeren Seelen Gutes gethan. Das Eine derſelben bringt uns die Worte des ewigen Lebens, indem es uns den Weg des Heils durch Jeſum Chriſtum zeigt; wir haben es zu Herzen genommen und es iſt die Quelle der Hauptfreude unſeres Lebens geworden und hat uns einen ſichern Grund unſerer Hoffnungen für die Ewigkeit offenbaret. Das Andere enthält unſere Lobpreiſungen Gottes für ſeine große Güte gegen uns. Wir wünſchen, daß dieſe Bücher dir und deinem Stamme ein Zeichen unſrer Freundſchaft ſeien. Wir haben dies gute Wort Gottes erprobt und ſind begierig, daß ihr und alle Leute es empfanget und dadurch für Zeit und Ewigkeit geſegnet ſeid!“ — Unter den Indianerſtämmen in dem weſtlichſten Diſtricte Oregon hat die allgem. amerikan. Geſ. einige Miſſionsplätze angelegt und ſieht beſonders bei den Plattkopfindianern einen guten Erfolg ihrer Arbeiten, trifft aber überall

auf römisch-kathol. Missionare, welche unter den Indianern sehr thätig sind.

Was nun die übrigen Indianerstämme in Mittel- und Südamerika betrifft, so stehen sie, wenn sie nicht schon seit längerer Zeit durch die weit und breit unter ihnen stattgehabte Predigt zur römisch-kathol. Kirche gebracht sind, gegenwärtig besonders in Mittelamerika an manchen Stellen noch unter Leitung röm.-kathol. Missionare, die aber lange nicht mehr mit dem Eifer thätig sind, als ihre Vorgänger, welche manchen heilsamen Einfluß auf diese Wilden ausgeübt haben. Die evangel. Kirche wirkt in diesen Ländern nur an wenigen Punkten durch Verbreitung der Schrift unter der röm.-kathol. Bevölkerung und nur in einer Gegend hat sie unter den Indianern ein Missionsgebiet. Und das ist in Guiana in Südamerika etwas gegen Norden von da, wo sich der größte Strom der Erde, der Amazonenstrom, ins Meer ergießt. Guiana hat drei Herrn, Engländer, Holländer und Franzosen. An der Küste wohnen die europäischen Ansiedler mit ihren Sclavenheerden. Von der Mission unter diesen werde ich später noch reden. Hinter den Plantagen aber mehr nach dem Innern des Landes zu wohnen die Indianer, vornämlich der Stamm der Arawacken. Die Brüdergemeinde legte unter diesem Volke vom holländischen Gebiete aus schon 1738 einen Missionsplatz an, welchem in wenigen Jahren noch zwei andere folgten. Ungemein lieblich ist die Geschichte des ersten Missionswerkes unter diesen Indianern. Es gab Gott viel Segen dazu. Desto weher wird einem zu Muthe, wenn man hört, daß noch vor Ablauf des Jahrhunders von der ganzen Unternehmung auch nicht die Spur mehr

zu finden war. Krieg, Krankheit, Hungersnoth hatten alles zerstreut. Die Indianer wären gern geblieben. Seit der Zeit sind sie lange vergessen gewesen und eine Beute europäischer Verführung, sonderlich durch den Branntwein geworden. Da hat sich die engl. kirchliche Miss. Ges. der armen Indianer wieder angenommen und seit 1831 ein Paar Plätze unter ihnen im brittischen Guiana angelegt, von denen der eine wenigstens gute Hoffnung giebt.

Nun müssen wir noch ein reichgesegnetes Missionsgebiet Amerikas besuchen, nämlich die westindischen Inseln. Auf Dominika sollen noch 30 Familien von dem ursprünglichen Indianervolke wohnen. 300 Jahre haben hingereicht, um auf diesen Inseln von 3 Millionen Menschen diesen kleinen Rest zu lassen. So haben die Europaer unter diesem Volke gehaust. Statt seiner hat sich eine europäische Bevölkerung von etwa 500000 Seelen gebildet und in Folge des Sclavenhandels eine Negerbevölkerung von etwa 3 Millionen. Diese Neger haben sich theils früher mit Gewalt frei gemacht und bilden, wie auf der Insel Haiti, einen eigenen Staat, oder sie sind, wie auf den englischen Inseln, 1838 freigelassen, oder leben noch im Sclavenstande. Ihrer hat sich die evangel. Mission mit großem Eifer angenommen. Man muß ihre Missionare nicht grade auf den beiden größten Inseln, Kuba und Haiti, suchen. Daselbst herrscht die röm.-kathol. Kirche und nur auf der letztern haben die Evangelischen an einigen Plätzen den Anfang gemacht. Wir müssen uns vielmehr zu den englischen und dänischen Inseln wenden. Wie schon oft, so treffen wir auch hier die Mission der Brüdergemeinde zuerst thätig. 1732 be-

gaben sich die beiden Brüder Leonhard Dober und Dav. Nitschmann auf die kleine dänische Insel St. Thomas, gen Morgen von Portoriko gelegen. Bei Tage arbeiteten sie, um ihr Leben zu fristen und des Abends predigten sie den Negern der Plantage das Evangelium. Die Neger hörten die freundlichen Männer gern. Ihre Herrn aber meinten, das Predigen für die Schwarzen sei Unsinn und sagten, ein Neger sei nun einmal ein Brennholz für die Hölle. Dieser Widerstand der Weißen, Gefängniß, Stumpfheit vieler Neger und Krankheit drückten anfangs die Brüder, denen bald mehrere aus Europa gefolgt waren, sehr hart. Später nahm sie der König von Dänemark unter seinen besondern Schutz und als sich die Früchte der Buße an den bekehrten Negern zeigten, wurden sie auch immer lieber von den Herrn derselben gesehen; bald hatten sie sich noch auf zwei andern dänischen Inseln niedergelassen. Der Tod forderte in der ersten Zeit unabläßig seine Opfer. 1750 lagen dort schon 50 Brüder und Schwestern begraben. Das hat aber nicht abgehalten, die Mission auf 6 engl. Inseln zu unternehmen. Der Segen ist nicht ausgeblieben. Mehrere dieser Missionsorte sind eigentlich jetzt gar nicht mehr als solche zu betrachten. Es sind vollständig christliche Gemeinden mit allen Segnungen des Evangeliums reichlich begabt. In Summa haben die Brüder auf 37 Plätzen dieser neun Inseln über 42000 Neger unter ihrer Pflege, von denen über ½ getauft sind. Sie blieben 54 Jahre lang auf den westindischen Inseln allein. 1786 aber wurde der Methodistenprediger D. Thomas Koke durch Schiffbruch an die Insel Antigua geworfen. Dort fand er schon einen Haufen

von 1000 Gliedern aus den Negern von einem Paare eifriger Methodisten gesammelt. Das wurde ihm ein Wink die Mission unter den Negersclaven weiter fortzusetzen. Er that es in einer Reihe von Missionsreisen mit vielem Erfolge. Sein Werk haben die Methodisten fortgesetzt und auf 21 größtentheils englischen Inseln eine bedeutende Zahl Gemeinden aus den Negern gebildet. Auch auf der großen Insel Haiti haben sie etliche Stationen. Sie zählen jetzt an 57000 Gemeindeglieder. — Bald nach Koke's Tode traten 1815 die Missionare der engl. Baptisten in das Arbeitsfeld Westindiens ein. Sie haben jetzt auf 10 Inseln sich ausgebreitet und 36000 Gemeindeglieder. Die westindischen Missionare anderer Gesellschaften treffen wir sämmtlich auf Jamaika. Die Missionsgeschichte dieser Insel giebt uns das beste Bild von den Kämpfen und Siegen des Evangeliums in Westindien. Hier ist es.

Jamaika ist eine der größten westindischen Inseln, 70 Stunden lang und 25 breit und gehört England. Die ursprünglichen Einwohner der Insel sind längst von den englischen Kolonisten ausgerottet, man hat an den Küsten ansehnliche Städte gebaut und überall Zucker- und Kaffeeplantagen angelegt. Zu der harten Plantagenarbeit sind seit vielen Jahren Neger gebraucht, die sich so gemehrt haben, daß man auf einen Weißen 10 Neger rechnet; etwa 30000 Weiße und 300000 Schwarze. Die Feld- und Plantagenneger führten lange Zeit ein Leben wie die wilden Thiere. „Wenn mich hieher komm," erzählt einer nach seiner Bekehrung, „mich nicht in Stand, ein Wort zu tragen. Wenn mich Jemand schilt, mich nehm Messer und

Stock und mich nicht ruhig, bis mich sein Blut trink. (Jetzt mich nehm 20 Wort.) Damals mich stehl, mich trink, mich alles Böse thu. Jemand mir sag, muß beten. Mich sag: nein, für was mich beten; Rum das beste Beten für mich. Gieb mir gut Essen, das besser als beten.“ Das war so ihre Weise und das Sclavenjoch machte es eher schlimmer als besser. Dabei hatten sie ihre Zauberer, wie in Afrika, die in nächtlicher Zeit ihre giftmischerischen und beherexenden Künste trieben. Und gab es einmal einen Festtag, so war des Scandals und der Unzucht kein Ende, da hörte man ihren wilden Schlachtgesang und die Obeah und das Conch tönten zu ihrem greulichen Mummenschanz und ihren Götzentänzen auf den Plantagen von Jamaika, wie ehemals in ihrer Heimath. Und kein Mensch fragte den Neger: Wie geht es deiner armen Seele? Je lustiger und ausgelassener er war, desto lieber sah es sein Herr; sonst, wenn der Neger melancholisch wurde, erhängte er sich gern und dann waren 50 Dollars zum Teufel; wer mißt die gern im Geschäft? Etwas besser hatten es die Stadt- und Hausneger. Sie wurden gemeiniglich von den Predigern der Gemeinden getauft; aber leider pflegte das Taufen nicht viel mehr als ein Wassergießen und Namengeben zu sein; um einen rechtschaffenen Unterricht und ein ernstliches Heilsverlangen bekümmerte man sich wenig. Solche Geschichte mag selten passirt sein, wie diese: „Wenn mich erst komm von Afrika,“ erzählte ein altes Mütterchen vor 20 Jahren, „mich ein kleines Ding und mich verkauft an eine reiche Judenfrau. Sie mich lieb sehr viel wie ihr Kind, und immer Freud, wenn mich „Mama“ sag. Wenn mich noch jung, das Ding kommt

in mein Herz wie eine Stimme: Geh und frag Mama, was Wort Gottes ist. Mich geh und sag: Mama! Sie sag: Mein Kind! Mich sag zu ihr: Ihr sagt, eure Nega lieb; aber warum mich nicht lern das Wort Gottes? Sie sag: Gehe, bring mir das Buch! (Es war die Bibel.) Mich es bring und sie las Verse aus dem ersten Buch Mosis, wie die Sünde in die Welt kam, und vom rothen Meer. Aber mich nicht fühl in mein Herz. Sie nun aufmacht das Buch von Jesus und mich hör das Wort, gleich mein Herz offen.“

Indessen machten schon 1754 einige fromme Plantagenbesitzer der Insel den Versuch, ihren Negern das Evangelium predigen zu lassen. Sie hatten von den gesegneten Arbeiten der Brüdergemeinde auf andern westindischen Inseln gehört und erbaten sich etliche Missionare derselben. Die kamen auch; aber es ging auf Jamaika, nicht ohne Schuld der Missionare, nicht so segensreich wie anderwärts. In den ersten 50 Jahren haben sie nur wenig über 900 Neger taufen können. Nicht viel besser erging es den Missionaren der engl. Methodisten. Sie begannen ihre Arbeiten unter den Negern in Kingston, der Hauptstadt der Insel, 1789; die Schwarzen liefen ihnen häufig zu; aber bald wurde den Weißen die Sache zu dringlich und zu fromm und man verfolgte die Missionare und ihre Neger. Oft hat sie der Pöbel gesteinigt, wenn sie zu ihrer Kapelle gingen; man hatte sogar einmal Feuer in derselben angelegt; und die Herren der Sclaven wußten allerhand Mittel ausfindig zu machen, dieselben an den Besuchen bei den Missionaren zu hindern. Der hohe Rath der Insel war der Mission auch nicht grün, verbot bei 100 Louisd'or Strafe eine außerkirchliche Versammlung zu halten und

warf einen Missionar ins Gefängniß. Man beschwerte sich beim König in England darüber und der verbot dem hohen Rathe solch Beginnen; aber man kehrte sich nicht an den königl. Befehl und untersagte von Neuem den Methodisten-Missionaren allen Unterricht der Neger auf der Insel bei schwerer Strafe. Da erließ König Georg 1809 an alle seine Statthalter in Westindien den Befehl, unter keinerlei Vorwand auf irgend einer Insel ein Gesetz zuzulassen, welches dem Unterrichte der Negersclaven auf irgend eine Weise in den Weg träte. Darüber wurde der hohe Rath von Jamaika so böse, daß er dem Könige die Steuern nicht mehr zahlen wollte und der Statthalter mußte den ganzen Rath mit Haut und Haar absetzen. Daß unter solchen Umständen die Mission auf Jamaika nicht auf Rosen ging, das kann sich ein jeder selber sagen. Die Methodisten, deren Arbeiter obenein oft dem gelben Fieber erlagen, welches in Jamaika häufig ist, zählten bis 1812 selten mehr als 800 Neger, die sich zu ihnen hielten; aber darunter waren denn auch welche, die es mit hohem Ernst meinten und im Ofen der Trübsal bewähret waren. Seit dieser Zeit nimmt es indessen mit der dortigen Mission eine andere Wendung. Der entschiedene Wille des Königs und zugleich die Bemühungen der englischen Prediger, welche ihren Gemeindegliedern das Heil ihrer Neger ans Herz legten und die Missionare als die besten Gehilfen ihres Amts bezeichneten, stimmten viele der Plantagenbesitzer um. Ueberdem merkten diese, daß in viele Neger ein solches Verlangen nach dem Worte Gottes gefahren war, daß sie weder mit List noch mit Macht etwas dagegen würden ausrichten können und ließen dem Dinge freiern Lauf.

Nun legten die Brüdergemeinde und die Methodisten einen Missionsplatz nach dem andern an. Auch kam noch eine dritte Gesellschaft ihnen zu Hilfe. 1814 nämlich sandten die englischen Baptisten ihren Boten nach Jamaika. „Viele Seelen," schrieb er bald nach Hause, „seufzen beständig nach England und schreien: O weißer Mann! der Weiße kümmert sich nichts um die Seele des armen Schwarzen. Er kennt Gott in England. O weißer Mann, komm herüber über das große Meer und unterrichte uns arme Neger!" 1816 erkannte der Magistrat in Kingston die Verdienste der Mission unter den Negern schon in dem Maße an, daß er der Witwe eines Methodistenmissionars im Gefühle der Achtung für den Verstorbenen 100 Louisd'or zur Unterstützung auszahlen ließ. Und 1817 bat der Magistrat einer andern Stadt der Insel die Methodisten eigends um einen Missionar für die Neger der Stadt. 1820 zählten die Methodisten auf ihren 6 Plätzen 6540 Neger als Mitglieder ihrer Christenvereine; 1066 Seelen waren allein in dem letzten Jahre beigetreten. „Eine zweijährige Erfahrung," schrieb damals ein Plantagenbesitzer, „begründet die Behauptung, daß meine Neger ein ganz anderes Volk geworden sind, seitdem sie nicht bloß im Christenthum Unterricht empfangen, sondern auch den Lebensgeist der Religion in sich aufgenommen haben. Alle äußerliche Unsittlichkeit ist gänzlich unter ihnen verschwunden und besonders das Laster der Unzucht, dem sie so leidenschaftlich ergeben waren, hat einen Todesstoß erhalten. Daß es auch hier einzelne Ausnahmen giebt, auf welche das Christenthum noch keinen lebendigen Eindruck gemacht hat, versteht sich von selbst; aber selbst diese wagen es nicht

mehr gegen die öffentliche Sitte zu handeln. Der Sonntag wird unter meinen Augen als ein der Andacht und Ruhe geheiligter Tag regelmäßig von allen gefeiert. Da es zuvor üblich gewesen war, daß die Neger am Sonntag ihr eigenes Stückchen Landes zu ihrem Lebensunterhalte bauen mußten, so habe ich ihnen, damit sie nicht zu kurz kommen, einen Wochentag hiezu eingeräumt und dieser scheinbare Verlust ist mir durch ihren Fleiß, ihre Treue und Munterkeit, womit sie jetzt an den 5 übrigen Tagen meine Geschäfte betreiben, mehr als doppelt ersetzt worden.“ 1823 setzte die englische Regierung einen eigenen evangelischen Bischof auf Jamaika ein, um die kirchlichen Angelegenheiten der Insel in bessern Schwung zu bringen. Derselbe konnte im ersten Jahre nur über sieben Prediger verfügen; unter die theilte er die große Insel. Aber bald kam man ihm von England zu Hilfe. Nach 6 Jahren hatte allein die „Gesellschaft zur Bekehrung der Negersclaven“ so reichlich unterstützt, daß durch sie 45 Prediger und 44 Schullehrer angestellt waren. Dazu kam noch die Londoner und die schottische Missionsgesellschaft, welche ihre Boten zu Hilfe sandten; und unter den frommen Engländern in Jamaika selber bildete sich ein Hilfsverein der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, welcher in seinem Berichte vom Jahre 1829 schrieb: „Wohl giebt es keinen Theil der Welt, wo in der neuesten Zeit die Predigt des Evangeliums herrlichere Wirkungen hervorgebracht hätte, als dies auf Jamaika der Fall ist. Reicht uns die Gesellschaft nur die erforderliche Unterstützung, so wollen wir mit Gott Thaten thun.“

Ja wahrlich, ich kenne keine Stelle, auf der die

Mission neuester Zeit dem Himmelreich solche Gewalt angethan hat, als in den letzten 20ger Jahren auf Jamaika. Ganz abgesehn von dem, was der Bischof that, standen binnen Kurzem 40 Missionsplätze in Blüthe, von denen 1828 den Methodisten 18, den Baptisten 12, der Brüdergemeinde vier gehörten. Die Methodisten hatten über 10000 Gemeindeglieder; mit solcher Macht drängten sich die armen Neger herbei! Da konnte denn der Teufel natürlich nicht lange feiern und die alten Verfolgungen fingen wieder an. Den reichen Plantagenbesitzern wurde es doch bei der Bewegung unter ihren Sclaven nicht recht geheuer. Sie fürchteten, daß sie ihre Fesseln abschütteln würden; so wenig auch die Bekehrten dazu Miene machten, so fürchteten sie es doch. Was fürchtet der Mensch nicht alles, wenn ihn der Mammon blendet. So hielten denn ihrer viele die Sclaven von den Gottesdiensten zurück und hetzten den Pöbel gegen die Missionare auf. Der hohe Rath der Insel war auch wieder dabei und machte Gesetze, um den Einfluß der Mission zu beschränken. Der damalige Kolonialminister in England versagte zwar diesen Gesetzen die königliche Genehmigung und schrieb 1827 dem Statthalter von Jamaika: „die Ueberzeugung von dem Nutzen der Arbeiten der Missionare ist allgemein in unserem Lande und ich bin es gewiß, daß jeder Versuch, diese gewissenhaften Lehrer des Christenthums durch gesetzliche Verordnungen zu beschränken und ihr Thun zu verdächtigen, jedes Gefühl der engl. Nation empören würde.“ Aber es ging auch dies Mal wie vor 20 Jahren. Etliche Missionare, welche nach Sonnenuntergang die Sclaven unterrichtet hatten, und das war die einzige Zeit, die die armen Neger frei hatten und nun auch für

Versammlungen von dem hohen Rath verboten war, wurden in die Schreckniſſe weſtindiſcher Kerker geworfen und ſtarben theils darin, theils brachten ſie auf Lebenslang einen ſiechen Körper heraus. Die Neger, die ſich in den Kirchen ſehen ließen, wurden fürchterlich gehauen. Vor einem Paar Jahren noch trat ein Neger am Befreiungsfeſte auf, gedachte dieſer Zeiten und ſprach: „Ich habe euch nur Weniges zu ſagen. Seht ihr dies (indem er eine neunriemige Peitſche emporhob)? Ihr jungen Leute kennt dies nicht; aber viele meiner älteren Brüder und Schweſtern kennen es gar wohl. Sie erinnern ſich der Zeit, wo man nichts als die Peitſche hörte „Bum, bum, bum, ſchlapp, ſchlapp, ſchlapp,“ von Morgen bis Abend. Wenn einer vor Zeiten eine Bibel hatte und der Aufſeher hätte es geſehn, ihr wißt, was ihr darauf gekriegt hättet; dies hier (auf die Peitſche zeigend). Wollten wir zur Kirche gehen, was mußten wir thun? Oft packte ich alle meine reinen Kleider in ein kleines Bündel und ging in meinen ſchmutzigen Kleidern zur Kirche, damit wenn der Aufſeher mich ſähe, er meinte, ich gehe zur Arbeit. Kamen wir dann nahe zur Kirche, ſo gingen wir ſchnell in den Buſch, wechſelten unſere Kleider und gingen in die Kirche. Nachher zogen wir wieder unſere ſchmutzigen Kleider an, thaten, als gingen wir Fiſche oder Krebſe fangen. Aber wehe, wenn uns der Aufſeher ſahe in die Kirche gehen; morgen gab's ſicher Prügel.“ Um dieſe Zeit forderte man in England die Freilaſſung aller Sclaven immer lauter. Dadurch wurden die Plantagenbeſitzer immer erboſter und mehrten ihre Tyrannei. Da brachen in Jamaika auf mehreren Plantagen Empörungen und Meutereien aus und nun hatten die Feinde der Miſſion Oberwaſſer.

Alle Schuld wurde auf die Missionare gewälzt. Es bildete sich zu Anfang der 30ger Jahre ein schwarzer Bund, der es öffentlich aussprach, die Verjagung aller Missionare und die Zerstörung der Kirchen sei ihr Zweck. Da die Insel zur Zeit des Aufruhrs außer dem Gesetze war und das Kriegsrecht galt, zog man umher auf den Missionsplätzen, nahm mehrere Missionare gefangen und kerkerte sie ein, mehrere 100 Neger wurden erschossen oder gehängt bloß darum, weil sie die Versammlungen der Missionare besucht hatten, 16 Kirchen der Methodisten und Baptisten wurden niedergebrannt. Da waren manche sonst blühende Gemeinden 2 Jahre lang ohne ihre Prediger. Doch hielten die meisten der Missionare unter Schimpf und Verleumdung bei ihren Negern aus und stärkten sie, so gut es gehen wollte, in ihrer Trübsal. Und da kam es denn, wie überall; die Gemeinden wurden unter der Marter geläutert, wie der Goldschmied das Silber im Feuer reinigt. „Unter allen Verleumdungen," schrieb ein Missionar 1831, „geht die Sache Christi triumphirend vorwärts. Der Glaube, den die Neger angenommen haben, stärkt sie, den häufigen Spott zu ertragen, tröstet sie, wenn sie unter der Folter seufzen, erquickt sie in der Stunde des Todes. Ich habe sie beobachtet, wenn sie unter der mörderischen Peitsche zu seufzen hatten; ich habe sie gesehen, wenn ihr Rücken mit Blut überzogen war; ich habe sie auf den Straßen gesehen, mit Ketten beladen, ein Schauspiel der Teufel, der Engel und der Menschen; und nie habe ich auch nur Ein Murren, nie Einen Vorwurf gegen ihre ungerechten Verfolger aus ihrem Munde gehört." Und als 1834 die Gährungen unter den Negern gänzlich aufgehört und die

Beſchuldigungen gegen die Miſſionare vor Gericht ſich als falſch erwieſen hatten, kehrte die Miſſionsarbeit auf Jamaika mit größerer Kraft in ihre alten Bahnen zurück. Was zerriſſen war, wurde wieder gebauet und was in den ſchweren Jahren etwa verſäumt war, wurde mit Wucher eingebracht, beides, von den Miſſionaren wie von den Negern. Und was das Beſte war: dieſe Greuel auf Jamaika hatten der Sclaverei auf allen engl. Inſeln den Todesſtoß verſetzt. Das engl. Volk beſchloß 1834, bis zum 1. Auguſt 1838 allen Sclaven in den Colonien die Freiheit zu geben und ließ ſich die Summe von weit über 100 Millionen Thaler koſten, um die Sclavenbeſitzer für ihren Verluſt zu entſchädigen.

Ehe der 1. Auguſt kam, ſprach man in Jamaika viel von Empörungen und Meutereien der Neger, die er mit ſich führen würde. Aber der Tag kam und ging und von Empörungen war nichts zu ſpüren. Nicht mit Unrecht hat man der Arbeit der Miſſionare großentheils den Preis dafür zuerkannt; ſo ſtark hatte der Sauerteig des Evangeliums die Sclavenheerden der Inſel durchdrungen. Man nehme doch nur auch einmal, welchen Umfang dieſe Jamaikamiſſion gewonnen hatte. Zu Anfang der 40ger Jahre hatten dort die Methodiſten 50 Miſſionsplätze, die Baptiſten 53, die Brüdergemeinde 12, die London. Miſſionsgeſellſchaft 14, die ſchott. 7 und die engl. kirchliche 15, viele kleine Nebenplätze gar nicht gerechnet. Die Baptiſten zählten über 33000 Gemeindeglieder und ſo verhältnißmäßig die Uebrigen. Mehrere von dieſen Miſſionsgeſellſchaften erleben auf Jamaika die Freude, daß ihre Gemeinden ſo weit gekommen ſind, daß ſie ſelbſt für ihren Unterhalt ſorgen. So die engl. kirchliche Geſellſchaft; jedes Ge-

meindeglied zahlt monatlich 6 Groschen für Kirche und Schulen. Alle 53 Plätze der Baptisten erhalten sich selbst; desgleichen die der London. Gesellschaft. Und bereits beginnt eine Missionsthätigkeit in diesen Gemeinden für ihre Brüder in der Heimath. Die 23 Negerkolonisten, welche der Baseler Missionar Riis 1843 nach der Goldküste Afrikas mitnahm, um den dortigen heidnischen Negern ein gutes Beispiel unter die Augen zu stellen, waren von den Missionsplätzen der Brüdergemeinde in Jamaika. „Meine theuren Freunde," redete einer dieser Kolonisten die Neger zum Abschiede an, „es sind nun 16 Monat, seit ich mich dazu bestimmt fühle, nach Afrika zu gehen; ich gehe gern, wenn ich daran denke, was der Heiland für mich gethan. Wenn Augenblicke kamen, da ich dachte: du sollst lieber nicht gehen, man könnte dich zu einem Sclaven machen oder dich todt schlagen, so hatte ich keine Ruhe in meinem Herzen; wenn ich aber denke: ich will gehen, weil mich mein Heiland dazu berufen hat, so fühle ich mich zufrieden. Ich kann und will mich daher auch nicht abhalten lassen; meine Verwandten haben sehr viel gegen mich gesprochen, aber wenn man auch mit vielem Gelde mich dazu kaufen wollte, so könnte ich es doch nicht lassen, nach Afrika zu gehen. Ich will gern etwas Gutes thun mit meinen Händen, wenn mir der Herr dazu helfen will, um diesen armen Leuten in jenem Lande ein gutes Beispiel zu geben. Wenn ich gehe, so gehe ich ja nicht weg von meinem Lande, ich gehe in mein Land, denn das Land Afrika ist unser Land; unsre Väter oder Vorväter sind als Fremdlinge hieher gebracht worden und wir sind auch Fremde hier, aber in Afrika sind wir in unserm eigenen Lande. Ich bitte auch meine Brüder und Schwestern, für Afrika

zu beten und für uns.“ Noch frischer hat sich dieser Missionssinn für Westafrika in den 20 Gemeinden der schott. Missionare gezeigt. Diese lasen 1841 Sonntag Abends ihren Leuten aus einem berühmten Buche über den Sclavenhandel vor und das ergriff die Leute so mächtig, daß ein Missionsverein gestiftet wurde, der auch sogleich mit einem Negerkönige der Sclavenküste am Alt-Calabar wegen eines Missionsplatzes in Unterhandlung trat. Als der König sich bereit zeigte, brachte der Verein aus seinen eigenen geringen Mitteln an 4000 Thlr. zur Ausrüstung eines Missionars zusammen und mehrere Leute waren bereit, mitzugehen, um Schulen anzulegen, eine Druckerpresse zu beschäftigen und das Predigen weit und breit anzufangen. Waddel, einer ihrer erfahrenen Missionare, wurde ausersehen, das Werk zu leiten. Ehe er nach Afrika aufbrach, besuchte er vorher England und fand ungemein viel Theilnahme. Im Laufe weniger Monate wurden in Liverpool 20000 Thlr. für ihn zusammengeschossen. Ein kleines Schiff war nöthig, um längs der Küste damit kreuzen zu können und ein Freund der Mission, Baikie von Kirkwall, schenkte sofort eine neue Schaluppe. Auch ein größeres Schiff war nöthig, um die Missionare und ihre Ausrüstung an die afrik. Küste zu bringen und der Kaufmann Robert Jamieson von Liverpool bewilligte zu dem Zwecke den freien Gebrauch eines prächtigen Schooners auf so lange, als man dessen bedürfe und zeichnete einen jährlichen Beitrag von mehrern 100 Thalern zur Bestreitung der Kosten für die Instandhaltung des Schiffes. Im Mai 1846 ist Waddel mit seinen Begleitern am Alt-Calabar angekommen und hat einen Missionsplatz angelegt.

Wer nun aber meinen wollte, es habe die Mission

auf Jamaika nichts mehr zu thun, der würde sehr irren. Vielleicht geht jetzt erst das schwerste Stück Arbeit an. Es hat nämlich die Freilassung der Neger ihre guten Seiten, sie hat aber auch ihre bedenklichen. Man hoffte anfangs, daß die Neger nach ihrer Freilassung um des Erwerbes willen bei ihren bisherigen Herren im Tagelohn bleiben würden. Es ist aber anders gekommen. Viele kauften sich Land, woran Jamaika reich war, und ließen sich auf eigene Hand nieder. Dadurch ist ein bedeutender Mangel an Arbeitern auf den Plantagen eingetreten und bereits liegen viele, die noch vor einigen Jahren im guten Stande waren, wüst. Die Plantagebesitzer verarmen und Bankerotte sind an der Tagesordnung. Der Tagelohn wird immer geringer, das Land immer billiger und somit hat der Neger immer weniger Lust, um Lohn zu arbeiten und sucht sich immer mehr sein eigenes Gütchen. So lange er damit beschäftigt ist, kennt sein Fleiß keine Grenzen und an das Kirchengehen, wenn er eine Kirche in der Nähe hat, denkt er nicht. Hat er aber ein Haus, einen Garten, ein Pferd, Zucker und Rauchtaback, dann spricht er wie der reiche Bauer im Evangelio zu seiner Seele: Nun iß und trink liebe Seele und habe guten Muth! und sein Fleiß hat ein Ende. Daß er sollte noch etwas mehr sich anstrengen, um allenfalls noch das Schulgeld für seine Kinder aufbringen zu können, das fällt ihm nicht ein; lieber läßt er das Kind mit den Schweinen die Zeit hinbringen. Und an das Kirchengehen denkt er auch dann nicht. Die Peitsche quält ihn nicht mehr, Anfechtungen leidet er nicht mehr, warum sollte er denn aufs Wort merken? So steht es jetzt mit vielen Tausenden der sogenannt „wilden“ Neger auf der Insel. Fleisches Freiheit macht

die Seele frech und ſicher, kalt und ſtolz, frißt hinweg des Glaubens Oele, läßt nichts als ein faules Holz. Und das gilt auch von den Bekehrten. Es müſſen allerwegē ſtarke Beine ſein, die gute Tage tragen ſollen, und die ſcheinen manchen Chriſten ſo wenig auf Jamaika als anderwärts gewachſen zu ſein. Die Miſſionare klagen ſchon ſtark über Weltſinn und Lauigkeit und wie die erſte Liebe in ihren Leuten erkalte. Als ſie noch unter der Peitſche waren, ſtand es anders. Es bleibt doch immer ein ſeliger Stand, der heilige Kreuzesſtand, das edle Pfand, das alle Streiter bindet! Wer ſeine Schwachheit fühlt, ſagt Amen dazu. Man iſt vor der größten Tollheit nicht ſicher, wenn einen das Kreuz verläßt. So hebt vor einem Paar Jahren in den beſten Gemeinden der Baptiſten auf Jamaika der Teufel ein Spuken an, wie es ſich kein Miſſionar mehr träumen ließ. Der heidniſche Neger nämlich iſt im höchſten Grade der Zauberei ergeben. Einen ſeiner Zauber nennt er „Obea“. Da ſchlägt der, der's verſteht, einen Nagel in einen Baum oder gräbt einen Topf voll Scherben oder Federn vor der Thür ein, nennt einen Namen dabei, ſo muß der ſterben, deſſen Namen er genannt hat. Das iſt der böſe Zauber. Es giebt aber auch einen guten und frommen, der heißt „Myall“. Wer ſich darauf verſteht, der findet das Obea in der Erde, im Hauſe u. ſ. w. auf und macht es zu Schanden und errettet vom Tode. Ehe man es ſich verſah, gab es 1842 auf den Miſſionsplätzen im Norden Jamaikas Myallleute, die im Namen Jeſu ihren Zauber trieben. Sie verſammelten ſich meiſtens des Abends, zuweilen ſogar in Kapellen und genoſſen ſtark berauſchende Kräuter, wonach ſie in einen Zuſtand von Raſerei geriethen, unter den fürchterlichſten

Zuckungen tanzten, schrieen, sangen und schändliche Dinge trieben. Wie eine ansteckende Krankheit verbreitete sich die Sache von Platz zu Platz; die Zuschauer wurden wie vom Schwindel ergriffen und mit hineingezogen und es war entsetzlich zu hören, wie ihr Zustand ihnen eine Qual sei und sie gern los möchten, aber der böse Geist ließe sie nicht. Eines Tages gelang es der Polizei, sich einer Bande von etwa 40 zu bemächtigen, an welche sich auf dem Wege zur Stadt noch ganze Schaaren anschlossen. Es waren Männer und Weiber und sie betrugen sich im Verhör wie Besessene, sprachen allerhand tolles Zeug, wie z. B. „es ist der Herr Jesus;“ „wir nicht toll;“ „wer sagen, wir toll?“ „uusch! uusch! uusch!“ und sie seien so stark durch den Myall, daß sie sich nicht fürchteten und wenn auch 4 Mann gegen Einen von ihnen aufständen. — So haben also die Missionare auf Jamaika noch vollauf zu thun.

Zu diesem Missionsgebiete gehört nun eigentlich auch noch die Küste von Guiana, wo englische und dänische Pflanzer eben solche Negersclaven zu vielen Tausenden in ihren Plantagen hielten und halten, wie auf den Inseln. Auch hieher hat die Brüdergemeinde zuerst die Missionsliebe gerichtet. 1738 kamen ihre ersten Boten in den dänischen Besitzungen (Surinam) an, wurden sehr schlecht von dem dortigen Statthalter aufgenommen, fanden aber doch in dem Landhause eines barmherzigen Pflanzers ein Unterkommen. Sie haben treu unter vielem Kreuze ausgehalten und legten später einen Missionsplatz in der Hauptstadt Paramaribo an. Am bedeutendsten blieb immer ihre Arbeit auf den Plantagen, aber auch sehr schwierig, weil dieser Wirkungskreis sehr ausgedehnt ist. Sie haben jetzt über

7000 Leute in ihrer Pflege. Noch schwieriger ist ihre Arbeit unter den sogenannten Buschnegern. Das sind entflohene Sclaven, die frei in großer Versunkenheit und alter afrikan. Abgötterei in den Wäldern leben. Schon früher hatte die Brüdergemeinde unter ihnen einen Missionsplatz, der aber später aufgegeben werden mußte. 1841 ist er wieder erneuert, wird Bambei genannt und zählte ein Paar Jahre darauf schon wieder an 30 Getaufte. Auch befindet sich in der holländ. Kolonie ein besonderer „surinamischer Verein“ zur Ausbreitung des Christenthums unter der dortigen Negerbevölkerung. — In dem englischen Guiana arbeitet die engl. kirchliche Miss. Ges. zugleich mit der Londoner. Die Erstere hat nur 2 bis jetzt unbedeutende Plätze daselbst. Viel gesegneter sind die Plätze der Anderen, deren Zahl sich auf 20 beläuft. Einige von ihnen sind schon zu unabhängigen Pfarreien geworden; gegenwärtig sind aber die Meisten durch den üblen Geist, der sich seit einigen Jahren unter den Negern kund gethan hat, gestört.

Wir wenden uns nun noch einem Missionsfelde zu, welches gleich diesem Westindiens die schönsten Früchte getragen hat, nämlich der Südsee,

Australien.

Kaum waren durch den berühmten Seefahrer Cook diese Inseln in Europa etwas bekannter geworden, so begann auch schon die Predigt des Evangeliums auf ihnen. Ein englischer Prediger in Sidnei auf Neuholland, Sam. Marsden, ist der erste gewesen, welcher ohne Aufhören und immer dringender in dem Anfange der 90ger Jahre des vorigen Jahrhunderts dazu auf-

forderte. So richteten denn die ersten Boten der Lond. Gesellschaft ihren Weg dahin. 1797 segelten 25 derselben unter der Leitung des frommen und weisen Schiffscapitains Wilson aus. 18 von ihnen siedelten sich auf der größesten der Gesellschaftsinseln, auf Tahiti, an, wo sie von dem damaligen Könige sehr bereitwillig aufgenommen wurden. Nicht so gut ging es denen, welche Wilson auf den Markesas- und Freundschaftsinseln aussetzte. Die gaben bald ihre Arbeit auf. Trotz des guten Empfangs wurden jedoch auch auf Tahiti einige Missionare durch die Grausamkeiten, die sie um sich her sahen, so muthlos, daß sie nach Sidnei flohen und die Miss.-Ges. 12 neue Boten nach Tahiti zu Hilfe senden mußte. Als der König Pomare II. zur Herrschaft kam, wurde 1803 die Ruhe auf der Insel hergestellt. Pomare wurde zwar den Missionaren bald sehr gewogen; aber trotz dem, trotz allem Unterrichten, Reisen und Predigen wollte sich 16 Jahre lang nicht die geringste Frucht des Evangeliums an den Herzen der Insulaner zeigen. Sie lernten viel; aber ihre Kriege und ihre scheußlichen Götzendienste gingen ungestört weiter und keiner bekehrte sich zu dem lebendigen Gott. Schon waren die Missionare bei einem neuen Kriege von Tahiti entflohen und nahe daran, nach England zurückzukehren, als sich 1813 die ersten Zeichen der Bekehrung sehen ließen. Vor allen an König Pomare selber, der zuvor ein wahrer Ausbund von Wütherich gewesen war. Ihm folgten manche in den beiden nächsten Jahren nach, entsagten dem Götzendienste und ließen sich den Unterricht und die Predigt der Missionare gefallen. Das war den andern Götzendienern gar nicht lieb. Pomare selber wurde von ihnen aus Tahiti vertrieben; überall

auf der Insel verfolgte man die, die sich zu den Missionaren hielten. Da gewann 1815 in einer merkwürdigen Schlacht Pomare sein Königreich wieder und das war der Anfang des entschiedensten Sieges des Christenthums über das dortige Heidenthum. Nicht allein in Tahiti sank von nun an der Götzendienst immer mehr, sondern auch auf den benachbarten Inseln Eimeo, Huahine, Rajatea, Borabora, Tahaa. Viele Götzenbilder waren schon gestürzt und ihre Tempel verödet, aber immer war noch keiner aus dem Volke getauft worden. Die Missionare waren sehr gewissenhaft; sie wollten erst Früchte der Buße an den Bekehrten sehen. 1819 wurde der erste Mann von Tahiti getauft und der war König Pomare. Ihm folgten viele seines Volkes nach. Man bauete Kirchen und Schulen; eine Druckerpresse auf Tahiti verbreitete in die Landessprache übersetzte christliche Bücher; statt des alten Tabu ward nun la Tabu, der Sonntag, eingeführt; die Abscheulichkeiten des Götzendienstes hörten auf; die Gewerbe und Künste des Friedens fingen an zu blühen; ein Gesetzbuch schrieb der König für sein Reich mit eigener Hand nach christlichen Grundsätzen. Schon 1821 berichtete ein Reisender von den Bewohnern dieser Inseln: „Mich sollte die Mühe, zehnmal die Welt zu umschiffen, nicht gereuen, um Zeuge dessen zu sein, was Gott unter diesem abgöttischen Volke gethan hat.“ Seitdem ging das Werk Gottes auf dieser ganzen Inselgruppe immer vorwärts, Gemeinden auf Gemeinden entstanden; auf Eimeo wurde ein Seminar für eingeborene Lehrer angelegt; man suchte mit Weisheit und Mäßigung europäische Kultur einzuführen, der Brantwein wurde verboten, die große Sterblichkeit früherer Zeiten nahm

immermehr ab und die Inseln bedeckten sich von Jahr zu Jahr mehr mit Dörfern. Leider hat dies schöne Werk durch die Besitznahme der Franzosen von Tahiti in den letzten Jahren viele Störung u. manch bittern Stoß erlitten.

Kaum hatte indessen das Licht des Evangeliums auf den Gesellschaftsinseln zu leuchten begonnen, so warf es seine Strahlen auch schon in die umliegende Inselwelt. Fähige bekehrte Insulaner zogen als Lehrer aus oder man kam von den benachbarten Inseln und sah, was dort geschehen war und ward für das Christenthum gewonnen. So wurden in den 20ger Jahren die südlich gelegenen Australinseln sämmtlich durch eingeborene Lehrer bekehrt. Dasselbe geschah auf den nach Osten liegenden vielen kleinen Inseln des gefährlichen Archipels. Auf den noch östlicher gelegenen Marquesas- und Gambierinseln sind aber mehrfache Missionsversuche an der Wildheit der Eingeborenen gescheitert und gegenwärtig sind beide Inselgruppen Hauptplätze der röm. katholischen Mission geworden. Der äußerste Punkt im Osten dieses Inselmeers, der von Tahiti aus erleuchtet ist, ist die kleine Insel Pitcairn, woselbst sich eine kleine Gemeinde von etwa 100 Seelen befindet, die aus Tahitiern und Engländern besteht, welche nach seltsamen Führungen sich daselbst niedergelassen haben.

Noch heller warf das Evangelium von den Gesellschaftsinseln aus sein Licht nach Westen. Es ist besonders ein Mann gewesen, der es an 20 Jahre lang unermüdet in die finsteren Nächte des dortigen Heidenthums hinaustrug und der sich dadurch den Namen des Apostels der Südsee erworben hat. Es war John Williams, Missionar der Lond. Gesellschaft. 1821

fuhr er zuerſt mit eingeborenen Lehrern an Bord den Harveyinſeln zu. Es ſind ihrer 7 und bis dahin in Europa wenig bekannt, an 240 Stunden von Tahiti fern. Er fand alles im tiefſten Heidenthum von Krieg und Krankheit geplagt und ſetzte ſeine Lehrer aus, unter denen ſich Papeiha vor allen durch Eifer und Liebe zu ſeinen heidniſchen Brüdern hervorthat. Es ſind nur 6 Jahre nöthig geweſen, ſo war durch mehrere Beſuche und die zurückgelaſſenen Lehrer das Heidenthum auf allen 7 Inſeln ſo weit geſtürzt, daß man den Götzen entſagt hatte, den Lehrern gern zuhörte und anfing, von den alten rohen Weiſen abzulaſſen. Gegenwärtig iſt wenigſtens auf den kleinern Inſeln das Chriſtenthum überall eingeführt und es iſt, als ob man dort im chriſtlichen Lande lebte. Rarotonga, die Größeſte, iſt von etwa 6000 Menſchen bewohnt, unter denen über ¾ getauft ſind, auch ſonſt das Werk der Bekehrung immer noch rüſtig fortgeht. Es iſt einer der wichtigſten Miſſionsplätze der London. Geſ. in der Südſee und war Williams Lieblingsinſel. Es haben ſich auf ihr 3 Hilfsmiſſionsgeſellſchaften gebildet. Als man die letzte ſtiftete, brachte ein Jeder als ſeinen Beitrag einen Korb mit Brotwurzeln, wovon im Ganzen 700 Pfund einkamen. An baarem Gelde kamen 14½ Thaler ein. Außerdem wurde eine Menge Gaben gebracht, an ſich zwar geringen Werthes, doch aber auf eine liebliche Art die Willigkeit des Volks bekundend, mit der es das gab, was es vermochte. Es fanden ſich unter dieſen Kleinigkeiten 13 Vögel, 13 Bündel Federalaun, 32 kleine niedlich gearbeitete Körbchen, 42 ſteinerne ehemalige Streitärte, ein Korb mit Halsſchmuck und andern heidniſchen Putzſachen. Die

Kinder brachten 7 Körbe mit verschiedenen Arten Seemuscheln und viele heidnische Ohrgehänge. Und dazu sagte unter andern ein alter Mann in den Reden, die die Eingeborenen an diesem Tage hielten: „Ich habe unter der Regierung von 4 Königen gelebt. Unter der des Ersten war ich noch jung. Wir führten unaufhörlich Krieg und lebten in steter Furcht und Kümmerniß. Unter der des Andern betraf uns eine schwere Hungersnoth und wir glaubten alle umzukommen. Wir aßen Ratten, Gras, Holz aller Art und noch manches Andere, was ich nicht nennen mag. Unter der Dritten wurden wir von 2 andern Stämmen der Insel angegriffen und eine Beute derselben. Wer fischen ging, kam selten wieder und wenn ein Weib nach Nahrung ausging, sah man sie gewöhnlich nicht wieder und auch sonst habe ich viele Thaten der Finsterniß damals mit eigenen Augen angesehen. Da aber besuchte uns unter der Regierung dieses dritten Königs ein vierter König — ein großer König, ein mächtiger König, ein guter König, ein König der Liebe, Jesus der Herr vom Himmel! Dieser gewann den Sieg und eroberte unsere Herzen. Wir wurden alle seine Unterthanen; daher haben wir nun Friede und volles Genüge in dieser Welt und hoffen, bald mit ihm im Himmel zu wohnen.“

An dieser Beute des Kreuzes Christi hatte Williams aber nicht genug. Er hatte zu Tahiti oft von den Wilden auf den Schifferinseln (Samoainseln) reden hören. Sie waren weit und breit für die besten Schiffer bekannt; aber man erzählte auch von ihnen, daß ihre Füße ebenso eilend wären, Blut zu vergießen, als ihre Kähne, über das Meer zu fahren. Williams brannte nicht minder, als die eingeborenen Lehrer vor

Verlangen, dahin zu gehen. 1830 machte er sich in einem elenden Fahrzeuge von 60 Fuß Länge und 18 Fuß Breite auf den 240 Stunden weiten Weg nach den Schifferinseln. Es war noch ein Missionar und acht eingeborene Lehrer mit ihren Weibern bei ihm. Sie kamen grade auf der Größesten der Schifferinseln, auf Sawaii an, als ein furchtbarer Krieg unter deren Bewohnern wüthete. Doch nahm man die Lehrer gern auf und Williams fuhr davon. Nach zwei Jahren konnte er erst wiederkommen. Aber das war eine Freude! Er fand, daß alle angesehenen Häuptlinge und die meisten Bewohner der Insel sich zum Christenthume bekannten; sie hatten Schulen und eine Kapelle gebaut und das Wort Gottes hatte sich über 30 Dörfer auf Sawaii und den benachbarten Inseln verbreitet. Man ließ nicht nach: Williams sollte entweder bleiben, oder andere Missionare statt seiner ihnen schaffen. So that er ihnen denn den Willen, reiste nach England und kehrte mit sechs Missionaren nach diesen Inseln zurück. Nirgends ist wohl das Missionswerk lieblicher und so ohne großen Widerspruch vor sich gegangen, als seit 1836 auf den Schifferinseln. Es ist ein ganz besonderer stiller Segen dabei gewesen. In derselben Bucht, wo die Insulaner den französischen Seefahrer Delangle mit 200 Keulenschlägen ermordeten, bauten sie nach 50 Jahren als friedliche und demüthige Christen ein Bethaus. Und als die sechs Missionare von England auf Upolu ausgeschifft waren, war die Freude darüber in des Königs von Upolu Herzen so groß, daß er die Einwohner des Landstrichs Aana, die seit dem letzten Kriege in Verbannung und bedrängt lebten, einlud, wieder in ihr Land zurück zukehren;

er wolle nun alles gut sein lassen. Da die Meisten dieser Verbannten sich in der Nähe der Lehrer aufgehalten, auch etliche unter ihnen lesen und öffentlich beten gelernt hatten, fingen sie nun bald einen Gottesdienst eben an der Stelle an, wo vor dem Kriege „Satans Sitz“ war. 8 bis 9 Dörfer blüheten auf, wo vor wenigen Monaten kaum eine Hütte stand. Jedes Dorf hat nun eine oder mehrere Schulen und jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag wird Gottesdienst gehalten. Diese stille, aber tiefgehende Erweckung hat sich allen Schifferinseln mitgetheilt und man zählt schon mehrere Tausende, die sich haben taufen lassen und als Christen wandeln. Die Sitten der Leute, ihre Geschicklichkeit im Häuserbauen, in Verfertigung der Fahrzeuge und andere Künste zeichnen sich sehr vor dem aus, was bei den Bewohnern der Gesellschaftsinseln anzutreffen war. Sie haben einen hohen Grad von Würde und Anstand in ihrem Benehmen gegen Besuchende und Fremdlinge. Ihre gewöhnliche Kleidung war früher sehr gering, jetzt gehen sie sehr anständig gekleidet und eine Versammlung derselben am Sonntage in ihrem Festschmuck zu sehen, ist ein ganz lieblicher Anblick. Ein engl. Schiffscapitain gestand vor einem Paar Jahren, es sei jetzt vergeblich, Flinten und Pulver nach diesen sonst so kriegslustigen Inseln mitzunehmen; die Leute verlangten dort nichts Anderes mehr als Bücher, Missionare, Federn, Tinte, Schiefertafeln und Papier. Schon sind mehrere Eingeborene von dieser jungen Mission als Lehrer nach andern Inseln der Südsee ausgegangen. Als neulich 16 derselben sich zur Abfahrt rüsteten, forderte ein dortiger Missionar die Kinder seiner Gemeinden auf,

ihnen zur Ausrüstung behilflich zu sein. Darauf wurde in einem Walde von Brodfruchtbäumen eine große Versammlung von Kindern gehalten, die brachten herbei mehr als 400 Ellen engl. Zeug, 87 feine inländische Matten, 369 Stück inländisch Zeug, 8 Beile, 12 Scheeren, 3 Rasirmesser, 5 Taschenmesser und etliches baares Geld; dazu hatten sie 29 Kähne zum Gebrauche der Lehrer gebauet, das Ganze mochte an Werth drittehalbtausend Thaler betragen.

Wir können den Miss. Williams noch ein Stück nach Westen zu begleiten, müssen aber doch zuvor noch einmal nach Osten zurück. Da ist noch ein sehr merkwürdiges Missionsfeld zu besuchen, nämlich die Sandwichinseln. Sie sind die besuchtesten Inseln der ganzen Südsee. Es wimmelt von Europäern auf ihnen, besonders auf der Größten, auf Hawaii. Die brachten denn auch allerhand Aufklärung den Insulanern bei und diese, wie das Beispiel auf den Gesellschaftsinseln, bewirkte nach dem Tode des mächtigen Königs Tamehameha I., den man den Napoleon der Südsee genannt hat, daß 1820 unter geringem Widerspruche einiger Priester und Häuptlinge die Tempel und Götzenbilder auf Hawaii niedergeworfen und verbrannt wurden. Das Volk wäre in den fürchterlichsten Unglauben gerathen, wenn nicht die allgem. amerik. Miss. Ges. in demselben Jahre 5 Missionare mit fünf jungen Sandwichinsulanern, welche in Nordamerika erzogen waren, nach Hawaii sandte, um daselbst eine Mission zu begründen. Sie wurden unter großem Jubel von den Insulanern empfangen. „Wir haben keine Religion mehr; gebt uns eine Andere! Wir warten auf eure Lehre!“ Die Nachricht

von diesem Ereignisse auf Hawaii rief gleich noch 30 Missionare von der amerik. Ges. herbei und nun erhoben sich Schulen für Jung und Alt; verschiedene Missionsplätze wurden auf Hawaii und den Nachbarinseln angelegt, Seminare und Druckereien eingerichtet und in kurzer Zeit entstand eine allgemeine Regung für das Christenthum. Es unterblieb freilich auch hier die Feindschaft gegen das Evangelium nicht; bei manchen erwachte auch wieder die alte Liebe zu den Götzen; kurz man merkte bald empfindlich, daß die Insulaner dadurch noch keine Christen geworden waren, daß sie die Götzenbilder weggeworfen und die christliche Lehre gern anhörten. Da fehlte noch viel. Doch war der Einfluß der Missionare nach fünf Jahren schon so bedeutend, daß die zügellosen europäischen Matrosen, die früher ungestört ihre Schändlichkeiten an diesen Küsten trieben, sehr über die Frömmigkeit dieser Leute zu klagen anfingen. Sie verlästerten die Mission in aller Welt und einige Jahre hindurch haben die Missionare dort mehr von diesen Christen, als von den Heiden zu leiden gehabt. Indessen ging das Missionswerk doch seinen Gang weiter, nachdem sich die Missionsgesellschaft genau von der Unwahrheit der Gerüchte über ihre Boten unterrichtet hatte. Künste und Gewerbe nahmen zu, ein Landesgesetzbuch wurde abgefaßt und 1837 waren über 1200 Sandwichinsulaner getauft. Die Missionare klagten aber in ihren Berichten immer über Mangel an Ernst und Heiligung bei den Getauften, wenn sie auch sonst die Lernbegier, den Wachsthum in äußerer Gesittung und besonders den zahlreichen Kirchen- und Schulbesuch der Eingeborenen lobten. Der war wohl nirgends so groß als auf den Sandwichinseln. Auch hatten sich um diese

Zeit Missionare der röm. katholischen Kirche mit Gewalt eingedrängt. Da hat sich denn 1838 dort eine Erweckung zugetragen, wie in der neuesten Missionsgeschichte nirgends anders wo ein gleiches Beispiel von so kurzer Zeit und so gewaltigem Erfolge aufgewiesen werden kann. Man hat es vielfach eine Ausgießung des heiligen Geistes genannt und die Beschreibung, die die Missionare von der ganz ungewöhnlichen Erscheinung machen, muß jeden in das größte Erstaunen setzen. Von Hawaii schrieb 1838 ein Missionar seiner Gesellschaft: „die große Gnade Gottes gegen dieses Volk treibt mich heute an, Ihnen zu schreiben. Durch seine herzliche Barmherzigkeit hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe; das letzte Jahr ist uns ein Jahr der Gnade des Allerhöchsten gewesen, denn er hat große Dinge an uns gethan. — Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, bin ich unablässig beschäftigt gewesen, zu predigen, umherzureisen und die Taufcandidaten zu prüfen. Ich predige 7—20 Mal wöchentlich und doch ist das Volk immer voll Begierde zu hören. Eine große Versammlung kann hier auf die kürzeste Nachricht fast zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zusammengebracht werden. Zuweilen steigen sie auf 5, 6 ja 7000. Ueberall herrscht eine große Bewegung unter den Sündern. Viele, die bei frühern Gelegenheiten in ihren Häusern blieben oder sich im Gebüsch versteckten vor dem Lichte der Wahrheit, kamen bei meiner letzten Reise durch die Districte Hilo und Puna aus ihren Schlupfwinkeln hervor und beugten ihre Knie mit Thränen vor dem Herrn Jesu. In meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen, daß am ersten Sonntage im Januar 1838 104 in die Gemeinde aufgenommen wurden; am ersten Sonntage

des März kamen 502 Neue hinzu; am ersten Sonntage des Juli taufte ich 1705. Das war ein großer, herrlicher Tag, unvergeßlich! Ich taufte alle 1705 an einem Nachmittage und brach dann das Brot 2400 Communicanten. Bei der Auswahl und Prüfung der 1705 Taufcandidaten brachte ich viel Zeit mit Gebet und Thränen zu. Jeden sprach ich 5—6 Mal einzeln und mehrmals predigte ich allen zusammen. Während meiner Reise in Hilo und Puna taufte ich gegen 452 Personen. Dies waren besonders alte, kranke und schwache Leute, die lange schon Kennzeichen der Bekehrung gegeben, aber zu schwach waren, nach der Missionsstation zu kommen. Zum Trost dieser und anderer Alten und Schwachen theilte ich an mehreren Punkten, die ich bereiste, das heilige Abendmahl aus. An unserm Communiontage, dem ersten Sonntage dieses Monats (September) wurden wieder 618 zu der Gemeinde hinzugethan, so daß in diesem Jahre zusammen 3381 auf ein Bekenntniß ihres Glaubens an den Herrn Jesum aufgenommen sind. Die ganze Zahl der in der Gemeinschaft befindlichen beträgt jetzt 3500. 500 Taufcandidaten sind schon wieder für den nächsten Communiontag im Vorschlage. — Aber Sie werden fragen: Wie wandelt denn die Gemeinde und namentlich die Neubekehrten, wie sind sie beschaffen? Bis jetzt stehen sie fest und zeigen sich recht gut und für ihre redliche Bewahrung zur Seligkeit habe ich mehr Hoffnung als für jede ähnliche Zahl unter den Bekennern Christi in Amerika. Freilich sind sie unwissend und ohne äußere Bildung, aber ich bin überzeugt, mehrere als in irgend einer andern Gemeinde haben unter ihnen einen einfältigen, seligmachenden Glauben. Viele beten, wie ich — nach

dem Außenschein zu urtheilen — nie in meinem Vaterlande habe beten hören. Mit Thränen, mit herzschmelzender Inbrunst, mit einer Dringlichkeit, die sich nicht abweisen läßt, halten sie oft Gott seine Verheißungen vor und empfangen von ihm, wie man nicht anders sagen kann, die gradeste, bestimmteste Erhörung ihrer Gebete. Sie nehmen Gott bei seinem Worte und mit einem einfältigen kindlichen Glauben, den keine Ueberlieferung, keine eitle Grübelei, keine verfeinerte Zweifelsucht verfälscht hat, treten sie mit Freudigkeit vor den Gnadenthron. Oft habe ich mich geschämt und hätte mein Angesicht in den Staub verbergen mögen, wenn ich Zeuge dieser ernsten Kämpfe war, in denen sie mit Gott rangen und überwanden. Wahrlich, mußte ich oft ausrufen, was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache, was stark ist, daß sich vor ihm kein Fleisch rühme. Könnten Sie einen Blick werfen auf diese bunte Gruppe, wenn sie die Stufen zu Gottes Hause hinansteigen, oder um den Tisch ihres Heilands sitzen, gewiß dieser Anblick würde Ihr Herz tief bewegen. Die Alten, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden, die Gichtbrüchigen, die mit mancherlei Seuchen und Plagen behafteten, solche, deren Augen, Nasen, Lippen oder Glieder noch die Spuren der eigenen oder der Wollust ihrer Eltern tragen, oft mit höchst entstellten und zerstörten Gesichtszügen kommen trippelnd, auf ihre Krücken gestützt oder von ihren Freunden geführt herbei und sitzen am Tische ihres Herrn, der sie zu Gaste geladen. Unter diesen sieht man den weißhaarigen Götzenpriester, der noch nicht lange erst seine Hände von Menschenblut abgewaschen hat, zusammen

mit Dieben, Ehebrechern, Sodomitern, Zauberern, Mördern, Straßenräubern, ja mit Müttern, die ihre Hand in das Blut ihrer eigenen Kinder getaucht haben. Alle dieſe kommen vor dem Kreuze Chriſti zuſammen, ihre Feindſchaft iſt getödtet, ſie ſelbſt ſind gewaſchen, geheiligt, gerechtfertigt durch den Namen des Herrn Jeſu und durch den Geiſt unſers Gottes. — Verhältnißmäßig ſind nur wenige Fälle der Ausübung der Kirchenzucht vorgekommen und das für ſolche Uebertretungen, welche in den meiſten amerikan. Gemeinden möchten überſehen werden. In der Gemeinde von 3500 ſind 4—5 Fälle von Ehebruch vorgekommen, einem Laſter, dem die Eingeborenen durch ihre Lebensweiſe beſonders ausgeſetzt ſind. Die Meiſten der Gefallenen geben jetzt Zeichen der wahren Buße und ich kann nicht behaupten, daß einer unter ihnen gänzlich abgefallen ſei.“ Dieſer ſelbe Miſſionar taufte während des letzten Vierteljahrs 1838 noch 1593 Perſonen, ſo daß in dieſem denkwürdigen Jahre an 5000 Seelen in die Gemeinde allein auf dieſem einzigen Miſſionsplatze aufgenommen wurden. Aehnlich ging es auf andern Plätzen und auf andern Inſeln in der Nähe von Hawaii und noch 1842 dauerte dieſe Bewegung fort, in welchem Jahre auf 19 Plätzen 25 Miſſionare mit vielen eingeborenen Lehrern arbeiteten. Der Mittelpunkt der ganzen dortigen Miſſionsthätigkeit iſt die Stadt Honolulu auf Oahu mit etwa 10000 Einwohnern. Hier finden ſich Druckereien und Erziehungsinſtitute, welche letztern ſchon ſolchen Ruf erlangt haben, daß Engländer und Amerikaner von Californien her ihre Kinder hieher zum Unterricht geben. Die Ernte unter den Heiden iſt freilich immer noch ſehr groß. 150000

Einwohner rechnet man auf den Sandwichinseln; davon wurden 1843 über 1100 getauft; etwa 24000 waren Communicanten.

Noch etliche Jahre früher als auf den Sandwichinseln trug sich eine ähnliche Erweckung der Heiden der Südsee auf den Freundschaftsinseln zu. Man suche sie in der Nähe der Fischerinseln, von denen ich kurz vor den Sandwichinseln redete, etwas südlicher als diese gelegen. Auf einer von diesen 100 kleinen Inseln, Namens Tonga, hatte Wilson 1797, als er die ersten Missionare nach diesem Meere führte, 10 Missionare gelandet, die sich 2 Jahre lang ohne weitere Gefährde dort aufhielten. Als aber 1799 drei von ihnen, Bowel, Gaulton und Huper, höchst grausam ermordet wurden, flohen die übrigen 7 nach Sidnei. Erst seit 1822 sandte die engl. methodistische Miss.-Ges. neue Boten hin, welche aber in den ersten 10 Jahren mit vielen Schwierigkeiten, selbst Todesgefahren, zu kämpfen gehabt haben. Obgleich ihnen einige eingeborene Lehrer von Eimeo zur Seite standen, hatten sie doch 1828 erst 12 Insulaner getauft und wenn auch mancher Häuptling sehr freundlich gegen sie gesinnt war, so suchte man bei ihnen doch ganz etwas Anderes als das Heil der Seele. Aber seit 1830 fand das Evangelium immer tiefern Eingang. Es wurde auf der ganzen Inselgruppe fleißig Schule gehalten und viel gepredigt. Da ereignete sich in dem für diese Inseln denkwürdigen Jahre 1834 eine die Meisten von diesen Inseln überfluthende, ganz ähnliche Erweckung wie später 1838 auf den Sandwichinseln. Man nannte das damals nur so das Pfingstfest in der Südsee. Jetzt mögen an 10000 Personen zur Kirche gehören, von

denen etwa 7000 Communicanten sind. Doch haben die 8 dort ansässigen Missionare immer noch voll auf zu thun, da sich noch viel heidnisches Wesen auf mehreren dieser Inseln findet, auch noch hin und wieder sich ein Häuptling auf den schon bekehrten Plätzen gegen das Christenthum setzt.

Und nun ist uns noch ein Missionspunkt unter der braunen Bevölkerung der Südsee übrig, nämlich Neuseeland, ein weit nach Süden zu gelegenes Land. Es besteht aus zwei fruchtbaren Inseln, Tavai Punamu die südliche Größere und Ika na Mavi die nördliche Kleinere, die größer als England und Schottland zusammen genommen sind. Das Evangelium ist dorthin nicht von den östlichen Inseln der Südsee gekommen, sondern von Neuholland her. Hier auf der neuholländischen Küste Neusüdwallis haben die Engländer eine Niederlassung gegründet, wohin sie ihre Verbrecher ausführen, deren Hauptorte jetzt die Städte Sidnei und Paramatta sind. In Paramatta war im Anfange dieses Jahrhunderts der erste Caplan der engl. Kirche in Neuwallis der schon genannte Sam. Marsden, ein frommer glaubensstarker Mann. In dem Hafen von Paramatta sah Marsden häufig die Neuseeländer, welche zum Tauschhandel dahin kamen. Die Engländer behandelten sie gemeiniglich roh und betrüglich. Das that dem Marsden weh, denn er hatte das schöne, tapfere und kluge Volk der Neuseeländer lieb. „Sie haben ein ungemein gutes Antlitz; die Nase ist grade und fein, zuweilen auch gebogen, eine schöne freie hohe Stirn, nicht dicke Lippe, die Farbe ist lichtbraun und auf der bedeckten Haut noch heller, die Gesichtfarbe ist nicht bleich, sondern frisch

und die Wangen roth. Das schwarze glänzende Haar ist theils schlicht, theils gekräuselt, nie wollig. Der Blick ist offen, frei, sanft, aber männlich; das schwarze oder braune Auge durchdringend; die Statur hoch und muskulös. Im Ganzen haben sie ein ungemein verständiges Ansehen und das sind sie auch.“ Ueber den ganzen Leib sind sie tätowirt, doch gewöhnlich in zwei Decken von Flachs gekleidet, die ein Gürtel zusammenhält. Marsden gründete endlich eine Schutzgesellschaft für sie in Paramatta und Sidnei. Die nahm sie freundlich auf, speiste und tränkte sie, während sie im Hafen lagen und schützte sie gegen die Unbill der Kolonisten. Das merkten sich die Neuseeländer wohl und zu Hause sangen die Kinder in den Wäldern das Lob des guten weißen Mannes von Paramatta. Indessen war Neuseeland immer noch als ein Land der Menschenfresser sehr verrufen und es mochte sich lange Zeit keiner unter ihnen niederlassen. Marsden wandte sich aber dennoch an die engl. kirchliche Miss. Ges. und bat um Missionare. Es kamen auch welche, nur konnten sie lange kein Schiff finden, das sie nach Neuseeland bringen mochte. Endlich 1814 fuhren sie in Begleitung zweier neuseeländ. Häuptlinge und mit dem Gruße des Marsden versehen den Inseln zu. Als sie auf Ika na Mavi landeten, fiel ihr erster Blick auf die Trümmer eines Schiffes, dessen Mannschaft zum großen Theile von den Eingeborenen gefressen war. Sie ließen sich im Norden der Insel an der Inselbucht nieder. Da kauften sie für 12 Aexte 200 Morgen Land, machten einen Kaufbrief, ein Häuptling malte die Züge, mit welchen sein Gesicht tätowirt war, als Unterschrift aufs Papier und sie legten den Missions-

platz Rangihu an, jetzt Tepuna. Es waren noch mit ihnen wohlgesinnte Kolonisten angekommen. Marsden kam auch selbst herüber und gewann vieler Herzen. Das Beste aber, was er that, war, daß er in Paramatta eine Anstalt zur Ausbildung junger Neuseeländer zu künftigen Lehrern anlegte. Die Neuseeländer fanden sich häufig bei den Missionaren ein, denn es ist ein lernbegieriges Volk. Aber sie wollten von ihnen besonders Ackerbau, Handwerk und Künste erlernen; die Unterweisung zur Seligkeit und wahren Bekehrung der Herzen konnte lange keinen Eingang bei ihnen finden. Dabei hatten die Missionare viel von ihrem wilden Wesen und ihren Kriegen zu leiden. An den Thüren ihrer Wohnung steckte man die Köpfe der erschlagenen Feinde zum Spott auf. 1819 legte Marsden einige Stunden von Rangihu eine neue Missionsniederlassung an, wozu er 13000 Morgen Landes einem Häuptling abkaufte. Und so wurden von der engl. kirchlichen Miss. Ges. nach einander mehrere Plätze gegründet, welche sich jetzt auf 22 belaufen. Seit 1823 hat auch die engl. method. Miss.-Ges. nach Neuseeland ihre Boten gesandt, die anfangs unter großen Drangsalen gearbeitet, jetzt aber schon 13 Missionsplätze angelegt haben, welche sämmtlich an der Westküste entlang liegen. Wohin die Missionare nicht selbst gingen, dahin gingen zahlreiche eingeborene Lehrer. Denn bei der anfänglichen Stumpfheit für das Evangelium ist es nicht geblieben. Es zeigte sich doch bald als eine Gotteskraft und durchdrang wie ein Sauerteig die ganze Insel. Gewiß kann man dies Beides sagen, daß Erkenntniß vom Heile durch Schule und Predigt unter mehr als 50000 Neuseeländern angebahnt ist

und daß die Grausamkeiten und wilden Sitten derselben, die sie noch vor wenigen Jahren das Blut der Feinde mit Wollust trinken lehrten, wenigstens in dem nördlichen Theile von Ika na Mavi der Gesittung und gesetzlichen Ordnung weichen. Doch ist damit nicht gesagt, daß nicht auch Bekehrungen vorkämen. Die engl. kirchl. Missionare haben an 35000 Neuseeländer in ihren Kirchen, von denen etwa 3000 Communicanten sind. Die Methodisten zählen über 3200 Gemeindeglieder. Als die erste Druckerpresse 1835 auf der Insel angekommen war, schrieb der Missionsbuchdrucker nach England: „Als wir am Ufer landeten, streckten sie überall her die Hände nach uns aus und riefen voller Freude: „Na pai mihanere!“ (sehr guter Missionar) und als man ihnen zu verstehen gab, ich sei gekommen, um ihnen die Bücher zu drucken, waren sie ganz außer sich vor Entzücken. Kein Held der alten Zeit konnte von seinem Heere mit lauterem Jubel aufgenommen werden. Der 3. Januar 1835 war der merkwürdige Tag in der Geschichte Neuseelands, da die erste Buchdruckerpresse ans Land gebracht wurde und ich war genöthigt, gleich auf dem Sande alles aus einander zu legen, um ihnen die Sachen zu zeigen. Sie tanzten, sie schrieen, sie harfen sich im Wasser herum und ließen den wildesten Ergüssen der Freude ihren Lauf. Ueber die ganze Insel hin herrscht eine mächtige Bewegung der Gemüther und Häuptlinge von entfernten Stämmen kommen herbei, um Lehrer und Bücher zu holen. Ich habe selbst gesehen, wie sie mit Freuden schwere Lasten von Kartoffeln herbeitrugen, um ein Buch zu bekommen.“ Diese Begier nach Büchern und Lesen, und die Gabe zu lehren und zu unterrichten unter den Eingeborenen

ist dieser Mission ganz eigenthümlich. Die Missionare sind auf ihren Reisen im Innern in Gegenden gekommen, wohin nie ein weißer Mann einen Fuß gesetzt hatte, und sie fanden Schulen und Kapellen erbauet und eingeborene Lehrer, die von Niemand gesandt waren, lehrten darin und man versammelte sich zum Gottesdienst, so gut man davon aus dem neuen Testamente verstand, welches man sich von den Missionsplätzen geholt hatte. Die brit. und auswärtige Bibelgesellschaft hatte bis 1843 allein 20000 neue Testamente in neuseeländ. Sprache auf der Insel verbreiten lassen. Ein Missionar sah einmal ein Gesangbuch, welches ein bekehrter Neuseeländer mit feuchtgemachtem Schießpulver sich abgeschrieben hatte. Das heißt Schwerter zu Pflugschaaren machen! Durch diese ganz ungemein große Verbreitung des göttlichen Wortes auf der Insel ist es geschehen, daß ein röm. katholischer Bischof, der sich mit einigen Missionaren in dieses Missionsfeld eindrängen wollte, nicht hat aushalten können und bald wieder das Land verlassen hat. Statt dessen ist aber ein evangelischer Bischof von der englischen Kirche gesandt, welcher nicht nur die kirchlichen Verhältnisse der europäischen Ansiedler zu ordnen und zu leiten hat, sondern sich auch mit großem Eifer des dortigen Missionswerkes annimmt. Er hat seinen Sitz in einer Missionsniederlassung genommen und schrieb nach genau angestellter Untersuchung der Früchte der Arbeiten der Missionare 1843 also: „Gott hat die Arbeit seiner Diener auf eine wunderbare Weise gesegnet. Wir sehen eine ganze Nation von Heiden auf einmal bekehrt. Gott hat Tausenden und aber Tausenden unseres Gleichen in diesem entfernten Lande ein neues Herz und

einen neuen Geist gegeben. Eine Hand voll gläubiger Leute sind durch die Kraft des Geistes Gottes das Mittel gewesen, der Familie Jesu Christi ein anderes christliches Volk zuzugesellen und junge Söhne und junge Töchter, Greise und Kinder loben alle Gott mit einem Herzen und mit einem Munde, bringen ihm jeden Morgen und jeden Abend ihre Gebete dar, alle erforschen die Schrift, um den Weg des ewigen Lebens kennen zu lernen, alle achten das Wort Gottes als das Köstlichste, alle, die Einen mehr, die Andern weniger, offenbaren auch in ihrem Leben eine Frucht des heiligen Geistes.“ Es thut sehr Noth, daß der Herr seine Sache hier eilend ausrichte. Die Macht des Heidenthums ist doch bei vielen Getauften noch sehr groß und bricht oft sehr wild heraus. Dazu strömen die Kolonisten in großer Menge herbei, seit die Krone England von der Insel Besitz ergriffen hat und finden die Eingeborenen nicht recht bald gründlich das Heil in Christo, so werden sie dasselbe Unheil erfahren müssen, was die Heiden überall von den Einwanderern gelitten haben. Doch muß man es der engl. Landesregierung nachrühmen, daß sie mit Ernst über den Rechten der Landeseingeborenen hält und sie, wo sie nur kann, gegen die Unbill der Kolonisten schützt.

Nach Tawai Punamu, der andern größern Insel Neuseelands, ist das Evangelium noch nicht gedrungen. Doch hat bereits ein Bote der norddeutschen Miss. Ges. auf einer an der Südspitze derselben belegenen kleinen Insel seit einem Paar Jahren ein schönes Arbeitsfeld gefunden. Auch haben die Missionare auf Neuseeland Theile der heiligen Schrift in die Sprache der Heiden auf der benachbarten Chatam-insel übersetzt

und sie durch Eingeborene hingesandt. Es sind dieselben dort gut aufgenommen und 1843 ließen sich einige Boten des evangelischen Missionsvereins in Berlin daselbst nieder.

Die nach Nordwesten gelegenen Inseln der Südsee brauner Bevölkerung sind bis auf die Marianen, welche schon lange römisch-katholisch sind, bisher ganz ohne Missionare geblieben. Und wir wenden uns nun endlich noch den westlichen Inseln mit schwarzem Volke zu. Die schwarzen trifft man zuerst, wenn man von Osten kommt, auf den Fidschiinseln, etwa so in der Mitte des großen Inselhaufens der Südsee. Ihre Bewohner sind so roh und ungeschlachtet, als man sich Wilde nur denken kann, von rußiger Farbe, schlechtgebauten Gliedern, platten, oft rothbemalten Gesichtern, buschigen rothgefärbten Haaren, die Männer ganz nackt, die furchtbarsten Menschenfresser mit Blutdurst und Kriegslust ohne Maaß, dabei ein großes, zahlreiches Volk von 300000 Menschen. Gleich ein Jahr nach der großen Erweckung auf den Freundschaftsinseln 1835 fuhren methodistische Missionare von dort mit mehreren eingeborenen Lehrern der Fidschiinsel Lakemba zu. Es waren ihnen auch hier die Lehrer von Eimeo schon zuvor gekommen und sie fanden eine kleine Gemeinde von 20 Bekehrten. Man nahm sie gut auf und die Fidschiinseln wurden von der Zeit an ein besonderes Missionsfeld der engl. Methodisten von den Freundschaftsinseln aus. Auf Lakemba ist wenigstens soviel im Allgemeinen ausgerichtet, daß seit sieben Jahren kein Menschenfleisch mehr gegessen ist. Auf andern Inseln haben die Missionare und die eingeborenen Lehrer, die sie mitgebracht haben, immer

noch sehr viel von der Rohheit der Eingeborenen zu leiden und sie müssen Krieg nnd Menschenfresser das ganze Jahr hindurch vor ihren Augen dulden. Sie sind ganz und gar der Laune und Wildheit der Häuptlinge ausgesetzt und das Volk wirft ihnen zum Spaß zerstückelte Leichname ins Haus und hat sogar die Haut eines Missionars untersucht, um zu sehen, ob er sich gut würde essen lassen. Bei allem dem hatte der Herr doch schon so weit Gnade gegeben, daß auf 53 Plätzen gepredigt wird; etwa 3300 Insulaner besuchen den Gottesdienst, davon sind an 1900 im Schulunterrichte und an 1300 Gemeindeglieder.

Das Kreuz wird ja wohl weiter siegen und auch diese Starken zur Beute nehmen. Vor der Hand aber ist seinen Siegen hier auf den Fidschiinseln in diesem östlichen Theile der Südsee ein Ziel gesetzt. Denn weiter nach Osten ist es noch nicht siegreich gedrungen. Es sind zwar die den Fidschiinseln am Nächsten nach Westen liegenden Neu-Hebriden in Angriff genommen, aber beim Angriff ist es zur Zeit auch noch geblieben. Die London. Miss. Ges. rüstete 1838 dem Missionar John Williams eigends ein Schiff aus, auf welchem er diese Inseln besuchen und auf ihnen Lehrer aussetzen sollte. Er unternahm's und der große Streiter Christi ist im Angriff gefallen. 1839 wurde er auf einer der Neu-Hebriden, Erromanga, mit einem andern Missionar von den Wilden erschlagen. Seitdem hat man auf einigen dieser Inseln, auch auf der Sandwichinsel und auf Neu-Caledonien Versuche zur Mission gemacht, die theils vereitelt sind, theils noch in ihren Anfängen bestehen.

Nicht viel besser steht es mit der Mission unter den

Schwarzen in Neuholland. Neuholland ist die größte Insel der Welt, noch größer als das ganze Festland von Europa. Es ist aber seinem größten Theile nach noch unbekannt, besonders das Innere. An den Küsten findet sich nicht sehr zahlreiches Volk. Und dies Volk ist ein nach Leib und Seele gar verkommenes Geschlecht, schwarz, häßlich, mit merkwürdig dünnen Armen und Beinen, fast nackt, unstät umherstreifend, voller Laster, von Zank, Jagd und Fischfang lebend, echte Wilde und Heiden und dazu jetzt vielfach den Verführungen der Kolonisten ausgesetzt, welche sich besonders an etlichen unter englischer Hoheit stehenden Gegenden der Süd- und Ostküste niederlassen. Auf der Ostküste hat man von Sidnei aus schon mehrere Missionsversuche unter ihnen gemacht, die Colonialregierung hat Schulen für ihre Kinder angelegt, Missionare der engl. Methodisten und der engl. kirchlichen Miss. Ges. haben Plätze unter ihnen gegründet, Bücher in ihrer Sprache drucken lassen, sie zum Landbau zu bewegen gesucht u. s. w.; aber es hat bis jetzt noch gar nicht fort gewollt. Eine Zeit lang haben unter einigem Segen die Missionsplätze bestanden; dann sind Ereignisse eingetreten und man hat sie als hoffnungslos wieder aufgegeben. Die Schwarzen wollen sich zu keiner Ansiedelung bequemen und lieben ihr elendes, herumstreichendes Leben und die schlechten heidnischen Weisen gar zu sehr. So besteht auf der ganzen Ostküste nur noch ein einziger Missionsplatz, Namens Zionshill, nördlich von Sidnei, welchen 1838 Boten einer besondern Sidneigesellschaft für die Schwarzen anlegten, zu welchen sich ein Jahr nachher Missionskolonisten des Berliner evangelischen Miss. Vereins gesellten, die

aber auch noch so gut wie keine Frucht ihrer vielen Mühen gesehen haben. Auf der Südküste der Insel, woselbst eine ähnliche englische Niederlassung mit der Hauptstadt Adelaide sich findet, haben engl. methodistische Missionare Versuche gemacht, aber dieselben gleichfalls aufgegeben. Nur vier Boten der lutherischen Miss.-Ges. zu Leipzig halten dort noch Stand; sie beschäftigen sich aber mehr mit den dortigen lutherischen Kolonisten als mit den Wilden. — Allein auf der am Wenigsten besuchten Westküste zeigt sich einiger Erfolg der Mission. Hier ist eine englische Kolonie am Schwanfluſſe, Perth, gegründet. Die haben 1840 die engl. methodistischen Missionare zu einem Missionsplatze erwählt und haben die Freude, eine kleine schwarze Gemeinde um sich zu sehen.

So schließe ich meine Uebersicht über die Erfolge der evangel. Mission unter den Heiden an einem traurigen Ende. Es ist mir aber grade recht. Dahin sind wir noch lange nicht gekommen, daß wir zur Mission singen könnten „mein Herze geht in Springen und kann nicht traurig sein.“ O nein, ganz und gar nicht. Es soll eben vor der Hand noch bei dem Seufzer bleiben: „Ach, daß du doch den Himmel zerrissest und führest herab!“ Doch muß man über dem Seufzer das Danken nicht vergessen. Der Herr hat bisher wohl Großes gethan; deß sollen wir immerzu fröhlich sein. Das ist der Weg, da er uns zeiget sein Heil. Das Himmelreich ist hier Bauleuten gleich. Den Bauriß hat der Meister zwar fertig, aber das geht nicht so geschwind, daß die Gesellen gleich das Mauer- und Säulenwerk aufführen. Es müssen doch erst Steine und Kalk herbeigeschafft, der Kalk gelöscht, die Steine

behauen, der Grund gegraben werden. Das will seine Zeit haben. Dann erst hebt sich allgemach hier ein Mauerstück, dort ein Säulenschaft. Wenn der Bau fertig dastehen wird, wer weiß das? So ist es mit der Missionsarbeit der evangelischen Kirche auch. In des Herrn Rath ist freilich alles schon längst versehen und wir glauben, er werde es herrlich hinaus führen. Aber noch stehen seine Diener in den Vorarbieten. Hin und her in den Ländern haben sie zunächst festen Fuß gefaßt und sich die Lage der Dinge seit Jahren angesehen. Dadurch ist es den Missionsges. hier zu Hause schon möglich geworden, daß sie ihre Anschläge und Pläne zur Bekehrung der Völker nicht mehr so ins Blaue hinein zu machen brauchen, sondern geleitet von dem Rathe ihrer erfahrenen Boten. Dadurch ist ferner den Missionaren, die jetzt gehen, an vielen Orten ihr schwerer Gang bedeutend erleichtert. Sie finden Brüder draußen. Die haben einen guten Theil des Lehrgeldes für sie im Voraus bezahlt. Ihre Hilfe, ihr Rath, ihre Erfahrungen kommen ihnen zu gut. Viele fremde Sprachen, von denen man in Europa kein Wörtlein kennt, sind von den Missionaren nach vieljähriger Mühe erlernt, in Schrift gebracht, es sind Lehr- und Wörterbücher über dieselben geschrieben. Das macht den nachkommenden Boten die Erlernung der Sprachen, das allernöthigste, oft so beschwerliche Mittel zur Verkündigung des Evangeliums, um vieles leichter. — An den meisten Orten, wo sich Missionare niedergelassen haben, haben sie durch ihre liebevollen Bemühungen, durch ihre höhere Bildung und durch ein musterhaftes Leben ein günstiges Vorurtheil für das Christenthum unter den Völkern erweckt. Sie

haben den Namen Jesu, der in der Fremde durch Namenchristen in übeln Ruf gekommen ist, wieder zu Ehren gebracht. Das ist auch schon etwas. — Eine verblendete Priesterschaft und die Sünde der Leute leisten zwar überall der Predigt der Missionare einen heftigen Widerstand. Aber weit gefehlt, daß das wider den Erfolg der Missionsarbeit etwas bewiese, legt es vielmehr ein kräftiges Zeugniß für denselben ab. Sähen die Priester ihre falsche Religion unter den Angriffen der Missionare nicht wanken, würden sie wohl in Ruhe bleiben und sich wenig drum kümmern, fühlten die Leute sich nicht empfindlich durch die Predigt getroffen, würden sie nicht so steuern und wehren. Es ist das freilich noch lange keine Bekehrung, aber der Grund ist damit gegraben, in welchem die Fundamente zum Bau gelegt werden können. Und schon liegen sie weit und breit. In fast 100 Heidensprachen haben seit 40 Jahren die Missionare die Bibel und viele christliche Bücher übersetzt, unter den Völkern verbreitet und dieselben sie lesen gelehrt. Mit vielen 1000 Kindern wird von ihnen Schule gehalten. Das junge Geschlecht wächst unvermerkt in die christliche Erkenntniß hinein, wie die Jugend bei uns zu Lande. An vielen Punkten sind Seminare errichtet, in welchen die Missionare begabte Eingeborene zu Lehrern ihres Volks erziehen. Fast auf allen Plätzen bemüht man sich, das wüste Leben der Heiden unter Gesetz und bürgerliche Ordnung zu bringen. Diese Bibeln, diese Jugend, diese eingeborenen Lehrer, diese Gesetze, das sind die sichern Fundamente, auf denen der heilige Bau der Zukunft sich erheben wird. — Und schon hebt er sich hie und da. Man kann es ja doch in Wahrheit

sagen, daß schwerlich eine Mission zu finden ist, wo nicht, wenn auch nur einige Seelen, rechtschaffen zu Gott bekehrt sind; an vielen Orten schon viele; an einigen Orten sind schon ganze Völkerschaften durch die Missionare zu christlichen Nationen geworden und spüren geistlich und leiblich gar lieblich die Segnungen des Evangeliums. Man kann die Zahl aller durch den Einfluß der neuern evangel. Mission getauften lebenden Heiden auf **400000** anschlagen und das hören die Christen hier zu Lande, diese glücklichen Erfolge; und das reizt sie und immer mehrere treten zu dem großen Werke zusammen und wollen es durch Gebet und Handreichung fördern helfen. Das ist auch ein Erfolg der Missionsarbeit, der der Kirche nicht minder als ihrer Mission zu gut kommt.

Nun und wenn auch alle die Erfolge nicht wären — da stehen seine hellen und klaren Worte: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Register.

	S.
Aa	83
Aana	253
Abomoi	59
Abukula	191
Abyssinien	48. 49. 178
Ada Bazan	137
Afghanistan	13. 144
Afrika	47. 178
Agra	147
Ahriman	17
Aleppo	137. 138
Alfuren	44. 147
Alt-Kalabar	193. 213
Amarosa	211
Amboina	173
Amerika	72. 215
Amida	34
Angekoks	73
Ansárieas	16
Antigua	231
Apatschen	78
Aquapimland	189
Arabien	53. 154
Araukos	78
Arawaken	229
Areoi	86
Armenien	14. 130. 137. 143
Arm. Christen	14. 137
Arrakan	154. 159
Ashantee	57. 58. 190
Asien	13. 135
Astrachan	134
Athen	129
Australien	79. 247
Australinseln	250
Ava	155
Azteken	78
Baalfluß	205
Badagry	57. 191
Badschur	175
Bambei	247
Bankok	159
Barmen	117
Barissal	147
Basel	115
Bassutos	61. 63. 208
Batavia	176
Batlapi	61. 65
Battas	45
Bau	90
Bebeck	130
Beersheba	208
Beirut	136. 141. 143
Belals	53
Benares	20. 146
Bengalen	146
Berberei	49
Berlin	116
Bethanien	202
Bethelsdorp	198
Betschuanen	61. 64. 206
Bibelgesellschaft, britische und ausländische	112
Bintang	177
Birma	34. 35. 154
Boardmann, Miss.	157
Bolivia	72

S.

Bombai 149
Bonzen 35
Borabora 249
Borneo 43. 175
Bowel 261
Brahma 18
Brainerd 109
Braminen 27
Brandfort 221
Brasilien 72. 96
Brody 4
Buddha 34. 153
Burdwan 147
Buriäten 42. 171
Buschmänner 61. 67. 69. 195. 203
Buschneger 247

Cairo 179
Cali 19
Canton 167
Carei, Dr. 110
Ceilon 34. 97. 151
Celebes 43. 44. 174
Chasidim 7. 133
Chataminsel 267
Chili 72
China 34. 36. 162. 164
Christian II. 106
Christiansburg 189
Clarkson 60
Coke, Dr. Thom. 110
Coast, Cap 183. 190
Cox, Miss. 186
Confucius 41
Constantinopel 4. 130
Cukoab 62

Dahomei 59
Dajakken 44. 175
Dalai Lama 9. 34
Damer 52
David, Miss. 107
Derwisch 50
Deutschland 114
Dinatschpur 147
Dober, Miss. . . . 107. 231
Dominika 230

S.

Druſen 15. 143
Dſchuggernath 19
Duff 111
Durga 19

Effendi 11
Egede, Hans, Miss. . 105. 215
Egede, Paul 106
Egypten 49. 50. 179
Eimeo 249
Elliot, John, Miss. . 97. 222
Ellis, Miss. 111
Emoi 167
England 97. 109
Erromanga 269
Erzerum 138
Eskimo 73. 105. 215
Europa 3. 125
Evangel. Ges. in Frankreich 119
Evangel. Ges. zu Genf . . 119

Fakirs 27
Fernando Po 192
Fetisch 54
Fez 49
Fidschiinseln . . . 88. 90. 206
Fo 34
Formosa 96
Fox, Miss. 186
Franke, A. H. 102
Frankreich 127
Freemann, Miss. 190
Freistadt 184
Freundschaftsinseln 87. 248. 261
Friedrich IV., König v. Dänemark 102. 215
Friedrichslohra 138
Futschufu 167

Gabuhn 193
Galizien 4
Ganges 28. 145
Gambia 193
Gaudma 34
Gaulton 261
Genf 95
Georg, König von England . 235

S.

Gerike, Miss. 105
Gesellschaftsinseln 79. 85. 86. 250
Silbertinseln 87
Gnadenthal 197
Goa 146
Gög Täpä 140
Goldküste 53. 183. 189
Gorruckpur 147
Grahamsstadt 199
Griechenland 3. 129
Griechisch-kath. Christen . . 136
Grigri 52
Griquas 204
Griquastadt 204
Grope-Island 221
Grönland . . . 73. 107. 215
Guatimala 72
Guebern 17
Guiana 72. 229. 246
Gützlaff, Miss. . 114. 159. 166
Gust. Wasa, Kön. v. Schweden 96
Gust. Adolph, K. v. Schweden 96

Habesch 48
Haiti 230. 232
Hamburg 117
Hankey 199
Harweyinseln . . . 79. 251
Hasbaya 137
Hatalla 44
Hawai 255
Hilo 258
Himalayagebirge 145
Hinterindien 153
Holland 96. 113
Honau 37
Hong-kong 167
Honolulu 260
Hovavolk 212
Hottentotten 61. 195
Huahine 249
Hudsonia 218
Hukuff, Miss. 183
Hupur 261

Jänike, Joh. . . . 114. 116
Jamaika 232

Japan 31. 172
Java 34. 49. 176
Ibn Mulana 43
Jerusalem 112. 143
Jessur 147
Ika na Mavi 262
Iman 11
Indianer 75. 110. 218
Inseln des gefährl. Archipels 250
Johns, Miss. 213
Islam 11. 43
Ismaliejeh 16
Juden . 4. 49. 131. 140. 179.
— aufgeklärte 7
— talmudistische 5
— schwarze . . . 15. 142
Judson, Miss. 155

Kaffa 48
Kaffern 61. 63. 208
Kairo 50
Kaledon 199
Kalkutta . . 21. 146. 147. 149
Kallenberg 108
Kalmücken 9
Kambat 48
Kampbell 198. 204
Kanada 72. 220
Kapkolonie 53
Karaiten 5
Kariben 78
Karnarisluß 221
Karolinen 87
Karaß 134
Kasten 32
Kattak 147
Kaunaam 62
Kawkawlie 224
Kedamezers 16
Kemp, v. d., Miss. 111. 113. 198
Kilham Hanna 185
Kingston 234
Kippora 4
Klaarwater 204
Koke, Dr. Tomas, Miss. . . 231
Kolumbien 72
Kookfontein 201

	S.
Koptische Christen	14. 48. 178
Koran	10
Korannas	61. 205
Korannahottentotten	203
Korjäken	46
Korfu	129
Koromandel	102
Kotschin	142
Kreeks	76
Krischna	19
Krischnagur	147
Kumasse	190
Kumantschen	78
Kupang	173
Kuruman	207
Labrador	73. 217
Lakemba	268
Lama	35
La Plata	72
Lappland	96
Lattaku	206
Leipzig	118
Libanon	136
Liberia	187
Lichtenau	216
Löhe	118
Luchjantipur	147
Lyman, Miss.	177
Mackinaw	224
Madura	148
Madagaskar	53. 71. 212
Madras	145. 146. 149
Madschapo	38
Makao	166
Makarthy	185
Malaien	44. 163
Malakka	162
Malta	129
Mambukis	61
Maine	224
Manahasse	174
Mandandistrikt	226
Mandingoneger	52
Marabout	53
Marianen	87
Maroniten	14. 136
Marokko	49
Marquesasinseln	79. 248
Marsden, Sam.	247. 262
Marshman, Dr., Miss.	110
Marieninsel	185
Maulmein	156
Mauritius	214
Mesopotamien	141
Mekka	54
Mergui	156
Methodisten	110
Merifo	72. 78
Mills, Sam.	120. 187
Mindano	43
Missionsgesellschaften:	
— Londoner	111
— englisch-kirchliche	111
— zur Verbreitung des Christenthums unter d. Juden	112
— schottisch-kirchliche	112
— schottisch-freikirchliche	112
— irländische	113
— niederländische	113
— Baseler	115
— — zur Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern	116
— Lausanner	116
— zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden zu Berlin	116
— zur Beförderung d. evang. Missionen unter den Heiden zu Berlin	116
— Goßnersche	116
— rheinische	117
— norddeutsche	117
— lutherische	118
— in Baiern	118
— deutsch-chinesische Stiftung in Cassel	118
— rheinisch-westphälisch. Judenmissionsverein	118
— evangel. zu Paris	119
— dänische in Kopenhagen	120
— norwegische	120

S.

Missionsgesellschaften:
— amerik. für auswärt. Miss. 121
— — baptist. . . . 121
— — der presbyt. Kirche 121
— — bischöflich method. 121
— — bischöfliche . . 121
Moffat, Miss. . 65. 68. 111. 206
Mohammed 10
Mohammedaner . 10. 134. 143
Moldau 48
Mollah 52
Molukken. 43. 172
Monseytown. 221
Morimo 64
Morrison 165
Moschee 12. 53
Moskos 78
Moslemim 11
Munson, Miss. 177
Musbyasnis 17
Myall. 245

Namaquas 61. 201
Neger. 54. 73. 110
Nestorianer 14. 139
Neu-Britanien. 88
— Fairfield 222
— Guiana 88
— Hebriden . . . 88. 269
— Herrnhut 216
— Holland . . 88. 90. 270
— Irland 88
— Kaledonien . . 88. 269
— Rabbä. 212
— Seeland . . . 87. 262
New-York 224
Niedrige Inseln 79
Nikomedien 137
Nikobareninsel 178
Nikolayson 114. 141
Ningpo 167
Nitschmann, Miss. . . 107. 231
Nott, Miss. 111
Nubien 52

Oahu 260
Oboa 245

S.

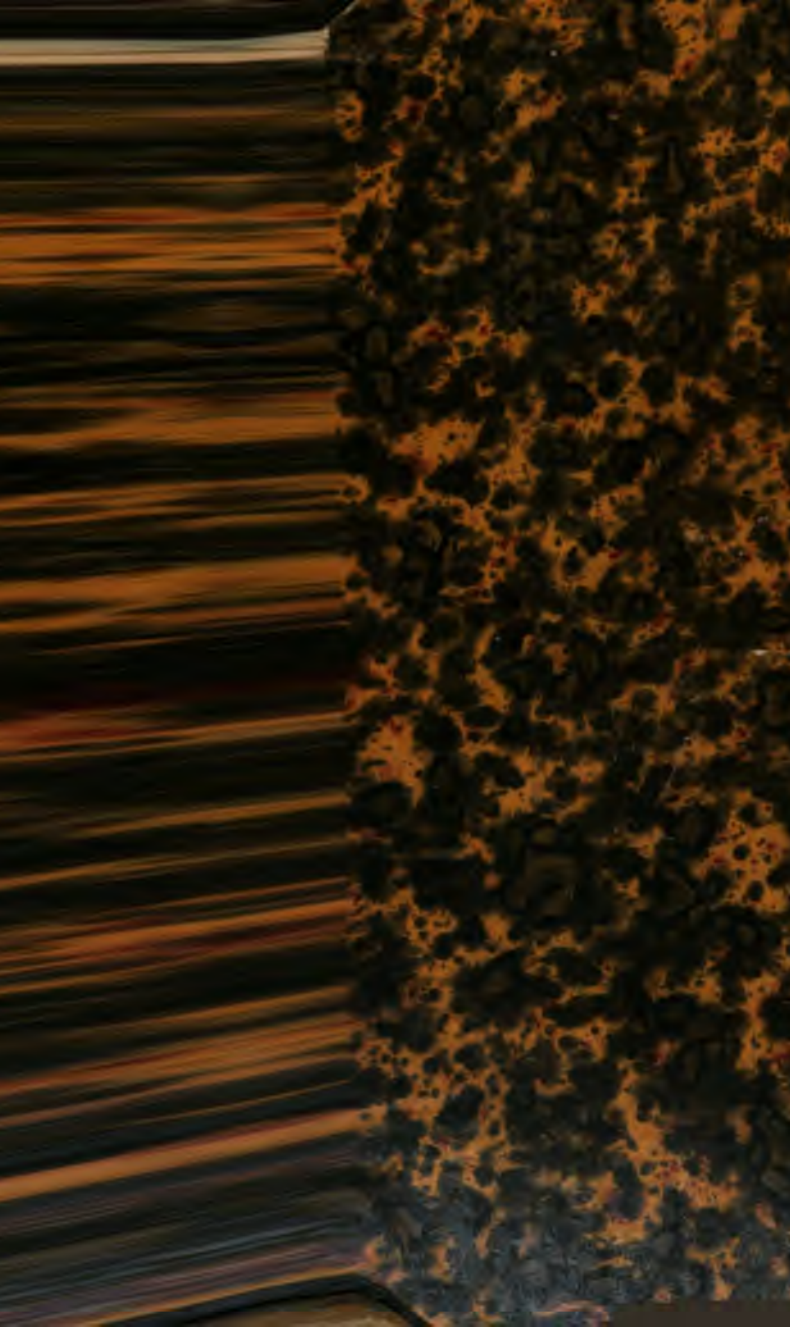
Okak 218
Oregondistrikt . . . 226. 228
Orenburg 134
Ormuzd 17
Osagedistrikt . . . 76. 226
Ostjäken 46
Ostindien. 18. 144

Pacalt, Miss. 114
Pacaltsdorp 199
Padang 177
Pagoden 37
Palmas 188
Paramaribo 246
Papeiha 251
Papus 88
Paria. 32
Parsen 17
Patagonien 75
Paviansklooof 197
Perth 271
Peru 72. 75
Pfefferküste 53
Philippinen 43. 172
Philippton 199
Pitcairn 250
Plattkopfindianer . . 76. 228
Plütschau, Miss. 102
Polen. 4
Pomare 248
Pontianak 176
Port Natal 221
Prinz-Walesinseln . . . 162
Propaganda 95
Protten, Miss. . . . 183. 187
Pulopetak 175
Pulo Pinang 162
Puna. 228
Puri 21

Quaque, Miss. . . . 184. 189
Quintybucht. 221
Quitschuas 78

Rabbinen 5
Radama 212
Rajatea 249

	S.
Ram	19
Ranavalona	213
Rangihu	264
Rangun	155
Rarotonga	251
Read, Miss.	111
Reisfee	221
Rewa	90
Rhenius, Miss.	112. 114
Riis, Miss.	189. 242
Riouw	177
Robbeninsel	197
Roheboth	202
Rotterdam	113
Rurutu	83
Rußland	39. 128
Sahara	51
Salomonsinsel	88
Samoainsel	87. 252
Samojeden	46
Sandwichsinseln	79. 255. 256
Saphet	142
Sarepta	135
Sawaii	253
Schamanen	47
Schanghä	167
Schifferinseln	87. 252
Schigimuni	34
Schirnding, v.	114
Schlangenindianer	76
Schmidt, Georg, Miss.	197
Schiwa	19
Schulze, Benjamin	105
Schuscha	138
Schwarz, Miss.	108
Sclavenhandel	59
Sclavenküste	191
Scriver	100
Seelenwanderung	30
Senegambien	52. 185
Serampur	147
Siam	34. 35. 159
Sibirien	42. 46
Sibama	48
Siebenbürgen	8
Sierra Leone	56. 184
Silo	212
Simcoesee	221
Singapur	162
Siour	76
Smyrna	136. 140
Somosomo	91
Spanien	127
Spener	102
Stach, Christ. u. Matth., Miss.	107
Stellenbosch	200
Stavanger	120
Südamerika	72
Südwesterinseln	173
Südsee	247
Sumatra	43. 45. 176
Surabaya	176
Surinam	246
Synagogen	4
Syra	130
Syrien	141
Tabu	80
Tahaa	249
Tahiti	81. 83. 248
Talapoinen	35
Talmud	6
Tamahas	61
Tambukis	61
Tambukikaffern	212
Tamehameha	255
Tananariva	213
Tanger	181
Tapuyos	78
Tavoy	156
Tawai Punamu	262
Tennasserim	155
Tepuna	264
Thomas, St.	106. 231
Timor	173
Tinnevelly	148
Tondano	175
Tonga	261
Traktatgesellschaft, englische	112
Trankebar	102
Traversebai	224
Trebisond	137
Tschippewähindianer	76. 221

	S.
Tschippewähtown	221
Tschirokesen	76. 227
Tschoktawindianer	76. 222. 227
Tschannar	147
Tschuktschen	46
Tunis	49. 179
Türkei	84
Ungarn	48
Unterguinea	60
Upolu	253
Urmia	139
Vandiemensland	90
Waddel	243
Way	112
Wellington	200
Wels, Ernst von	101
Wesley	110
Westen, Thomas von	105
Westindische Inseln	230
Wilberforce	60. 221
Williams, Miss.	111. 250. 263
Wilson, John	111. 248
Wischnu	18
Wolamo	48
Wonika	212
Wyandots	76
Zahnküste	53
Zendaveſta	17
Ziegenbalg, Miss.	102. 105
Zigeuner	8. 133
Zinzendorf, Graf v.	106. 183
Zionshill	270
Zoar	200
Zoroaster	17
Zulah	61
Zulu	211

JENHOF & MOELLER
BOSTON
Winter Street 40